# Kleine Schriften

von

Joseph Friedrich Engelschall,
Professor der schönen Literatur zu Marburg.

Nach des Verfassers Tode
herausgegeben
von

Carl Wilhelm Justi,
Superintendenten, Konsistorialrathe und Professor zu Marburg.

Erster Theil.

Göttingen. 1805.
Bey Heinrich Dieterich.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

# Vorrede.

Nicht ohne Rührung übergebe ich dem Publikum den literärischen Nachlaß meines verewigten Freundes. Manches traurig-süße Gefühl wachte wieder auf, während ich mich mit der Durchsicht und Anordnung dieser kleinen Sammlung beschäftigte. Engelschall hatte selbst in den letzten Tagen seines Lebens den Entschluß gefaßt, seine zerstreut gedruckten Aufsätze zu sammeln, zu verbessern, und sie, mit einigen noch ungedruckten vermehrt, in

zwey Theilen heraus zu geben. Die Handschrift vom ersten Theile war bereits von ihm vollendet, und im Anfange des Jahres 1797. an den Verleger abgeschickt worden; im nächsten Sommer gedachte er den zweyten Theil zu ordnen, und damit diese Sammlung zu beschließen. Allein er erlebte diesen Sommer nicht. Am 18. May des erwähnten Jahres verschied er, im seinem 58sten Lebensjahre, und mit diesem kenntnißreichen, vielseitig gebildeten und edlen Manne, der mein Freund im schönsten Sinne des Wortes war, schwand ein grosser Theil meiner Lebensfreuden hin. — —

Mancherley Umstände verzögerten indessen den Abdruck des ersten Theils. Mir blieb das Geschäft, die noch vor-

handenen Papiere zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, die bereits in Zeitschriften abgedruckten Aufsätze hinzuzufügen, und so den zweyten Theil zum Abdruck einzurichten. Das Publikum erhält nun in diesen beyden Theilen alle diejenigen Aufsätze, welche ihm der Verf. wahrscheinlich selbst übergeben haben würde. Einige flüchtige Skizzen, Aufsätze, die nur ein lokales oder temporelles Interesse haben, unvollendete Abhandlungen und bloße Uebersetzungen habe ich dieser Sammlung nicht einverleibt, weil ich überzeugt bin, daß auch **Engelschall**, — dessen Sinnesart und Geschmacksurtheil ich aus einem vieljährigen vertrauten Umgange kannte, der mich bey der Anordnung des ersten Theils mit dem freundschaftlichsten Zutrauen

beschenkte, und manche meiner Ansichten und Vermuthungen, wie z. B. die Ideen über die Altar-Verzierungen in der Elisabethen-Kirche zu Marburg (Th. I. S. 64.) gütig aufnahm, — sie dieser Sammlung nicht würde einverleibt haben. *).

Man wird es nicht ungern sehen, daß ich den prosaischen Aufsätzen noch

*) Wem es um eine vollständige Kenntniß aller Aufsätze des seel. Engelschall zu thun ist, der darf nur in Hrn. Hofr. Meusel's Lexikon der vom Jahr 1750. bis 1800. verstorbenen Teutschen Schriftsteller. III. Band. den Artikel: Jos. Fr. Engelschall — verglichen mit den von mir herausgegebenen hessischen Denkwürdigkeiten, IV. Theil, 2te Abtheil. S. 509 fg. — nachschlagen.

eine Auswahl einiger spätern Gedichte des Verfassers, welche in der Gedichte-Sammlung desselben (Marburg und Leipzig, 1788.) nicht vorkommen, beyfügte.

Ueber den Werth der meisten hier mitgetheilten Abhandlungen, Aufsätze und Erzählungen meines Freundes hat das Publikum bereits, bey ihrer ersten Erscheinung, günstig entschieden; noch lieber wird man sie in der verbesserten Gestalt, worin sie jetzt erscheinen, aufnehmen, und die hier zum ersten Mahl erscheinenden Aufsätze dürften den früher bekannt gewordenen schwerlich nachstehen. Der Unbefangene wird insbesondere den artistischen Aufsätzen des Verfassers Scharfsinn, Interesse des Inhalts, correkten und eleganten

Vortrag, den Erzählungen glückliche Erfindung und Anmuth, und den angehängten Poesien schöne Haltung des Ganzen, Phantasie und Empfindung, Grazie und eine sanft hinschmelzende Diktion nicht absprechen. Ein stilles und wohlthuendes Feuer, das nicht wild auflodert, sondern sanft erwärmt, athmet in allen Geistes-Erzeugnissen des für die schöne Literatur und Kunst zu früh geschiedenen Mannes.

Merkwürdig ist es, daß Engelschall Alles, was er war, durch sich selbst, ohne fremde Anleitung, wurde. Daß er aber mit Kenntnissen mancher Art ausgestattet, ein großer Kenner der Kunst und deren ältern und neuern Geschichte, und ein sehr geschickter Zeichner und Mahler war,

dieß wissen alle, die ihn näher kannten. Insbesondere geht sein treffendes Kunsturtheil aus seinen artistischen Abhandlungen und aus seiner meisterhaften, und mit allgemeinem Beyfall der Kunstverständigen aufgenommenen, Lebensbeschreibung J. H. Tischbein's (Nürnberg, 1797.) hervor. Sein sittlicher Charakter zeichnete sich durch hohe Güte aus; strenge Gewissenhaftigkeit, Wohlwollen und uneigennützige Hülfleistungen waren Hauptzüge desselben. Eine genauere Charakteristik und einen Umriß der Hauptlebensumstände des unvergeßlichen Mannes hatte ich nicht lange nach dessen Tode dem Hrn. Verleger, als Einleitung zum ersten Theile dieser Sammlung, geschickt; da jedoch dieser Aufsatz unterdessen mit einigen mir

nöthig scheinenden Veränderungen und Zusätzen in Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1797. *) eingerückt worden ist: so muß ich die Leser, die den seel. Engelschall in seinem Daseyn und Wirken etwas genauer kennen lernen möchten, dorthin verweisen.

Wenn diese kleine Sammlung den Freunden der Kunst und einer unterhaltenden Lektüre einige Befriedigung gewährt, und das Andenken an einen achtungswerthen Mann würdig erneuert, dann ist meine Absicht erreicht!

*) I. Band. Seite 75 — 122. Gotha 1801.

Marburg
am 25. Februar, 1805.

C. W. Justi.

# Inhalt

## des ersten Theils.


I. Kordelia. S. 1

II. Beschreibung der Statüe des Landgrafen Friedrich II. in Cassel. 31

III. Das Begräbnißmonument der heiligen Elisabeth zu Marburg. 37

IV. Der Spiegel. Ein Traum Xenophons. 69

V. Ideal und Nachahmung. 31

VI. Sestra, eine morgenländische Geschichte. 105

VII. Ueber den Einfluß der bildenden Künste auf den Geist und die Sitten einer Nation. 146

VIII. Doktor Faust und Ottmair. 179

IX. Versuch einer Würdigung der Deutschen Prose. 206

deren Inhalt aus der Geschichte dieses Schlosses entlehnt war.

Die Sagen und Erzählungen von dieser Gegend geriethen allmählich in Vergessenheit, als ein sonderbarer Verfall sie wieder belebte, und ihnen den vollen Reiz der Neuheit gab.

Einer der schönsten Herbstabende schwellte röthlich und in segelnden Dünsten auf dieser Gegend, als ein vierspänniger Reisewagen sich sehen ließ. In demselben befand sich ein junges Frauenzimmer nebst ihrer Hofmeisterinn; beyde hatten eine krank liegende Anverwandte besucht, und waren jetzt auf dem Rückwege nach der Stadt.

Die junge Dame saß still in sich gekehrt; sie sprach wenig, und ein Duft von Unmuth schwamm auf ihrer Stirn. Es war eine Physiognomie von Bedeutung; heftige Leidenschaften hatten bereits auf ihr Angesicht gewirkt, dem es übrigens an Jugend und Schönheit nicht gebrach. Unwillkürliche Seufzer hoben von Zeit zu Zeit einen Busen, der sich in seinen Fesseln sträubte.

Kordelia — so hieß die Schöne — war die Tochter eines Kammerraths, der die sinnreiche Kunst verstand, wohlhabend zu scheinen, da er es nicht war. Ihre Mutter, eitel, intriguant und verschwenderisch, hatte ihr bloß die

Erziehung der ſo genannten feinen Welt, das iſt, eine ſehr oberflächliche Erziehung, geben können. Ohne Grundſätze und geſchärftes Urtheil trat jetzt Kordelia in die Welt. Sie liebte rauſchende Vergnügungen, und nährte ſich mit den ausſchweifendſten Bildern einer glänzenden Zukunft. Arme Schmeichler und liſtige Verführer nutzten dieſen Umſtand, und ließen kein Mittel unverſucht, ihre Neigungen bis zur Leidenſchaft anzuflammen.

Die Folge von dem Allen war unbefriedigtes Bedürfniß. Unmöglich konnten die Auftritte des Lebens ihren Erwartungen immer entſprechen; alsdann zog plötzlicher Unmuth ihre Seele zuſammen, ihre Stirn wölkte ſich, die tiefen und drohenden Blicke verkündigten innern Kampf. Es bedurfte aber nur eines Zufalls, einer Schmeicheley, eines zärtlichen Briefs, um ihr ganzes Weſen in die vorige Heiterkeit umzuſtimmen.

So war Kordelia, ſo dachte, liebte und handelte ſie. Es iſt nöthig, daß der Leſer mit ihrem Charakter vorläufig bekannt werde; denn dieſer wirft Licht auf das Folgende.

Faſt von gleichem Schlage war die Gemüthsart ihrer Hofmeiſterinn, mit Nahmen Jeannetton — nur nach den Schickſalen ihres Lebens

anders nüanzirt, und durch Zeit und Erfahrung mehr abgeschliffen. Eine Frau, die sich in fremden Eitelkeiten selbst liebte, und bey einem mäßigen Vorrathe von natürlichem Verstande Welt genug hatte, ihre eignen Absichten zu verstecken, und bey andern jeder Leidenschaft zu schmeicheln, die sie zu Erreichung ihrer Endzwecke brauchen konnte.

"Woran denken Sie so ernst, mein Kind?" sprach Jeannetton, als sie Kordeliens Mißmuth bemerkte; "so lieb Ihnen ihre Schönheit ist, hüthen Sie sich, daß keine traurigen Bilder Ihre Munterkeit tödten."

Kordelia schwieg.

"Ich begreife," fuhr die Hofmeisterinn fort, "daß der Anblick eines Krankenlagers, welches die Aussichten einer Sterbenden umscheben, Ihre weiche Seele erschüttern mußte. Daher dieser Ernst, den ich sonst an Ihnen nicht gewohnt bin. Aber, mein Kind, jedes Ding unterm Monde hat eine gute und eine schlimme Seite; der Kluge betrachtet es nur von der ersten. Setzen Sie den Fall, Ihre Tante stirbt: wollten Sie darum auch nur eine Stunde Ihrer schönen Zeit vertrauern? Ich würde Sie sehr tadeln! Sind wir nicht alle der Natur einen Tod schul-

dig? Und dann, mein Kind — Sie sind Erbinn — Ihre Hoffnungen, Ihre Wünsche — — —"

Meine Wünsche? sprach Kordelia mit einiger Bewegung.

"Ja, Ihre Wünsche! Ich habe tief in Ihre Seele geblickt; sie ist schöner Eindrücke empfänglich, und sucht zu gefallen. Was läßt sich da nicht erwarten? Gestehen Sie's mir offenherzig, Sie haben bereits auf diese Erbschaft einen Plan gebauet!"

Ich kann es nicht läugnen, erwiederte Kordelia, daß meine Gedanken in einen kleinen Krieg verwickelt sind. Man hat Talent und Lebhaftigkeit, man sucht zu glänzen, und — es gibt Wünsche, die ohne ein großes Vermögen nicht befriedigt werden können. Wenn nun — —

"Wie, mein Kind? Können sie noch anstehen? Nein, nein! es ist nichts gewisser, als daß ein baldiger Tod Ihrer Tante Sie zur Meisterinn Ihres Glücks machen wird. Und gesetzt, es verziehe sich damit noch ein wenig, die wohlthätige Hoffnung wird alsdann den endlichen Genuß verschönern. Genug, Sie haben Reitze und Vorzüge, die Ihnen das Glück einer Prinzessinn sichern müssen!"

So? — Ich hab' einmahl geleſen, daß der Stand der Prinzeſſinnen der unglücklichſte von allen Ständen ſey.

"Da haben wir's! Wie Sie doch ſo deutſch denken! und was Sie nicht leſen! Noch ein Mahl, Sie verdienen in den Armen eines Prinzen glücklich zu ſeyn!"

Laſſen wir das! Ich bin heute nicht aufgelegt, Schmeicheleyen anzuhören. Alles um mich her iſt ſo öde, ſo unbefriedigend; ein unerklärbares Etwas liegt ſchwer auf meinem Herzen. O! täuſchen Sie mich nicht! Gewiß es gibt eine Luft, in der ich freyer athmen, mein Daſeyn mit vermehrter Kraft fühlen werde!

"Recht, mein Kind! und dieſe Luft einzuathmen, ſteht in der Willkür einer jungen Schönheit von Ihren Talenten. Alle meine Unterweiſungen zweckten dahin ab, Ihnen das begreiflich zu machen."

Kordelia druckte der Hofmeiſterinn die Hand.

"Sagen Sie mir ſelbſt," fuhr dieſe fort "ob ich Sie nicht bey jeder Gelegenheit auf den berührten Punkt aufmerkſam machte?"

Mein Glück lag Ihnen immer am Herzen, davon bin ich überzeugt: allein Sie ſprechen davon immer als von einem gegenwärtigen Gute.

Es ist wahr, Glanz umgibt mich, ich habe Anbether, und selbst nicht gemeine Hoffnungen. Soll ich's Ihnen aber aufrichtig gestehen? Das Alles befriedigt mich nicht, meine Wünsche gehen weiter! Im Schönen seh' ich nur das entfernte Schönere; nur das, was mir fehlet, hat Reitze für mich, und mitten im Genusse bin ich arm.

"Nun, da denken Sie auf eine Ihrer würdige Art! Dieses unruhige Aufstreben nach einem höheren Gute war von je her ein Merkmahl großer Seelen. Glauben Sie mir, mein Kind, Sie sind auf gutem Wege. Was ist zwischen Himmel und Erde, das man ganz unmöglich nennen könnte? Nutzen Sie jeden günstigen Vorfall, setzen Sie Ihre Reitze, Ihren Witz in Aktivität, und zweifeln nicht an einem guten Erfolg. Es gibt der Exempel viele, und wie gerufen fällt mir die alte Geschichte von Robert und Bertrade ein. Mich dünkt, ich habe sie Ihnen schon erzählt."

Mir? Nein, wahrhaftig nicht! Robert und Bertrade, wer waren sie? was ist ihre Geschichte?

"Dieser Robert, mein Kind, war ein reicher Graf in Burgund, schön von Gestalt, eines hohen Geistes, durch Lektüre und Reisen gebildet, und just in dem Alter, sich eine Gattinn

zu wählen. Seine Aussichten waren glänzend: aber seine Wünsche, wie die Ihrigen, mein Kind, gingen auf das Außerordentliche. Dem Feuer seiner Imagination stand die kaltblütige Ueberlegung seiner Eltern im Wege. Nach dem Willen derselben sollte er die Tochter eines benachbarten Landedelmannes heirathen, die zwar sehr große Güter, aber nicht den kleinsten Theil von den Annehmlichkeiten meiner Kordelia besaß. Der Graf, ein junger feuriger Mann mit einem zärtlichen Herzen, sträubte sich lange Zeit vergeblich. Es kam endlich zum Zwang, und der Unglückliche wollte verzweifeln, als ihn der plötzliche Tod seines Vaters zum Theil in Freyheit setzte.

Jetzt sann er seiner Bestimmung ruhiger nach. Von vermischten Empfindungen umher getrieben, verlor er sich eines Tages bey einem Spatziergang tiefer im Wald, als er sonst zu thun pflegte. Er wurde seine Verirrung nicht eher gewahr, bis sich der Wald öffnete, und eine reitzende Ebene vor ihm lag, die sich nach einem Hügel hinzog, auf dem er einige ländliche Gebäude erblickte. Alles schien ihm neu. Er erinnerte sich endlich (denn er war frühzeitig dieser Gegend entrückt, und am Hof erzogen worden),

in seiner Kindheit hier die Wohnung eines Pachters gekannt zu haben.

Langsam ging er den gebahnten Weg hinan, als ihm unter einem Baum etwas Weißes in die Augen fiel. Er nahte sich, und fand die reitzendste Schöne in einem sanften Mittagsschlummer liegen. Von unbekanntem Gefühle hingerissen starrte er eine Zeitlang diese Gottheit an. Ein Windstoß schlug der schönen Schläferinn einen Zipfel des Schleiers, der ihren Busen deckte, in's Gesicht; sie erwachte, und ward lauter Gluth. Robert, dem dieser Zufall verborgene Reitze enthüllt hatte, sammelte sich plötzlich, und sprach: "Vergeben Sie, anbethenswürdige Schöne, meiner Kühnheit, und fürchten Sie nichts von mir." Wer sind Sie? stammelte die Schöne. "Ihr Freund!" versetzte Robert; "ich habe mich verirret, und bin sehr müde. Jene Wohnung dort ist vermuthlich Ihre Heimath, der Besitzer des nahe gelegenen Gutes wird Ihnen unendlich verbunden seyn, wenn Sie ihn dahin führen wollen."

Die Schöne gab ihre Einwilligung durch einen schüchternen Blick zu verstehen. Robert nahm sie bey der Hand, und sie gingen beyde die Anhöhe hinauf. Unterwegs sagte sie ihm,

daß ihr Nahme Bertrade, und sie die Tochter eines unlängst verstorbenen Kaufmannes sey, "Dieses Haus," setzte sie mit einem freymüthigen Lächeln hinzu, "ist der kleine Rest von den Gütern, die meine Mutter aus den Händen harter Gläubiger gerettet hat. Sie werden daselbst keine Pracht, aber alle die gute Aufnahme finden, die Redlichkeit und Dienstfeifer zu leisten vermögen."

Unter diesen und andern Gesprächen langten sie in der Wohnung an. Die Mutter empfing sie freundlich, und lobte das Betragen ihrer Tochter. Sie fragte Roberten, was er am liebsten haben möchte? Er bath sich zuerst die Erquickung eines kleinen Schlafs aus, denn er wäre müde. Man führte ihn in ein reinliches Zimmer, wo er sich auf ein Ruhebett niederwarf — mehr, um seinen Gedanken nachzuhängen, und das Gewebe von Wünschen und Entwürfen, das sich allgemach in seiner Seele entspann, aufzufädeln, als um wirklich zu schlafen.

Er sann diesem Vorfalle mit lebhafter Unruhe nach; ein Plan drängte den andern. Umsonst! die Aussicht ward immer dunkler. Endlich wiegte die erschöpften Kräfte ein sanfter Schlummer ein; aber auch hier blieb Roberts Ein-

bildung nicht unbeschäftigt. Ein Traum — vermuthlich das Werk einer wohlthätigen Fee — vollendete, was die wachende Vernunft nicht ausführen konnte.

Es schien ihm, er befände sich in dem Schlosse des Edelmannes, dessen Tochter er heirathen sollte. Im Zirkel vieler Anverwandten erblickte er die ihm bestimmte Braut, welche festlich geschmückt auf ihn zueilte, und ihm die Hand both. Plötzlich erfüllte den Saal ein ungewöhnliches Licht. Ein schöner Jüngling mit silberweißen Flügeln, von rosenfarbner Gaze umflattert, erschien, und schwang einen Myrtenzweig. (Sie vergessen nicht, mein Kind, daß dieß Alles im Traume geschah!)

Jetzt trat der Genius näher zu Roberten und fragte ihn: "Was siehst du?" Robert blickte umher, und — o Wunder! alle Anwesenden waren verschwunden. Statt deren fiel ihm auf einem Ruhebette die schöne Bertrade in die Augen, in eben der Lage, wie er sie unter dem Baume schlafend gefunden hatte. Zugleich hörte er eine Stimme: "Folge dem Wink deines Freundes!" Er sah sich um, und — weg war der schöne Jüngling. Seine Blicke suchten Bertraden: aber auch diese war nicht mehr zu se-

hen. Er befand sich in dem Schlafgemach, und, ohne zu wissen wie? in den Armen der ihm bestimmten Braut. Sie drückte ihn an die Brust, und augenblicklich verwandelte sich der untere Theil ihres Körpers in eine schreckliche Schlange, die sich ihm eiskalt um die Beine wand.

Er fuhr vor Schrecken vom Lager auf, und dieser Augenblick war auch für seine Wahl entscheidend. Ohne sich weiter zu bedenken, ging er zur Mutter seiner Schönen, und bath um die Hand ihrer Tochter. Stellen Sie sich, mein Kind, das Erstaunen beyder Personen vor. Der Graf hatte alle Mühe, sie zu überzeugen, daß er es ernstlich meine. In Kurzen wurde die Heirath vollzogen; Robert und Bertrade lebten lange glücklich mit einander, und wurden nach ihrem Tod als ein Muster bewundert. Sehen Sie, mein Kind, wie das gute Glück — — —"

Die Erzählung der Hofmeisterinn wurde hier durch einen Zufall unterbrochen, der beyde, sie und Kordelien, außer Fassung brachte. Der Wagen stieß an eine vorragende Steinklippe; eines der Hinterräder zerbrach, und die Damen waren in Gefahr heraus zu stürzen. Auf ihr Geschrey hielt der Fuhrmann die Pferde an.

Die Attitüde war komisch: mit vieler Mühe kamen die Bedrängten endlich auf sicheren Boden.

Kordelia hatte außer dem Schrecken nur eine leichte Kontusion bekommen; aber die Hofmeisterinn hatte den rechten Fuß verrenkt, wie sich aus ihrem hinkenden Gang offenbarte, als — die erste Betäubung vorüber war, und man davon zu reden anfing, jemanden nach der Stadt zu senden, um Hülfe oder ein anderes Fuhrwerk zu hohlen. (Der Leser wird sich erinnern, daß dieß Alles in der Gegend des oben erwähnten alten Schlosses vorging).

Kordelia, auf den Arm ihrer Hofmeisterinn gelehnt, wankte einige Schritte seitwärts, und fiel in standesgemäßer Entkräftung auf den Rasen. Jeannetton rieb ihr die Schläfe mit Lavendelgeist, riß ihr die Daumen auf, und schüttelte sie. Diese Bemühungen und die Flüche des Fuhrmanns brachten sie von ihrer wahren oder erdichteten Ohnmacht wieder zu sich selbst. Sie schlug die Augen auf, und sah die bedenkliche Lage, in der sie sich befand. "Man eile, so „sehr man kann, nach der Stadt!" sprach sie, ohne zu wissen, was? Um die Verlegenheit zu vergrößern, brach die Nacht herein. Sie hatten ungefähr noch eine gute Stunde bis zur Stadt;

und in weniger, als einer guten Stunde mußte wahrscheinlich Alles um sie her dunkel seyn.

Der Fuhrmann begann die Pferde auszuspannen. "Was wollt ihr machen?" riefen die Damen, und zitterten. Der Mond sandte seine Strahlen durch's dunkle Gesträuch herauf; der Nebel wurde immer dichter, und schon waren die Gegenstände in einiger Entfernung nicht mehr zu unterscheiden. Stille des Todes lag auf der ganzen Gegend. Indessen pfiff der Fuhrmann ein Gassenliedchen, und schwang sich auf eines seiner Pferde, ohne das ängstliche Geschrey der Damen zu achten.

Die Schöne, dumpfe Verzweiflung im Blick, erhob sich schnell von ihrem Sitze, stürmte einige Mahl mit großen Schritten hin und her, und ging alsdann langsam nach der Gegend des alten Schlosses zu. Man erzählt, daß ein aufblitzendes Licht ihr den Ort bezeichnet habe, auf den sie zuging. Vielleicht aber war es bloß Instinkt, oder eine von den Ursachen ohne Ursache, deren die Schönen mehrere haben. Wenigstens hat dieser Lichtstrahl zu viel Aehnlichkeit mit dem Wunder, das sich, nach dem Philostrat, bey der Geburt des Apollonius von Tyana soll zugetragen haben, und man

muß das Kleine nicht mit dem Großen vergleichen. Genug, Kordelia ging nach dem alten Schlosse zu, und auf diesen halb unwillkürlichen Gang folgten die Wunder Schlag auf Schlag.

In einer kleinen Entfernung von dem alten Gemäuer fühlte sich unsre Heldinn plötzlich von einem Schwindel ergriffen. Die Gegenstände kreiseten um sie her, die Luft verdickte sich zur undurchdringlichen Wolke; von unsichtbarer Gewalt empor gehoben, schwebte sie eine Zeitlang zwischen Himmel und Erde, voll bebenden Erwartens, was das werden sollte. Jetzt senkte sich die Nebelsäule, der Wirbelwind schwieg. Kordelia fühlte unter ihren Füßen wieder Land. Aber ihr Erhohlen vom ersten Schrecken war nur der Uebergang zu einem größern Erstaunen.

Sie befand sich in einem geräumigen Hofe, unmittelbar vor der Pforte eines prächtigen Pallastes. Die Thürflügel waren geschlossen. Indem trat ein Jüngling — gleich dem Genius in dem oben erzählten Traum, in rosenfarbner Seide gekleidet — hinzu, und berührte das Schloß mit seinem goldnen Stabe. Augenblicklich sprangen die Thürflügel auf. Kordelia, durch ein unbekanntes Gefühl kühn gemacht, trat hinein. Als sie sich aber umsah, wurde sie zu ihrem größten

Schrecken gewahr, daß die Thüre wiedergeschlossen, und kein Ausweg zu finden sey. Sie erhohlte sich aber bald, und ging mit einer Dreistigkeit, die sie nachher sich selbst nicht erklären konnte, weiter.

Bald gelangte sie in einen großen Saal, dessen außerordentliche Pracht ihre Augen starrend machte. Die Wände deckte ein mit lebendigen Blumen durchwirkter Silberstoff, alle Gesimse, Spiegelrahmen, Vasen, Trumeaux, waren von gediegenem Golde. An der Decke erblickte man auf rosenfarbnem Grunde kleine Liebesgötter, die aus silbernen Körbchen Blumen herabzuwerfen schienen. Tische und Stühe waren künstlich, wiewohl im alten Geschmack, aus Elfenbein gearbeitet, die Sitze mit karmeinrothem Sammet überzogen, und mit Gold verbrämet. Mitten im Zimmer hing ein krystallener Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen. Der marmorne Fußboden warf einen blassen Widerschein von der Pracht aller dieser Gegenstände.

Kordeliens Erstaunen verlor sich nach und nach in einem geheimen Wohlbehagen an der sie umgebenden Herrlichkeit. Neugierig und lüstern forschten ihre Blicke umher. Vor andern zog ein Schmuckkästchen von Chrysopras in Gold ge-

faßt, welches unter einem Spiegel ſtand, ihre Augen an ſich. Bey aufmerkſamer Betrachtung las ſie auf dem Deckel desſelben die Worte: für Unzufriedene. Das Halbdunkle dieſer Inſchrift ſpannte ihren Vorwitz noch mehr. Sie ſah ſich überall um, und da ſie keine Zeugen fand, öffnete ſie das Käſtchen.

Eine Sammlung unſchätzbarer Juwelen blitzte ihr entgegen. Mit unverwandten Blicken ſtaunte ſie eine Zeit lang dieſe Koſtbarkeiten an; bald aber kamen die Hände hinzu. Sie nahm einen großen goldnen Ring heraus, deſſen Stein einen ungewöhnlichen Glanz von ſich warf. Sie betrachtete ihn aufmerkſam, und bebte zurück, als ſie in dem Steine, wie in einem Spiegel, das Bild eines jungen Ritters in kniender Stellung erblickte.

In dem Augenblick öffnete ſich eine Seitenthüre. Zwey Fräulein, wie Nymphen der Vorzeit gekleidet, in langen weißen Roben, mit goldnen Gürteln über der Hüfte, und Blumenkränzen auf dem Haupte, traten heraus, und neigten ſich tief mit kreuzweis vor die Bruſt gehaltenen Händen. Kordelia, immer weniger ſchüchtern, maß dieſe Schönheiten mit neugierigen Augen von Kopf an bis zu Fuß. "Wer

ſind Sie?" fragte ſie endlich mit dem ihr eigenen Stolze. Die Nymphen antworteten bloß durch eine abermahlige Verbeugung.

Unſre Heldinn ſchloß aus dieſer ſtummen Verehrung, daß man ihre Befehle erwarte. Sie warf einen flüchtigen Blick im Saal' umher, und betrachtete dann ſich ſelbſt und ihren Anzug. "Noch nie," fuhr ſie gegen die Nymphen fort, "noch nie hab' ich eine ſolche Pracht mit dem gefälligſten Reitze vereint geſehen; aber noch nie war ich auch an einem Orte, wo mein gegenwärtiger Anzug ſich ſo wenig ſchickt." Ein bedeutender Blick erklärte das Uebrige dieſer Worte.

Die Nymphen, immer ſtumm und ehrerbiethig, nahmen Kordelien in die Mitte, und führten ſie eine breite marmorne Treppe hinab, in ein mit Myrten und Roſen verbüſchtes Bad. Hier ſprangen aus dem Rachen eines ſapphiernen Delphins wohlriechende Waſſer hervor, und bildeten unten einen kleinen See, der ſchäumende Perlen umher trieb, und durch ſeine ſanfte Bewegung zum Baden einzuladen ſchien.

Kordelia wurde entkleidet, und tauchte unter. Augenblicklich verſchönte ſich ihre Geſtalt zum Ideal einer Göttinn: mit trunkenem Entzücken

ſah ſie ihr Bild in der zitternden Spiegelfläche des Waſſers. "Nein," rief ſie im Uebermaß ihrer Selbſtbehaglichkeit aus, "ſchöner war nicht die ödaliſche Leda in jenem berühmten Bade, welches in der Folge mächtige Völker entzweyte, und Ilium zerſtörte!"

Die Freudetrunkene hatte kaum die letzte Sylbe ausgeſprochen, als ſie mit Beſtürzung einen blendendweißen Schwan herbeyrudern ſah. Eilig verließ ſie das Waſſer und griff nach ihren Kleidern. Der Schwan näherte ſich dem Ufer, ſchlug etliche Mahl mit den Flügeln, und ward, o Wunder! zum ſchönſten jungen Ritter mit rothem Federbuſch auf dem Helme. Die Schöne glaubte vor Scham zu vergehen. Wie ward ihr erſt, da ſie in ihm eben denjenigen erkannte, deſſen Bild ſie im Steine des oben erwähnten Ringes geſehen hatte! Doch ihre Verlegenheit dauerte nicht lange: beym zweyten Umſchauen war der Ritter verſchwunden.

Die Nymphen vollendeten jetzt den Reitz der neuen Halbgöttinn durch einen alle Begriffe überſteigenden Anzug, im Geſchmack der guten alten Ritterzeit. Sie gefiel ſich — wie jede andere Schöne, die jemahls das Glück gehabt hat, in einer etwas ähnlichen Lage zu ſeyn. Was Wun-

der also, daß sich geheime Wünsche nach einer glänzenden Eroberung bey ihr regten? Wünsche, die man nicht gern laut sagt, und die dessen ungeachtet niemahls unbemerkt bleiben! Auch die Nymphen schienen einen halb unwillkürlichen Blick, den ihnen Kordelia zusandte, zu verstehen, und führten sie schweigend wieder in den Saal zurück, den sie vor kurzen verlassen hatte.

Hier zogen Gegenstände anderer Art ihre Augen an sich. Fünf und zwanzig Ritter, und eben so viele Damen, machten um eine runde, mit karmesinrothem Sammet bedeckte Tafel eine bunte Reihe. Mitten auf der Tafel stand ein goldner mit Rosen gekränzter Pokal. Feyerliche Stille herrschte rings umher: die Nymphen waren nicht mehr zu sehen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft. Ein ehrwürdiger Ritter, dessen schneeweiße Locken unter dem Helme hervorspielten, nahm den Pokal vom Tische, und überreichte ihn Kordelien mit den lakonischen Worten: "dem Würdigsten durch die Schönste!" In dem Augenblick ließ sich ein junger Ritter auf ein Knie vor ihr nieder. Mit angenehmer Bestürzung erkannte sie in ihm eben denjenigen, welchen sie im Bade, und im Spiegel des Rin-

ges gesehen hatte. Ein verborgenes Feuer strömte durch ihr ganzes Wesen; ihre Wangen glühten, die trunkenen Blicke verschlangen jeden Reiz des schönen Ritters.

Da Kordelia, durch Lektüre gebildet, mit den Sitten und Gewohnheiten der Ritterzeiten ziemlich bekannt war: so merkte sie bald, daß ihr die Ehre einer Preisaustheilung hier zugedacht sey. Ihre Eitelkeit, welcher natürlicher Weise dadurch geschmeichelt wurde, hatte gleich wohl nicht so gleich Stärke genug, das dunkle Bewußtseyn, an welchem Orte sie sich befände, gänzlich zu unterdrücken. Mit sichtbarer Unruhe hielt sie den bekränzten Pokal in der Hand, und schlug die Augen nieder, so oft ihre Blicke den Augen des Ritters begegneten. Endlich siegte doch der schmeichelnde Gedanke Turnierköniginn zu seyn. "Bin ich nicht," sprach sie zu sich selbst, "an einem Orte, wo nichts unmöglich scheint? Was kann ich nach den bisherigen Auftritten, die offenbar alle zu meinem Vergnügen abzwecken, wohl Böses ahnden?" Von diesen Vorstellungen eingenommen, überreichte sie dem schönen Ritter den Pokal. Dieser nahm ihn ehrerbiethig an, und erhob sich von der Erde. Sogleich trat ein Schildknappe hinzu, und füllte den Pokal

mit Wein an, der sodann bey allen Rittern herum ging.

Erst jetzt begann Kordelia, die sich bey dieser Ceremonie für sehr entbehrlich hielt, die anwesenden Damen aufmerksamer zu betrachten. Alle waren ihr fremd, und alle in die zwar etwas überladene, doch nicht unangenehme Tracht der Vorzeit gekleidet. Was ihr am meisten auffiel, war, daß sich niemand um sie zu bekümmern schien. Ihre Eigenliebe ward rege: sie sah sich forschend um, wen sie zuerst anreden sollte, als ein neuer Auftritt sie darin unterbrach.

Die Thüre ging auf, ein zierlich gekleideter Harfner trat herein. Er trug feuerfarbne Unterkleider, und darüber einen kurzen Mantel von schwarzem Seidenzeuge. Unter den Knien und auf den Schuhen erblickte man Schleifen von Silberband. Der schwarze Hut, auf dem große weiße Federn spielten, war mittelst einer diamantenen Agraffe auf einer Seite aufgekrempt. Um den Hals hing eine schwere silberne Kette mit einem Medaillon auf der Brust.

Kordelia, der ihre Belesenheit zu Statten kam, erkannte sogleich in diesem Bilde einen der ehemahls berühmten Skalden oder Minstrels. Der Harfner neigte sich drey Mahl

gegen die Versammlung, alsdann wandt' er sich gegen unsre Heldinn, nahm sein Instrument, das er unter dem Arme trug, und begann, nach einem kleinen Vorspiele, folgenden Gesang:

Schön ist im jungen Mayen;
Die Tageskönigin:
Mir liegt, mich zu erfreuen,
Was Schöners noch im Sinn!
Ein Fräulein, weiß und roth,
Hält mich in Liebesbanden,
Gibt Leben mir und Tod!

Wann mich auf weichem Pflaume
Der Morgenschlummer wiegt,
Naht sie im goldnen Traume
Gar freundlich und vergnügt —
Reicht mir die seidne Hand,
Und blickt, vor Liebe röther,
Verschämt auf's Busenband.

Doch kaum verläßt der Schlummer
Die Augen trüb' und matt,
So steht der bleiche Kummer
Vor meiner Lagerstatt;
Sie aber seh' ich nicht —
Wollt Gott, ich dürft' ihr dienen
Nach Ritterbrauch und Pflicht!

Durch sie bin ich so selig!
Ein König auf dem Thron'
Ist minder frey und wählig,
Als ich durch Minnelohn!
Sie ist mir nah und fern,
Was unter den Gestirnen
Der schöne Morgenstern!

Den Preis, von ihr gegeben,
Als Sieger zu empfah'n,
Wer wagte nicht sein Leben
Mit tausend Freuden dran?
Des Kampfes Preis ist mein:
Gib, Schönste, meiner Liebe
Den bessern obēn drein!

Der Minstrel neigte sich, und schwieg. Obgleich Kordelia dieses Lied dem Wesentlichen nach schon kannte: so machte es doch in ihrer gegenwärtigen Lage einen lebhaften Eindruck auf sie. Als sie sich umsah, war die ganze Gesellschaft verschwunden. Sie stutzte, fand aber bey dem noch übrigen geringen Bewußtseyn nichts mehr außerordentlich. Hier hatte die romantische Liebe, welche so oft das Entzücken ihrer Seele war, ein Elysium geschaffen, welches ganz mit ihren Wünschen und mit ihren Begriffen zusammenfloß. Todt und vergessen waren Welt

und Natur. Im Taumel des Vergnüger glaubte ſie das Gewand der Sterblichkeit abg legt zu haben, und die Geſpielinn reinerer Fre den zu ſeyn.

Doch der Zeitpunkt war nahe, wo ſie erin nert werden ſollte, daß jede Unnatur auf Irr wege leite, und daß rauſchendes Glück ſeinen Thron unmittelbar am Abgrunde des Verderbens aufgeſchlagen habe.

Der Harfner ging langſam und ſchweigend durch die offne Thüre, die von ſelbſt hinter ihm zufiel. Augenblicklich hallte ein dumpfes Getöſe durch den Saal. Die Lichter auf dem kryſtallnen Kronleuchter verloſchen eins nach dem andern; es ward immer dunkler. Kordelia bebte, hatte aber nicht Beſonnenheit genug, über ihre Lage nachzudenken. Indeſſen verloſch die letzte Wachskerze. Ein blaſſer Schimmer, gleich dem Mondſcheine, fiel der Erſchrockenen aus der offenen Thür eines Seitengemachs in die Augen. Sie trat hinein, und ſah ſich in ein neues Wunderland verſetzt. Hier ſchienen Pracht und Kunſt keine andere Abſicht gehabt zu haben, als die Natur im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen.

Das ganze Zimmer glich einer Grotte. Die ovalen Fenſter waren in Form durchbrochener

Felsen gearbeitet, und mit Myrten verbüscht, durch deren dunkles Laub der eben anbrechende Tag blasse Strahlen sandte. Die gewölbte Decke sowohl, als die Wände, waren mit goldnen Schnitzwerk bekleidet, das um wohl angebrachte Mahlereyen und halberhobene Skulptur von weißem Marmor eine zierliche Einfassung machte. So war, dem Eingang gerade gegenüber, Endymion vorgestellt, wie er von der verliebten Diana umhalset wurde. Wollüstige Träume, die seine Phantasie wiegten, schienen auf dem lächelnden Gesichte zu schweben. Was den Zauber dieser künstlichen Grotte hob, war die angenehme Dunkelheit, die in gewissen Gemüthslagen einen unnennbaren Reitz mit sich führt.

Man wird es Kordelien verzeihen, daß dieses wollüstige Halbdunkel und diese lockende Stille auf ihre gespannte Einbildung wirkten. Gewisse Wünsche, die sie sich selbst zu gestehen scheute, wurden rege; ihre Blicke waren unstät und schmachtend, sie athmete kurz und schwer. Von ungefähr sah sie den goldnen Pokal, welchen der schöne Ritter von ihr empfangen hatte, angefüllt auf einem Tische stehen. Weil sie aus diesem Umstand auf die Nähe des Ritters schloß, so flogen ihre Blicke rings umher. Endlich

wurde sie einen grünen seidenen Vorhang gewahr, der das Innere eines Alkovens zu verbergen schien. Sie zog ihn voll ungeduldigen Verlangens hinweg, und erblickte mit nahmenloser Wonne den Ritter auf einem Lager von wasserblauem Atlas hingegossen. Entzücken schwamm auf dem männlich schönen Angesichte, dem der Schlummer neue Reitze zu geben schien. Die halboffene Brust hob mit jedem Athemzug ein Gewand von Silbergaze mit lebendigen Blumen durchwirkt, welches die schönen Glieder leicht bedeckte, ohne sie zu verbergen. Die Bewegung glich dem Hauche des Zephyrs in einem Blumenbeet, auf dem ein Frühnebel schwebte.

Kordelia trank eine Zeitlang die ganze Wonne dieses Anblicks. Sie schien keine Wünsche, und keine Wirkungskraft mehr zu haben; denn die höchste Entzückung ist unthätig, so lange sie sich überlassen bleibt.

Jetzt wandte sich der Ritter auf dem Lager um, er umarmte das Bettküssen, und sprach den Nahmen Kordelia aus. "So bin ich," rief sie mit unwillkürlicher Bewegung, "der Gegenstand deines Traums?" Nun keine Mäßigung mehr! Sie war im Begriff, ihrem Amadis

in die Arme zu sinken, und machte schon eine Bewegung dazu.

In diesem Augenblick erschien der oben erwähnte Jüngling im rosenfarbnen Gewande, der mit seinem goldnen Stabe die Pforte des Pallastes geöffnet hatte. Er nahm den angefüllten Pokal vom Tische, überreichte ihn Kordelien, und zerfloß in eine neblichte Luft.

Die Schöne sah den Pokal an, und ward lüstern, den Wein zu kosten. Als sie ihn aber an die Lippen brachte — Himmel, welche plötzliche Veränderung! Es lief ihr wie Eis durch die Glieder. Der Pokal ward zum gräßlichen Menschenschädel; die Rosen, mit denen er umkränzt war, stiebten in grünlichem Mooße davon, und der Wein ward zu Blut, das beständig schäumte und empor sprudelte. Die Morgendämmerung, die als ein liebliches Sinnbild der Hoffnung das Zimmer erhellte, verwandelte sich in den trüben Schein einer Todtengruft.

Kordelia zitterte, der Schädel entfiel ihren Händen, und sie war der Ohnmacht nahe. Noch hatte sie so viel Gegenwart des Geistes, sich nach der geliebten Lagerstelle umzusehen, die wenige Augenblicke vorher einen Himmel voll Entzücken über sie ausgegossen hatte. Der Vorhang war

wieder zugezogen. Sie ging einige Schritte darauf zu, dann blieb sie unentschlossen stehen, wankte, sah bald nach dem Vorhang, und bald nach der Thüre des Zimmers. Dieser Kampf mit sich selbst war zu heftig, als daß er von langer Dauer seyn konnte, und schon war die Lüsternheit auf dem Punkte, über das Nachdenken zu siegen, als ein neuer Gegenstand des Erstaunens sie daran verhinderte.

Eine weißgekleidete Dame, mit einer schwarzen Bandschleife auf der Brust, und einem Flor vor dem blassen Angesichte, trat in's Zimmer, und sah Kordelien ernsthaft an. Die vorhin so Unerschrockene glaubte zu vergehen. "Wer bist du?" sprach die Dame, "und in welcher Absicht hast du dieses Schloß besucht?"

Kordelia antwortete nicht.

"Gut!" fuhr jene fort, "es ist billig, daß deine Neugierde ganz befriedigt, und nichts gepflückt werde, eh' es reif ist. Auch ich bin gewesen, was du jetzt bist — jung, eitel, und voll romantischer Erwartungen. Die Aussichten in eine Feenwelt voll Vergnügen reizten meine Sinne nur zu sehr. Ich unterlag meiner Lüsternheit; ein Verbrechen gebar das andere. Jetzt schwebt mein melancholischer Geist einsam in diesem verlassenen

Schloſſe, wo die Schattenbilder meiner ehemahligen Thorheiten und ihrer Folgen ihn unaufhörlich martern. Das, was du geſehen haſt, und jetzt ſehen wirſt, war die Geſchichte meiner Jugend. Und du, Unbeſonnene, danke deinem guten Engel, der dich durch mich warnen wollte!"

Mit dieſen Worten verſchwand die Dame. Eine unſichtbare Hand zog den Vorhang vor dem Ruhebette hinweg, und Kordelia, zwiſchen Tod und Leben, erblickte ein blutiges Kind, dem ein Dolch in die Bruſt geſtoßen war, und welches noch zu röcheln ſchien. Ihre Kräfte erlagen den Schrecken dieſes Anblicks, ſie fiel ohnmächtig nieder.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich unter einem Baum, in eben der Gegend, wo ſie dem alten Schloſſe ſich zuerſt genähert hatte. Es war dunkle Nacht, und ſie erblickte mehrere Fackeln um ſich her. Die Hofmeiſterinn bezeigte ihr viele Sorgfalt. "Wir haben," ſprach ſie, "eine geraume Zeit ängſtlich die ganze Gegend durchſucht, bis wir Sie hier in einem ſanften Schlummer liegend fanden. Sie waren glücklich, daß ſie unſere Sorgen nicht theilen durften! Aber, mein Kind, es iſt ſpät, der Wagen iſt hergeſtellt, laſſen Sie uns eilen!"

Sie ſtiegen alle ein, und fuhren davon.

## II.

# Beſchreibung der Statüe des Landgrafen Friedrich II. in Caſſel.

### Brief an einen Freund der Kunſt.

Ohne mich in politiſchen Neuigkeiten zu verirren, will ich Ihnen einige Bemerkungen über Kunſtſachen mittheilen, die ich während meines Aufenthalts in Caſſel gemacht habe, und denen ich keine ſchicklichere Stelle zu geben weiß.

Einer der Gegenſtände, die meine Aufmerkſamkeit beſonders anzogen, war die auf dem Friedrichsplatz errichtete Statüe des vorigen Landgrafen. Sie werden in verſchiedenen Journalen und Flugſchriften ſchon manches darüber geleſen haben: allein ich zweifle, ob alle dieſe zerſtückten Nachrichten eine richtige Idee des Ganzen geben können, wenn man nicht ſelbſt dabey geweſen iſt. Ich will alſo verſuchen, Ihnen dieſes Kunſtwerk ſo deutlich zu beſchreiben, als es ohne Hülfe der Reißfeder geſchehen kann.

Die Statüe Friedrichs II. iſt von koloſſaliſcher Größe, nähmlich funfzehn Fuß hoch, und aus drey Hauptblöcken von kariſchem Marmor

zusammengesetzt. Der Kopf und der rechte Arm machen wieder besondere Blöcke aus, und sind auf die geschickteste Art mit dem Ganzen verbunden.

Der Landgraf ist stehend, im römischen Kostum, mit fliegendem Haar, und so vorgestellt, daß die Last des Körpers auf dem einen Fuße ruht, und der andre vortritt — fast wie an dem Farnesischen Herkules. In der Rechten hält er den gesenkten Kommandostab, und die Linke stützt er in die Seite, welches seinem Anstand eine besondere Würde gibt! Die schönen Verhältnisse sind auffallend, und wohl berechnet; ein Duft von stiller Größe ist über das Ganze verbreitet. Erhabenheit mit Ruhe gemildert herrscht im Angesichte, dessen Aehnlichkeit — unbeschadet der zu einem mahlerischen Ideale hinaufgestimmten charakteristischen Züge — besonders im Profil betrachtet, auffallend ist. Ueber der Rüstung hängt der brittische Orden, auch erblickt man auf der rechten Seite der Brust etwas vom preußischen schwarzen Adler-Orden, fast nur als ein Zierath, oder eine Klammer, zu Befestigung des Mantels. Diese Idee macht dem Geschmack und der Einsicht des Künstlers Ehre, da es immer eine schwere Aufgabe ist, das Pittoreske der

Zeichnung, ſo wie das Koſtum des Alterthums, mit dieſen neuern Ehrenzeichen zu vereinigen.

Von den Schultern des Landgrafen fällt rückwärts ein Mantel herab, der ſich auf dem Boden in großen und ſchön geworfenen Falten bricht. Die Nothwendigkeit, der Figur unten her mehr Maſſe zu geben, erforderte dieß, und ſie erhält überdem dadurch die ſchöne Pyramidalform, die man an den beſten antiken Statüen bemerkt. Auch iſt die Gruppe ſo geſchmackvoll, daß der Blick mit Vergnügen den ungezwungenen Faltenbrüchen folgt.

Gleichwohl iſt dieſer Mantel das Einzige an der Statüe, wo die ſtrenge Kritik wohl um Erlaubniß bitten möchte, eine kleine Anmerkung zu machen. Mich dünkt, daß, wenn man aus allegoriſchen oder pittoresken Gründen eine Perſon in griechiſch-römiſcher Tracht darſtellen will, man zwar in Nebendingen, nur nicht in einem der Hauptttheile, von dem Koſtum dieſer Völker abgehen dürfe. Ein ſolcher Hauptttheil war bey den Alten unſtreitig der Mantel. Sie hatten verſchiedene Arten desſelben, deren jede ihre beſondere Benennung hatte; keine derſelben aber war von ſolcher Länge, daß ſie, wie die neueren Purpurmäntel, ſich auf dem Boden in großen

Falten brechen konnte. Der Mantel, welchen der Landgraf trägt, gleicht weder der Chlamis, noch dem Pallium, oder der Toga, welche beyde letztern ohnehin niemahls über der Rüstung getragen wurden.

"Aber wer nöthigt den Künstler, dem Kostum strenge zu folgen, wenn das Gegentheil in neueren Kunstwerken wirklich angenommen ist?" Nöthigen? — Nun davon ist wenigstens bey mir nicht die Rede; aber doch möcht' ich mit aller Bescheidenheit glauben, daß es besser sey, dem Kostum der Alten, wenn man ihm doch folgen will, nichts Falsches unterzuschieben. Es gibt Fälle, wo die idealisirten Gewänder eine üble Wirkung thun. —

Seitwärts zu den Füßen der Statue liegen Panzer, Helm und andere kriegerische Sinnbilder, nebst den beyden vom Landgrafen gestifteten Orden, vom goldnen Löwen, und *Pour la vertu militaire.*

Der viereckte Piedestal mit seinen Gesimsen ist zwey und zwanzig Fuß hoch. Seine äußerliche Bekleidung, die aus grau und weiß gemischtem Marmor besteht, ist in Genua gearbeitet worden. Die Statue macht gegen das Museum Face, und auf dieser Seite liest man am

Würfel des Piedeſtals die mit goldnen Quadratlettern eingegrabenen Worte:

FRIDERICO II.
PATRIÆ.

Edle Einfalt! Aber die Würde des Ganzen erforderte auch eine ſolche Inſchrift.

Alles dieſes iſt mit einem ebenfalls viereckten Lattenwerk umgeben, welches grau angeſtrichen iſt, und vergoldete Spitzen hat.

Acht Jahre lang iſt an dieſer Statue gearbeitet worden. Die Stände haben dazu zwanzig tauſend Reichsthaler hergegeben, wovon, wie man mir ſagte, der Künſtler neun tauſend erhalten hat. Dieſer Künſtler iſt bekanntlich der bald nachher verſtorbene Rath und Profeſſor Nahl, nebſt ſeinem Sohne, dem jetzigen Rath und Hofbildhauer. Ihnen darf ich nur dieſen Nahmen nennen, und Sie werden ſich gleich an das berühmte Monument der Madame Langhans, zu Hindelbank im Kanton Bern, erinnern, wovon auch ich das Modell aus Thon bey dem jüngeren Hrn. Nahl geſehen habe. —

Die öffentliche Verſteigerung der hinterlaſſenen Mahlereien, Zeichnungen und Kupferſtiche

des wahrhaft groſsen Tiſchbeins iſt geendigt *). Sie fragen nach dem Erfolge? Ich werde mich wohl hüthen, ihn zur Skale zu machen, wonach man den Geſchmack und die Kunſtliebe der Hauptſtadt berechnen könne! Die vorzüglichſten Stücke in jeder Gattung ſind von den Erben zurück behalten worden, weil kein annehmliches Geboth geſchehen iſt. —

Die neue Umſchaffung des Weiſsenſteins mit ſeinen altrömiſchen Waſſerfällen wird Ihnen aus andern Beſchreibungen ſchon bekannt ſeyn. Sie trägt das Gepräge von dem Geſchmack des jetzigen Landgrafen, der durchaus in's Groſse geht.

Leben Sie wohl!

*) Dieſer Brief wurde im September 1790. geſchrieben.

## III.

# Das Begräbnißmonument der heiligen Eliſabeth zu Marburg.

Nicht wenige ſchätzbare Ueberreſte der Kunſt aus dem mittleren Zeitalter theilen mit den Dichtungen jener Periode das Schickſal, daß entweder die Unwiſſenheit, oder die zunehmende Verfeinerung ihren Werth auf mehr als eine Art verkannt haben.

Sowohl zum Genuß, als zur Hervorbringung einer ſchönen Dichtung oder eines Kunſtwerks iſt eine gewiſſe Ruhe der Seele, eine ſanft umſchriebene heitere Exiſtenz nöthig, die ſich in den traurigen Zeiten des Aberglaubens und der allgemeinen Verwirrung kaum denken läßt. Beym wieder aufdämmernden Lichte der Vernunft aber war der kalte Blick, den man auf die Produkte jener Zeiten hinwarf, zu ſehr in dem Stolze des menſchlichen Geiſtes gegründet, als daß er befremden dürfe.

Es gibt verſchobene Denkmahle der Kunſt und des Fleißes, die nur durch das Zuſammentreffen

gewiſſer Umſtände möglich werden, und die daher der beſſere Geſchmack — wo nicht bewundern, doch als Ueberreſte ehemahliger Volksbildung ſchonen muß, die in ihrer Art ſo einzig ſind, als die Meiſterwerke eines günſtigern Zeitalters, und über den Geiſt des Jahrhunderts Aufſchlüſſe geben. Die Ueberbleibſel der älteſten ägyptiſchen Kunſt ſind um nichts beſſer, als manche Produkte des Mittelalters, und doch ſchätzen wir ſie, und doch lernen wir von ihnen! Selbſt der berühmte Kaſten des Kypſelus *), welcher unter die älteſten griechiſchen Kunſtwerke gehört, möchte wohl, was auch die Geſchichtſchreiber ſagen, ſo viele Spuren der erſt beginnenden Kunſt getragen haben, als manches Denkmahl aus der Periode des wieder aufdämmernden Geſchmacks unſerer Zeitrechnung. Aber der Kaſten des Kypſelus

*) Ein Denkmahl des Alterthums, welches ſchon um das Jahr der Welt 3505 als ein Weihgeſchenk im Junotempel zu Olympia niedergelegt worden war. Man beſchreibt es als eine aus Zedernholz verfertigte Lade mit eingelegten Figuren von Elfenbein und Gold. Auf den vier Seiten und auf dem Deckel waren griechiſche Geſchichten aus dem mythiſchen Zeitalter in mehrern Feldern abgebildet.

war ein griechiſches Produkt; wir kennen ihn nur aus den Beſchreibungen ſpäterer Schriftſteller — er wird bewundert!

Dagegen werden Denkmahle der Kunſt, die durch ihre Größe, Koſtbarkeit, und darauf gewandte Mühe in Erſtaunen ſetzen, nicht ſelten aus dem Grunde verachtet, weil ſie ihr Daſeyn zu einer Zeit erhielten, wo der ſo genannte gothiſche Geſchmack herrſchte.

Etwas, das uns nicht gefällt, oder dem Geiſte des Jahrhunderts entgegen iſt, mit der allgemeinen Benennung gothiſch als verwerflich zu ſtempeln, ſetzt weder Einſicht noch Feinheit des Geſchmacks voraus. Billig muß hier vorher die Frage entſchieden werden: Was iſt eigentlich gothiſch? Unter denen, welche dieſes Wort beſtändig im Munde führen, ſind vielleicht nur wenige, die beſtimmte Begriffe davon haben.

Es gibt hauptſächlich fünf verſchiedene Meinungen über den Urſprung der gothiſchen Bauart, und des damit verbundenen Geſchmacks.

Einige finden unter den zahlloſen Uebeln, welche die Kreuzzüge über Europa verbreitet haben, auch das Verderben des Geſchmacks. Die Ritter und Pilger ſollen jene überladene Bauart von den Sarazenen angenommen, und in Eu-

ropa eingeführt haben; sie müsse daher eigentlich die sarazenische heißen.

Andere leiten den Ursprung dieses Geschmacks von den Mauren in Spanien her. Dabey bleibt aber immer noch die Frage übrig: wie, und wodurch erhielt der Geist dieses afrikanischen Volks eine solche Richtung? denn auch die Mauren hatten zu den blühenden Zeiten der Römer einen bessern Geschmack.

Eine dritte Meinung empfiehlt sich wenigstens durch das Sinnreiche. Nach dieser soll der Keim der gothischen Bauart bereits in den ältesten Zeiten, welche uns die Geschichte überliefert hat, vorhanden gewesen seyn; in den Zeiten als unsere Vorfahren noch in dunklen Hainen ihren Göttern opferten. "Das gothische Gewölbe," sagt man, was ist es anders, als eine Nachahmung der Spitzbogen, welche die gegen einander überstehenden Bäume bilden? Haben nicht die zusammengefügten dünnen Säulen dieser Bauart offenbar ihren Grund in den Baumstämmen dichtverwachsener Wälder?" So wären denn die ersten christlichen Tempel Kopien der Haine unserer Urväter gewesen! Man muß gestehen, daß eine solche Nachahmung im Geiste der Völker gegründet ist; und übrigens weiß man, daß

einige uralte gottesdienſtliche Gebräuche, welche das Ungefähr oder die Noth veranlaßte, ſich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Endlich leiten einige die gothiſche Bauart von den Sachſen, wieder andere von den Griechen und ihrem ſinkenden Geſchmack her *).

Vielleicht geht man am ſicherſten, wenn man aus der vereinten Wirkung des verdorbenen griechiſchen, des mauriſchen, ſächſiſchen, und orientaliſch-ſarazeniſchen Geſchmacks auf den der Römer in der ſinkenden Periode ihres Reichs, den nachher ſo genannten gothiſchen Geſchmack herleitet.

Ueber den Werth und Unwerth dieſes Geſchmacks, ſo wie über die Fehlſchlüſſe, wozu jene

*) Alle dieſe verſchiedenen Meinungen hat Hr. Arthur Joung, ein neuerer engliſcher Schriftſteller gut auseinander geſetzt, und die Theorie des gothiſchen Bauſtyls ſcharfſinnig erläutert. Nach ihm iſt der ſächſiſche, mauriſche, und orientaliſche Bauſtyl, nichts anders, als ein ausgearteter griechiſcher Styl geweſen. Man ſehe ſeine Abhandlung über den Urſprung und die Theorie der gothiſchen Gewölben, in den *Transactions of the Royal Iriſh Academy. London and Dublin*, 1789.

allgemeine Benennung und die Anwendung derſelben verleitet hat, iſt bereits viel Wahres und Schönes geſagt worden. Man fängt an, dem unverkennbaren Guten dieſes dem Bedürfniſſe der Zeit angemeſſenen Geſchmacks, bey allen ſeinen auffallenden Mängeln, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nicht ſelten iſt es Uebereilung, faſt immer Undankbarkeit, wenn wir im ſüßen Wahne, daß nur die Alten und wir Geſchmack haben, Alles, was zwiſchen uns und ihnen liegt, für gothiſche Barbarey, und des Kennerblicks nicht würdig erklären.

Die Zertrümmerung der römiſchen Monarchie im dritten und den folgenden Jahrhunderten, durch innerliche Kriege ſowohl, als durch die Einfälle nördlicher und öſtlicher Barbaren, hat freylich über Europa Finſterniß verbreitet, und mit der geſunden Philoſophie auch das Schöne der Kunſt verdrängt: nie aber ſind die Spuren von dem ſchaffenden Geiſte der Menſchen ſo ganz ausgelöſcht worden, daß ein ſcharfes Auge ſie nicht noch entdecken könnte. Wenn es nicht angenehm iſt, die Gräuel jener traurigen Jahrhunderte in's Gedächtniß zurück zu rufen: ſo iſt es doch für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes intereſſant, den Wegen nachzuſpüren, wo-

durch die göttliche Vorsehung, mitten unter convulsiviſchen Bewegungen des Staatskörpers, das wieder aufgehende Licht der Wiſſenſchaften und der Kunſt vorzubereiten wuſte.

Ueberdem fehlt es uns an einer kritiſchen Geſchichte der Kunſt unſers Vaterlandes; und wie können wir anders dazu gelangen, als durch einzelne Bruchſtücke? Wenn wir nähmlich die Werke der Kunſt unſerer Vorfahren, in ſo fern ſie eine oder die andere merkwürdige Seite haben, aus ihrem Dunkel hervorziehen: ſo werden wir durch ihre Vergleichung am beſten den ſtufenweiſen Fortgang des guten Geſchmacks beurtheilen, und die Epochen der Kunſt feſtſetzen können. Dieſe Vergleichung aber iſt ſo vielſeitig, und umfaßt eine ſo ausgebreitete Kenntniß vorhandener Kunſtwerke, daß es ſchon ein kleines Verdienſt ſeyn wird, ſie durch einen oder den andern Beytrag vorbereitet zu haben.

Dieſe Gedanken müſſen bey jedem Patriotiſchgeſinnten den Wunſch erregen, daß die hin und wieder verborgenen Denkmahle unſers Vaterlandes mehr, als bisher geſchehen iſt, beſchrieben, und öffentlich bekannt gemacht würden. Wir ſuchen mit übertriebener Verehrung die oft unbedeutenden römiſchen Alterthümer auf; wir ſtaunen die im

Schutte von Herkulanum ausgegrabenen Gemählde an: aber kaum werfen wir einen Blick auf jene Denkmahle deutscher Art und Kunst, die doch für den Geist und die Geschichte unserer Nation in mehr als einem Betrachte lehrreich sind.

Ich liefere hier einen Versuch, der die Aufmerksamkeit auf ein zwar nicht unbekanntes, aber meist falsch beurtheiltes Denkmahl der Vorzeit hinzulenken sucht. Was in den Chroniken und topographischen Beschreibungen Hessens von dem Begräbnißmonumente der Landgräfinn Elisabeth vorkömmt, ist in allgemeinen Ausdrücken so obenhin gesagt, daß ein Fremder sich davon gar keinen Begriff machen kann. Als Produkt der bildenden Kunst ist es vollends noch niemahls beschrieben worden; ein kleines Gemählde davon dürfte also wohl nicht überflüssig seyn. — Das Begräbnißmonument der heiligen Elisabeth *) befindet sich in der deutschen

*) Diese durch ihre Schicksale und ihren frommen Enthusiasmus der spätesten Nachwelt merkwürdige Fürstinn war eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, und Gertruds einer gebohrnen Herzoginn von Meran (Mähren). Sie erblickte das Licht zu Preßburg im Jahre 1207. Ihrem Ehegemahle,

Ordenskirche zu Marburg, in einem eigends dazu eingerichteten Chorgewölbe, oder einer Kustorey, wie es in der Sprache des Mittelalters genannt wird. Es ist mit einem starken eisernen Gitter umgeben, dessen Thüre mit dem großen Siegel des Deutschen Ordens und mit einem Schlosse verwahrt wird, wozu der jedesmahlige Landkomthur den Schlüssel in Händen hat. Außerdem wird der Eingang in das Gewölbe durch drey verschiedene Thüren verschlossen, deren äußerste ebenfalls aus einem eisernen Gitter besteht, und mit einem dreyfachen Schlosse versehen ist.

Landgrafen Ludwig in Thüringen, wurde sie bereits 1211. angetrauet, und 1221. wurde das Beylager vollzogen. Sie starb 1231., und wurde darauf 1236. vom Pabst Gregor IX. kanonisirt, bey welcher Gelegenheit der Kaiser Friedrich II. ihren Leichnam zu Marburg durch die Bischöfe von Cölln, Prag, und Hildesheim mit einer goldnen Krone hat krönen lassen, welche am Gewicht viertausend und fünfhundert Goldgulden gehalten haben soll. Die Kirche, worin derselben nachmahls das erwähnte Monument errichtet worden, ist i. J. 1235. zu bauen angefangen, und 1283. geendigt worden.

Das Monument selbst ist, der gemeinen Sage nach, ganz von Silber, stark vergoldet, und mit vielen kostbaren Steinen und Perlen besetzt. Es ruht auf einem hölzernen Gerüste, oder einer länglich viereckten Lage, etwa zwischen drey und vier Fuß über der Erde. Dieses Untergestell ist stark mit Eisen beschlagen, und auf einer der langen Seiten mit Thüren versehen. Man hat in vorigen Zeiten Kleidungsstücke von der verstorbenen Landgräfinn, und andere Sachen darin verwahret, welche man als Reliquien verehrte.

Nach dem Augenmaße zu urtheilen kann das Monument sechs Fuß in der Länge, über zwey derselben in der Breite, und drey bis vier in der Höhe halten. Die Schriftsteller, welche dessen Erwähnung thun, beschreiben es fast immer als einen mit Perlen und köstlichen Steinen besetzten Sarg: allein diese Schriftsteller zeigen eben dadurch, daß sie ihre Nachrichten nur von Hörensagen haben. Man unterscheidet zwar an dem Monumente zwey Theile, nähmlich die eigentliche Lade, und den Deckel; aber man muß sich darunter keinen jetzt gebräuchlichen Sarg, sondern ein römisch-gothisches Grabmahl, in

Gestalt eines Hauses mit hohem abhängigen Dache vorstellen.

Das spitz zulaufende Fronton, welches die Dachflächen bilden, ist auf jeder der langen Seiten des Monuments in der Mitte noch ein Mahl, also überhaupt vier Mahl, völlig symmetrisch angebracht. Es dient vier großen Nischen oder Blenden, welche sich auf den vier Seiten befinden, und wovon ich gleich reden werde, zur Wölbung. Die oberen Ränder dieses Frontons bestehen aus einem Zierathe von durchbrochener, mit Edelsteinen und Perlen besetzter Arbeit. Dieser Zierath ist etwa drey Finger breit, und an den Winkeln in einem Zirkelbogen herumgeführet, dessen Mittelpunkt die Spitze des Dreyecks ist. Oben darauf befindet sich ein zierlich gearbeiteter Knopf in der Größe eines mäßigen Apfels. Außer diesen vier Knöpfen (denn jedes Frontor hat einen,) sind auf der Schärfe des Dachs noch drey andere angebracht, wovon der mittelste etwas größer ist, als die übrigen. Die Dachflächen sind mit acht Feldern gezieret, auf deren jedem eine merkwürdige Begebenheit der heiligen Elisabeth in halb erhobener, vermuthlich eingetriebener, Arbeit vorgestellt ist.

An dem untern Theile des Monuments, oder der eigentlichen Lade, befinden sich auf den vier Seiten unmittelbar unter dem Fronton des Deckels, vier große Blenden, welche mit Säulen und Bogenstellungen geziert sind, und eine Art von Portal vorstellen. In jeder dieser Blenden erblickt man eine Figur, fast ganz in die Rundung gearbeitet.

Die erste, welche auf einer der langen Seiten des Monumentes angebracht ist, stellt Christum in seinem Lehramte vor. Die Figur, obgleich sitzend, ist beynahe anderthalb Fuß hoch. Der göttliche Lehrer hält die rechte Hand ein wenig in die Höhe, so wie er insgemein abgebildet wird; weiter ist aber auch nichts von Ausdruck zu finden. In der andern Hand, welche auf dem Schoße ruht, hält er — gegen alles Kostum — ein Buch, worauf ein großer dunkelblauer Edelstein angebracht ist.

Auf jeder Seite dieser mittleren großen Blende befinden sich drey kleinere, in deren jeder einer von den zwölf Aposteln ebenfalls sitzend abgebildet ist; Petrus dem Heilande zur Rechten, und Paulus zur Linken. Jede dieser kleineren Blenden hat, wie die mittlere große, ein spitz zulaufendes mit einem Knopf versehenes Fron-

ton; nur daß solches nicht über die abhängende Seite des Deckels hinauf geht, sondern an der Seitenwand der Lade angebracht ist.

Auf der zweyten langen Seite zeigt sich in der mittlern großen Blende Christus am Kreuze. Die Vorstellung ist die gewöhnliche; nur das Kreuz unterscheidet sich dadurch, daß es die Gestalt eines Baums mit Aesten und Zweigen hat. Zu beyden Seiten stehen Maria und Magdalena. Oben schwebt ein Engel, der dem Gekreuzigten eine Krone über das niedergesunkene Haupt hält; auch erblickt man daneben zwey Medaillen. In den sechs kleineren Blenden dieser Seite sind die übrigen Apostel abgebildet. Uebrigens ist über jedem der zwölf Apostel dessen Nahme in alter Mönchsschrift zu lesen.

Eine der schmalen Seiten stellt in einer ähnlichen Nische die heilige Elisabeth in büßender, demuthsvoller Stellung dar. Diese Figur hat das Besondere, daß ihre Haupthaare silbern, oder nicht vergoldet sind; übrigens ist die Tracht der damahligen Zeit beybehalten.

Gegenüber auf der zweyten schmalen Seite des Monuments erblickt man eine sitzende Maria, mit dem Christuskind im Arm, und einer mit Edelsteinen besetzten Krone auf dem Haupte.

Dieſe Figur, ſo wie die vorhergehende der heiligen Eliſabeth, iſt beynahe zwey Fuß hoch. Man hat vorgegeben, daß beyde, nebſt dem ſitzenden Chriſtus auf einer der langen Seiten, ganz maſſiv von Gold gegoſſen ſeyen, welches aber durch die ſilbernen Haare der heiligen Eliſabeth hinlänglich widerlegt, und daher von Kennern behauptet wird, ſie ſeyen, gleich den Bildern der Apoſtel, nur von Silber und ſtark vergoldet. Die Vergoldung ſoll die Dicke eines Dukaten haben; ſehr dauerhaft muß ſie wenigſtens ſeyn, da nach einem Zeitraum von beynahe fünf Jahrhunderten noch keine Spur einer Abnutzung zu ſehen iſt.

Daß die Lade ſelbſt, wie man vorgibt, von Silber ſey, wird ebenfalls bezweifelt, und verſichert, ſie ſey nur von Kupfer. Vielleicht laſſen ſich beyde Meinungen vereinigen, und man kommt der Wahrheit am nächſten, wenn man eine Art von ſehr geringhaltigem Silber annimmt; ſo wie man ehedem manche Glocke für ſilbern ausgab, ſo bald ihre Miſchung einen Zuſatz dieſes edlen Metalls hatte.

Der Boden, oder die Grundfläche des Monuments, iſt etwas hervortretend, und auf den vier Ecken, ſo wie unter jeder der an den Sei-

tenwänden befindlichen Figuren, in einem Zirkelbogen ausgeschweift, so daß er mit dem darüber befindlichen Absatze gleichsam einen Fußschämel oder eine Thronstufe vorstellt! Alles aber, und selbst dieser Boden auf seinem Rande, ist mit Edelsteinen, Perlen, und roth, weiß und blau emaillirten Lamellen besetzt. Unter diesen Verzierungen sind einige, die den prüfenden Blick eines Kenners verdienen.

Auf einer der schmalen Seiten, über der Maria, erblickt man einen besondern Stein in der Größe und Gestalt eines Huhn-Eyes, aber — wie sich von selbst versteht — viel flacher. Dieser Stein stellt zwey einander ansehende, oder vielmehr berührende, Gesichter vor, und zwar nicht etwa durch das Spiel seiner Farben, sondern nach Art eines Kameo in halberhobener Skulptur, die aber fast bloß in umherlaufenden Rändern oder Linien besteht. In so weit gleicht er einer Gemme.

Das Alles nun kann höchstens die Neugierde eines Antiquars reitzen: aber die große Seltenheit dieses Steins besteht darin, daß er nach einer alten Tradition nicht ein Werk der Kunst, sondern der Bilderin Natur seyn soll. Seine Grundfarbe ist ein schwärzliches Blau, mit eini-

gen theils blässeren, theils dunkleren Abänderungen nuancirt. Man hält ihn für einen Onych, oder für eine Art von Jaspahat. Eine nähere Untersuchung (die aber aus leicht zu errathenden Ursachen kaum Statt finden möchte,) würde zeigen, ob es nicht eine von den Glaspasten des Mittelalters sey, welcher die Kindheit der Kunst diese auffallende Gestalt gab *).

Freylich würde der Stein auch in diesem Falle noch einen hohen Werth behalten: allein es sind wirklich einige Umstände vorhanden, welche für seine Echtheit als Naturprodukt zu sprechen scheinen. Dahin gehört die unregelmäßige, kunst-

*) Die ersten Glaspasten des Mittelalters waren sehr roh und unförmlich. Bessere Versuche in dieser Kunst, dergleichen beym van Boot und Kircher vorkommen, gehören in das spätere mediceische Zeitalter, und die Kunst wurde lange geheim gehalten. Man sehe hierüber Raspe's *Introduction on the Origin of the Art of Engraving on Hard Stones, and the Progress of Pastes*, welche dem im Jahre 1791. in London herausgekommenen *descriptive Catalogue of a general Collection of Ancient and Modern Engraved Gems etc. by James Tassie*, vorangesetzt ist.

loſe Form desſelben, und offenbare Mängel der Zeichnung, welche allerdings das Nachdenken mehr auf den Zufall, als auf die Kindheit der Kunſt, oder die Täuſchung eines frommen Betrugs führen. Die Kindheit der Kunſt iſt in ihren Formen ſteif und ängſtlich; der fromme Betrug aber würde gewiß, bey aller Anſtrengung die Kunſt zu verbergen, die Ideen ſeines Jahrhunderts verrathen, oder wenigſtens das Unſchickliche der Zuſammenſchmelzung zweyer Geſichter vermieden haben. Von beyden findet ſich keine Spur.

Sollte aber ja dieſer Kameo das Werk eines Künſtlers ſeyn, der fein genug war, die Natur bis auf ihre ſcheinbaren Nachläſſigkeiten zu belauſchen, ſo kann man ihn doch ſchwerlich für eine eigentliche, mit Hülfe des Rads ausgeführte Skulptur halten, ſondern die erſt flüſſige Maſſe muß vielmehr in einer Form abgedruckt ſeyn. Ein Antiquar, der ſich an ſinnreichen Muthmaßungen vergnügt, könnte dieſe Gemme als Erläuterung der den Alten beygemeſſenen Kunſt anführen, nach welcher ſie gewiſſe achatartige, ſehr harte Steine nachgemacht und in Formen abgedruckt haben. *).

*) Die Möglichkeit dieſer Kunſt iſt durch die Wiedererfindung derſelben von dem l. J. 1793.

Uebrigens erzählt man, daß ein Churfürst zu Mainz für dieſe Gemme das ganze Amt Amöneburg angebothen habe; welches Vorgeben ich auf ſeinem Werth oder Unwerth beruhen laſſe.

Gerade über dem erwähnten Kameo iſt ein anderer Stein eingeſetzt, den die Tradition nicht minder merkwürdig gemacht hat. Er iſt von einer weißen in's Gelbe ſpielenden Farbe, aber durchſichtig, und überaus glänzend. Seine vorragende Seite bildet eine völlige Halbkugel, deren Durchmeſſer etwas über einen Zoll beträgt. Man gibt ihn für einen Karfunkel aus, und man behauptet, daß er im Finſtern leuchte, oder einen Schein gebe, wie es lange vom Karfunkel geglaubt worden iſt. Sogar ſind mir einige Perſonen genannt worden, die zur Nachtzeit in das Gewölbe gegangen wären, und ſich von dem Leuchten des erwähnten Steins überzeugt hätten. Dieſe Perſonen, deren Stand und Charakter über den Argwohn erhaben iſt, werden es mir verzeihen, wenn ich deſſen ungeachtet eines und

In Rom verſtorbenen Hofrath Reifſtein, ſo wie durch die neueren Verſuche des Hrn. Wedgwood in London, außer allen Streit geſetzt worden. S. Winkelmann's Anm. zur G. der K. 1767., 1. Th. S. 9.

das andere bey der Sache finde, welches mit bekannten Erfahrungen nicht wohl bestehen kann.

Was man einen Karfunkel nennt, ist nach der Terminologie der Kunstverständigen (die übrigens von dem Leuchten desselben nichts wissen wollen,) ein Rubin vom schönsten Hochroth, wenn er mehr als zwanzig Karate wiegt. Ein Karfunkel oder Rubin von der Größe des obigen Steins, wäre nun freylich eine große Seltenheit: allein dieser so genannte Karfunkel hat mit einem Rubin weiter nichts Aehnliches, als daß er ein Stein ist. Wollte man sagen, es sey eine seltene Spezies vom Rubizell, als der vierten Abart des Rubins *), so ist die Vergleichung immer noch sehr gesucht, und der Stein zu blaß.

*) Gemeiniglich zählt man in der Naturgeschichte vier Abarten des Rubins unter folgenden Benennungen: 1) der Almadin oder Karfunkel von brennendem Hochroth, 2) der Balasrubin, fast rosenfarb, 3) der Spinellrubin, violett, 4) der Rubizell, gelbroth. Indessen muß man bemerken, daß die Mineralogen in der Benennung und Eintheilung dieser Gattungen gar sehr von einander abweichen. Die Alten nannten den Spinell sowohl als den Granat, und zum Theil auch den Hyazinth, Karfunkel, und

Doch es bedarf ſolcher weit hergeholten Erklärungen nicht. Bey näherer Betrachtung iſt dieſer vermeinte Karfunkel nichts anders, als eine Abart von Topas, die in Heſſen gefunden wird, und wenig Werth hat. So findet man in einigen Gegenden Schleſiens weiße, gelbe, und braune Bergkryſtalle, welche unter dem Nahmen der Rauchtopaſe bekannt ſind; und welche, die Unwiſſenheit nicht ſelten für echte Topaſe, ja ſogar für Rubine und Diamanten ausgegeben hat. Wahrſcheinlich iſt das Vorgeben, daß der obige Stein ein Karfunkel ſey, aus einem ähnlichen Irrthum entſtanden. Dieß benimmt indeſſen der Ueberzeugung nichts, womit unſere Vorfahren den Stein als eine große Seltenheit für das Monument mögen aufgenommen haben.

veranlaßten dadurch eine Verwechſelung dieſer verſchiedenen Edelſteine. Einige Neuere, wie z. B. Rome de Liſle und Werner, begreifen unter der Benennung Spinell diejenige Edelſteingattung, die man bisher unter dem Nahmen Rubin aufgeführt hat; jedoch mit Ausſchließung der karmeſinrothen Abänderung, welche eine weit ſchönere und lebhaftere Farbe zeigt, als der Spinell, und zu der Gattung des Sapphirs gehört.

Was iſt aber von dem Leuchten dieſer Topaskugel, welches von unverdächtigen Perſonen verſichert wird, zu halten? Hierüber könnte uns eine neue Erfahrungsprobe am beſten belehren; ſie müßte aber mit der nöthigen Vorſicht und Kaltblütigkeit angeſtellt werden, um den Täuſchungen einer geſpannten Erwartung auszuweichen. Ich fürchte, dieſe letztere habe an den bisherigen Erfahrungen mehr Antheil gehabt, als die Beobachter ſelbſt wähnten; denn was man ſucht, findet man. Der einem Flämmchen ähnliche Schimmer den ſie geſehen haben wollen, war vermuthlich Widerſchein von einem unmerklich eingedrungenen Lichtſtrahle, den die aufgeregte Einbildungskraft bis zum Selbſtleuchten vergrößerte. Wenigſtens iſt der Stein, ſeiner ſphäriſchen Figur wegen, ſehr geſchickt, das Licht von allen Seiten aufzufangen und zu reflektiren; auch hat man ſchon längſt durch ein ſolches widerprallendes Licht den phosphoreſcirenden Schein einiger Demantarten erklärt, deſſen unter andern der Graf Algarotti in ſeinem Newtonianismus für die Damen gedenkt.

Ueberlaſſen wir es der Zeit oder dem Zufall, die Sagen von jenem Kameo und dieſem Karfunkel zu berichtigen: zuverläſſig iſt der hohe

der hohe Werth der an dem Monumente befindlichen Steine und Perlen. Man hat zwar die Echtheit derſelben bezweifeln, und vorgeben wollen, daß die urſprünglich daran geweſenen echten Juwelen entwendet oder verloren, und hernach mit falſchen erſetzt worden ſeyen: allein die Geſchichte, und ſelbſt die Natur der Sache iſt dagegen. Wenn, wie es wohl nicht anders ſeyn kann, auch manche unechte Steine mit unterlaufen, ſo muß man dieſe Ausnahmen auf Rechnung der geringen Kenntniſſe damahliger Zeit ſchreiben, ſtatt eine neuere Ergänzung durch falſche Steine anzunehmen, die in jedem Betrachte viele Schwierigkeiten hat. Wer waren dieſe Entwender? Woher nahmen ſie in der Geſchwindigkeit die unechten Steine, die ſo genau in die alten Einfaſſungen paßten? Der Geiſt des Jahrhunderts würde ſich nicht leicht an dieſem Heiligthum vergriffen haben; verſtockte Böſewichter aber pflegen weniger Umſtände zu machen, und es iſt nicht glaublich, daß ſie ſich die Mühe genommen hätten, die geraubten echten Steine durch falſche zu erſetzen *).

*) Im Monath May 1749, kurz vor der Ankunft des damahligen Churfürſten von Köln, als deutſchen Ordens Meiſters, iſt das Mona-

Bey den verſchiedenen Störungen, die das Monument erfahren hat, ſind mehrere Kleinodien davon verloren gegangen, wie die Höhlen, wo ſie geſeſſen haben, deutlich genug zeigen. Warum hat man dieſe nicht auch ergänzt? Selbſt die Form der Steine ſcheint für ihr Alterthum zu ſprechen; denn ſie ſind mit einer in neueren

ment von einem beeidigten Goldſchmid ausgeputzt worden, welcher die vorzüglichſten Steine für echt erkannt hat. Uebrigens aber ſollen, nach einer von ihm hinterlaſſenen Nachricht, auch viele unechte Steine vorkommen, und die Lade ſoll von Kupfer ſeyn, über welchen Umſtand ich mich ſchon erklärt habe. In Anſehung der falſchen Juwelen iſt es bekannt, wie wenig man in den Zeiten des Mittelalters echte Edelſteine von unechten zu unterſcheiden wußte; und die Verſetzungen ſo mancher alten Kronen, Reliquienbehälter, Kelche und anderer Kleinodien beweiſen es ſehr deutlich. Jahrhunderte ſtaunten einen weltgeprieſenen Smaragd an, den der Kaiſer Carl der Große der Abtey Reichenau bey Koſtanz ehemahls verehrt hatte; man weiß aber jetzt, daß er bloß eine grüngefärbte Glasmaſſe iſt. Eben ſo verhält es ſich mit dem vorgeblichen ſmaragdenen Gefäße in der Domkirche zu Genua.

Zeiten wenig üblichen Simplizität durchgängig rund oder tafelförmig geschliffen, nirgends aber brillantirt.

Noch kommen die vielen Perlen in Betracht, die einen beträchtlichen Teil des Werths der an dem Monumente befindlichen Kleinodien ausmachen, und bey denen eine Täuschung kaum denkbar ist. Glasperlen waren damahls noch nicht erfunden, und was man in den Schriften so genannter Adepten von Verfertigung künstlicher Perlen aus Muscheln, Schneckenhäusern, und dergleichen findet, hat zu viele Aehnlichkeit mit manchen andern ihrer Prozeduren, als daß man darauf bauen könnte. Hat es aber jemahls eine Kunst gegeben, die solche Perlen hervorbringen konnte, als sich an unserm Monumente befinden, und ist diese Kunst, wie niemand zweifelt, jetzt verloren: so sind ihre Produktionen mehr werth, als natürliche Perlen.

Eine genaue Schätzung des Monuments, sowohl den edlen Metallen als den Juwelen nach, ist bey so widersprechenden Meinungen sehr schwer, wo nicht unmöglich. Die Sagen von dem Werthe desselben sind offenbar übertrieben *),

*) Man gibt vor, daß der Werth des daran befindlichen Goldes und Silbers sich auf 600,000

obgleich die Koſtbarkeit des Ganzen nicht in Zweifel zu ziehen iſt. Die Reiſenden ſprechen mit Verwunderung von der Pracht des Denkmahls, welches die Ruſſiſche Kaiſerinn Eliſabeth dem heiligen Alexander Newski in dem nach ihm benannten Kloſter hat errichten laſſen, und Hr. Bernoulli (im fünften Bande ſeiner Reiſen,) verſichert, daß es ganz von Silber, und vielleicht das einzige in ſeiner Art ſey. Als Produkt des achtzehnten Jahrhunderts muß es freylich in Anſehung der Kunſt und des Geſchmacks entſchiedene Vorzüge haben: allein in

Rthlr. belaufe; die Juwelen aber ſollen wohl ſechs Mahl ſoviel werth ſeyn. Eine einzige Perle in der Größe eines Tauben-Eyes, die ſich an der Vorderſeite des Monuments in der letzten Blende rechter Hand, über dem Haupte des Apoſtels, befindet, wird auf 2000 Gulden geſchätzt. Oben über dem ſitzenden Chriſtus erblickt man einen großen Jaſpis, und gleich daneben einen anſehnlichen Smaragd, wie auch einen Sapphir. Ueber des vierten Apoſtels Haupte befindet ſich noch eine große, aber ſchottländiſche Perle. Ein anderer koſtbarer Smaragd und ein Sapphir ſind zu beyden Seiten über der Maria angebracht. Ich übergehe andere als echt anerkannte Steine.

Rücksicht auf die Kostbarkeit dürfte es dem unsrigen wohl nachstehen.

Dieses prächtige Monument war der Stamm-Mutter der Landgrafen von Hessen — einer in der Geschichte immer merkwürdigen Fürstinn — zu ihrer Ruhestätte bestimmt. Ihre Gebeine und anderen Reliquien wurden hier, in rothen Damast gewickelt, in einem ebenfalls mit rothem Damast überzogenen Kistlein verwahret. Landgraf Philipp der Großmüthige aber ließ dieselben, zu Verhüthung alles ferneren Aberglaubens, im Jahre 1539. herausnehmen, und an einem verborgenen Ort in der Kirche, von dem nur zwey Personen Wissenschaft gehabt haben, begraben; das Kistlein aber auf das Schloß zu Marburg, und einige Jahre nachher (1546.) nebst dem Monumente nach Ziegenhain bringen. Die damahligen Kriegesunruhen machten diese Vorsicht nothwendig. Nach Verlauf zweyer Jahre wurde das Monument, nebst dem Kistlein und allen Kleinodien, an den damahligen Landkomthur zu Marburg Johann von Rehen wieder ausgehändigt *).

*) Die vom Landkomthur darüber ausgestellte klare und umständliche Bescheinigung findet sich in Kuchenbecker's *Analect. Hass.* die Samml. S. 211 f.

Daß bey dieſer Gelegenheit der Ort, wo die Gebeine beygeſetzt waren, dem Landkomthur ſey angezeigt worden, und dieſer ſie habe ausgraben, und wieder in das Monument legen laſſen, wird von vielen bezweifelt: allein auch dieſer Umſtand hat durch eine nähere Unterſuchung ein nicht zweydeutiges Licht erhalten. Die klaren, und genaubeſtimmenden Worte der vom Landkomthur darüber ausgeſtellten Empfangsurkunde heben alle weitere Bedenklichkeit *). Die Gebeine wurden dem Landkomthur ausgeliefert, aber nicht wieder in das Monument gelegt, ſondern ſie befinden ſich wahrſcheinlich in den Händen der Katholiſchen.

Die feyerliche Umbertragung dieſes Monuments bey ſeiner Einweihung iſt auf der innern Seite eines Thürflügels der in der St. Eliſabethenkirche befindlichen vergoldeten Basreliefs abgemahlt. Dieſe und andere Mahlereyen auf den erwähnten Thürflügeln ſind, im Vorbeygehen geſagt, wegen ihres Alterthums, und des dabey gebrauchten Goldes merkwürdig. Ihre Zeichnung iſt richtig, und das Kolorit noch ſehr friſch.

*) S. Eſtor's *Epiſtola ad d. Herm. Schminckium, qua de Reliquiis S. Eliſabethae vulgaris error reiicitur*, beym Kuchenbecker am a. O.

Kenner haben darin etwas von der Manier Albrecht Durer's finden wollen. Ob sie von einem seiner Schüler, oder gar von ihm selbst herrühren, müßte durch historische Belege dargethan werden. Indessen sind sie, vermöge der darauf befindlichen Signatur, in den Jahren 1512. und 1514. gemahlt worden, und fallen also wirklich in die letzte Periode Albrecht Dürers, der i. J. 1528. starb *).

Ehe ich diesen Aufsatz schließe, wird es nicht zweckwidrig seyn, noch etwas über die Ausführung des oft erwähnten Monuments, als Produkt der bildenden Kunst, überhaupt zu sagen. In den älteren Zeiten sah der Aberglaube an diesem Denkmahle nur den versinnlichten Gegenstand seiner Verehrung; in der Folge hat man bloß die reiche Goldmasse angestaunt, und in beyden Fällen Lob und Tadel meist ohne Grund ertheilt. Weder mit richtendem Stolze, noch mit Unterdrückung meines Kunstgefühls, hab' ich aus einem andern Gesichtspunkte beobachtet....

*) Vergl. Nachricht von einigen anerkannten Kunstwerken Albr. Dürer's und andern Kunstschätzen in der Elisabethenkirche zu Marburg; in Wielands N. T. Merkur v. J. 1802. 8. St. S. 268 f. A. H.

Die Kostbarkeit bey Seite gesetzt kann die Darstellung selbst, als Produkt der bildenden Kunst betrachtet, unmöglich einem richtigen Geschmack schmeicheln. Alles ist überladen, nichts mit kluger Wahl angeordnet. Vergeblich sucht man hier die schönen und genau berechneten Verhältnisse, das Bedeutende und Ausdrucksvolle, wodurch allein Werke der Kunst auf den Geist wirken können. Die Gesetze der Schwere und des Gleichgewichts sind oft verletzt, z. B. in den unförmlich großen Dachknöpfen, im Stande der Figuren, in den Säulen der Blenden, u. s. w. Auf Beleuchtung und Schatten ist gar keine Rücksicht genommen, und das darauf fallende Licht bringt um so mehr eine schlechte Wirkung hervor, da die Stellungen der Apostel ganz ohne Wahl und Absicht sind; mehrere derselben kommen auf der andern Seite wieder vor, und scheinen in Einer Forme gegossen zu seyn. Die Gesichter starren ohne allen Ausdruck vor sich hin, und der Mangel an Verhältniß zeigt sich besonders in den drey Figuren des Heilandes, der Maria, und der Elisabeth, welche fast noch einmahl so groß sind, als die Apostel. Es ist klar genug, daß ihr Vorzug dadurch ausgedrückt werden soll; nur ist der Einfall seinem Zeitalter

zu sehr angemessen, als daß er eine gute Wirkung thun könnte. Man möchte sagen, der Künstler habe seinen Figuren an Masse zulegen wollen, was er ihnen an Geist nicht geben könnte. Aber dagegen ist in der vierten Hauptfigur der gekreuzigte Christus nebst dem Engel, in Vergleichung mit den Aposteln, wieder sehr klein abgebildet *).

Bey dem Allen ist es eine billige Forderung an den Kenner, daß er sich um einige Jahrhunderte zurückdenken, und die Bedürfnisse der damahligen Zeiten, die solche Verirrungen des Geschmacks auf gewisse Art unvermeidlich machten, erwägen solle. Man vergesse nie, daß dieses Monument in der letztern Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts sein Daseyn erhielt, das ist, noch vor dem glücklichen Zeitpuhkte, wo selbst in Italien nach einer langen Barbarey den Künsten und dem Geschmack das Licht wieder aufzugehen begann **).

*) Eine treue Abbildung dieses Monuments steht in meiner Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth. Zürich 1797. d. H.

**) Cimabue, der Wiederhersteller der Mahlerey, aus dessen Schule nachher Leonhard da Vinci hervortrat, lebte gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts.

Man fordre alſo von einem Kunſtwerk aus ſo entfernten Zeiten nicht mehr Vollkommenheit, als ſich mit den damahligen Begriffen vereinigen läßt. Regel und Kunſt, ſo wie das Schönere und Bedeutungsvollere, mußten nicht ſelten der Abſicht, dem Volke die Gegenſtände ſeiner Verehrung anſchaulich zu machen, aufgeopfert werden. Es wäre ſogar Religionsverbrechen geweſen, von den einmahl als beſtimmt angenommenen Vorſtellungen abzuweichen. Dieſe Vorſtellungen waren ein Hülfsmittel der Religion, und durch eine ſtille Verabredung in die kirchlichen Gebräuche eingeführt *). Wenn man hierauf nicht

*) Hierin haben die Vorſtellungen des Mittelalters etwas Aehnliches mit denen der alten Griechen — den beſſern Geſchmack abgerechnet. "Die Bildung der Götter", ſagt Winkelmann, "war unter allen griechiſchen Künſtlern ſo allgemein beſtimmt, daß ſie durch ein Geſetz ſcheint vorgeſchrieben geweſen zu ſeyn. Ein Jupiter, ein Apoll, Merkur, Bachus Liber Pater, Herkules in der Jugend, und im Alter — ſind auf Münzen und Steinen ſowohl, als an Statüen, nach einer und eben derſelben Idee gebildet. Der Glaube war allgemein, daß die Bilder der Götter den größten Künſtlern geoffenbaret worden ſeyen; ſo,

gehörige Rückſicht nimmt, ſo läuft man Gefahr, gegen den Geſchmack eines ſo entfernten Zeitalters ungerecht zu ſeyn. Die Kunſt iſt nicht eigentlich Kunſt mehr, wenn ſie, wie in unſerm Falle, blos die Formen gottesdienſtlicher Verabredungen ausdrucken darf.

Bleiben wir der Natur und dem guten Geſchmack getreu, indeſſen uns dieſe Goldmaſſe ein ſchätzbares Denkmahl darſtellt, das uns mit dem Geiſte der damahligen Zeit bekannt macht. Es verdient auf immer erhalten zu werden, und es müßte eine furchtbare Revolution ſeyn, die ihm den Untergang brächte.

wie Parrhaſius ſich rühmte, daß ihm Bacchus erſchienen ſey, in der Geſtalt, in welcher er ihn gemahlt hatte." Geſch. der K. Dresden 1764, S. 166. u. 167.

# IV.

## Der Spiegel,
## ein Traum Xenophons.

Xenophon, dieſer berühmte Schüler des Sokrates, ging eines Tages frühe vor eines der öſtlichen Thore von Athen, um ſeine Augen an dem prächtigen Schauſpiele des Sonnenaufgangs zu weiden. Ein dünner Nebel lag auf der Flur, einzelne Sterne blickten noch am dunkelblauen Himmel, und die duftende Sommernacht ſchien ungern dem anbrechenden Tage Platz zu machen. Indeſſen verbreitete ſich die Morgenröthe immer mehr, und bald ſah man die höchſten Berge der zahlreichen Inſeln des ägeiſchen Meers von der Sonne vergoldet.

Den Blick unverwandt auf das ſchöne Schauſpiel geheftet, ſtand der Weiſe am Ufer des Meers, und empfand den wohlthätigen Einfluß der verjüngten Natur. Eine geraume Zeit überließ er ſich ganz ſeinem Gefühle; dann ging er etwas tiefer an das Geſtade hinab, wo das Anſchlagen der Wellen an dem felſigen Ufer eine kleine Brandung machte. Plötzlich fiel ihm eine

menschliche Gestalt in die Augen. Er trat näher, und sah einen Jüngling, der auf einer weit hervorragenden Klippe sitzend, den Kopf auf beyde Hände gestützt, in dumpfer Betäubung das Meer anstaunte.

Diese Stellung, der wilde Blick, und das nachläßig übergeworfene Kleid verriethen einen heftigen Gemüthszustand, der dem Menschenkenner nicht entging. Es war die furchtbare Stille vor einem nahen Sturm, und Xenophen, der einen gewaltsamen Ausbruch ahndete, entschloß sich, der Gefahr vorzubeugen.

"Wie so früh, und in welcher Stellung? mein Freund," redete er den Jüngling an. Ein aus Schrecken und Unwille gemischter Blick war Alles, was er zur Antwort erhielt. Er fuhr also fort:

"Fasse Muth, junger Mensch; du siehst einen Freund vor dir, der dich vielleicht aufrichten kann, wenn du in einer mißlichen Lage bist, wie mir deine Stellung zu verrathen scheint."

Der Jüngling schüttelte mit einem bittern Lächeln den Kopf.

"Der Kummer, der dich drückt, muß schwer seyn, das zeigt mir diese in sich gekehrte Ab-

ſpannung aller Kräfte. Aber vertraue mir ſeine Urſache; vielleicht kann ich ſie heben!"

Biſt du ein Gott? ſprach der Jüngling, indem er ſich vom Sitz erhob, und den Weiſen ſtarr anſah.

"Ich bin ein Menſch, aber ein Menſch, der die Götter ehrt, und ſeine Brüder liebt! Ich möchte dich glücklich wiſſen."

Du könnſt mir nicht helfen!

"Aber vielleicht kann ich in deine Wunden Balſam gießen, bis die Zeit ſie heilet!"

Die Zeit? vermag ſie dem, was ewig währet, Gränzen zu ſetzen? Die Welt hatte nur Eine Theano, und dieſe Eine iſt für mich verloren — ungetreu, in den Armen eines Feindes, eines Nichtswürdigen! Keine Gottheit kann mir dieſen Verluſt erſetzen, und Du wollteſt meinen Schmerz darüber lindern?

"Du liebſt alſo?"

Wenn dir das die Stimmung, in der du mich fandeſt, nicht ſogleich ſagte, ſo haſt du nie geliebt!

"Guter Jüngling, ich kenne deine Leiden, und verzeihe ihrer Urſache die Muthloſigkeit, in der ich dich ſehe. Aber für jeden Schmerz gibt's

ein Linderungsmittel, selbst für den heftigsten — den Schmerz unglücklicher Liebe."

Der Jüngling sah ihn stier an, und ließ einen unwillkürlichen Blick auf das Meer schießen. Xenophon verstand den Wink, und lenkte das Gespräch auf einen dem Scheine nach entfernten Gegenstand — um dem Ziele seiner Unterredung unvermerkt, und desto gewisser näher zu kommen.

"Ich habe," sprach er, "vor einiger Zeit einen Traum gehabt, der, wie ich nun sehe, gewiß ein Werk der guten Götter war. Der schöne Morgen rief ihn mir wieder in das Gedächtniß; eben sann ich seiner Deutung nach, als ich dich hier am Ufer des Meeres fand. Auch der Morgen nach jenem Traume war schön, und lehrte mich aus der erwachende Natur neuen Genuß des Lebens schöpfen! Siehst du, wie herrlich der Tag dort aufgeht, und sein Rosenlicht in den fröhlichen Wellen spiegelt?"

Träumtest du vom aufbrechenden Tag? — Er geht nicht wieder auf!

"Sein Licht vergoldet schon die Berge des schönen Lesbos. Auch dem nächtlichen Kummer geht der Tag wieder auf, so bald er die Höhle verläßt, die dem Licht allen Zugang verwehret.

Aber mein Traum hatte mit dem anbrechenden Tage nichts zu thun."

„Nennſt du meinen Kummer einen Traum? ſprach der Jüngling mit Heftigkeit.

„Nein," verſetzte Xenophon; ich träumte nicht von dir!

Und doch muß dein Traum meinem Schickſale gleichen, wenn er mit dem anbrechenden Tage nichts zu thun hatte. Er macht mich neugierig, laß mich ſeinen Inhalt hören!

„Mir kam es vor," begann der Weiſe, „ich befände mich auf dem Gipfel jenes Berges, der dort in die Wolken emporſtrebt. Ich ſah daſelbſt den groſen Jupiter, um deſſen Thron ſich eine Menge Menſchen verſammelt hatte. Zu ſeinen Füßen lagen die zwey Tonnen, ihm zur Rechten ſchwebte der Adler, welcher bald nach dem Saturnier aufblickte, bald den in der feſtgeſchloſſenen Klaue raſtlos zückenden Blitz betrachtete. Etwas ſeitwärts vor dem Throne ſtand der Götterbothe mit dem Schlangenſtabe, der ſich bald darauf unter den Haufen miſchte.

An der Hand Merkurs trat jezt ein hagerer Mann hervor. Sein tief liegendes Auge verrieth innere Unzufriedenheit, heftige Leidenſchaften hatten ſein Angeſicht durchwühlt. Jupiter neigte

den Zeyter gegen ihn, und er redete den Gott also an:

„Ich bin, mächtiges Haupt der Götter, ein Nachkomme jenes gefeyerten Hektors, der den Achilles selbst zum Weichen brachte, und den Patroklus erlegte. Der Ruhm meines Geschlechts, den ich auf jede Art zu erhalten bemüht war, gab mir ein Recht auf öffentliche Achtung, und auf alle die Beweise von Unterwürfigkeit, wodurch das niedere Volk — — —"

Ein im Haufen entstehender Tumult unterbrach den Redner. Jupiter geboth Stille mit dem goldnen Stabe, den er in seiner Hand hielt, und sandte dem Abkömmling Hektors einen zürnenden Blick, worauf dieser sich unter der Menge verlor.

Es währte nicht lange, so näherte sich ein anderer beynahe durchsichtiger Mann dem Throne. Seine gierigen, mißtrauischen Blicke durchwühlten beständig den Haufen, kehrten aber immer nach den zwey Tonnen zurück, die zu Jupiters Füßen lagen. Der Gott gab ihm ein Zeichen, und er begann mit heiserer Stimme:

„Das Leben ist kurz, und mühselig sind die Wege zum Besitze der Güter zu gelangen, wa-

durch wir es noch ein wenig ſchmackhaft machen, und ſeine Dauer auf unſere Nachkommen ausdehnen könnten. Dieſe Güter ſelbſt ſind ſparſam zerſtreuet, die ganze Natur iſt zu arm, alle die Bedürfniſſe zu befriedigen, die uns der Zorn der Götter auferlegt hat. Dieß iſt die Urſache meiner Sorgen, und meiner ſchlafloſen Nächte. Gib, o Jupiter ———"

"Führe dieſen hinweg!" ſprach der Donnerer zum Merkur, mit einem Blick, in dem ſich Unwille mit Verachtung miſchte. Der Götterbothe ergriff den Harpagon, der ſich zürnend noch ein Mahl nach den Tonnen Jupiters umſah.

Unmittelbar darauf brachte Merkur einen jungen Menſchen vor die Thronſtuffen, der durch ſeine Geſtalt Aller Augen an ſich zog. Es war das Bild der Jugend mit allen Kennzeichen eines frühzeitigen Alters. Sein Angeſicht war hager und bleyfarbig, der Blick ſchmachtend; alle ſeine Bewegungen verriethen innern Kampf. Eine ſtille Wehmuth, die ſich über ſein ganzes Weſen verbreitet hatte, ſchien ſich von der allgemeinen Theilnahme an den Freuden der Natur loszuſagen. Bisweilen heiterte ein Strahl von Hoffnung ſeine Stirne: aber es war das Lächeln eines ſtürmiſchen Frühlingstags. Die unſtäten

Blicke ſuchten Hülfe beym Oberhaupte der Götter, an welcher doch das Herz verzagte.

Eine gewiſſe Aufmerkſamkeit, womit Jupiter dieſen Jüngling betrachtete, ſchien ihm Zutrauen einzuflößen. Mit dem Anſtande des gebeugten Edelmuths trug er ſein Anliegen alſo vor;

"Mit allen Anſprüchen auf Genuß und Glückſeligkeit, die mir Geburt und bürgerliche Verhältniſſe gaben, hab' ich, mächtiges Haupt der Götter! den Leiden nicht entgehen können, die ein heller Geiſt und ein fühlendes Herz mir bereiteten. Was, die Quelle meiner Seligkeit war, iſt mein Elend geworden. Ein Mädchen, ſchön wie die Morgenröthe, machte mir das Erdeleben zum Paradies, jeden Lebensgenuß zum Entzücken. Aber das Paradies ward zur Einöde, das Entzücken zur Pein. Die reitzende Charemis vergaß ihre Schwüre, ihre Liebe, und mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen. Nimm, groſſer Jupiter, dein Geſchenk eines allzufühlbaren Herzens zurück, oder — — —"

"Ich verſtehe dich, Sterblicher (ſprach Jupiter); dein Unglück iſt eine zu groſſe Anlage glücklich zu ſeyn. Aber beruhige dich: in jeder Empfindung iſt das Aeuſſerſte der Uebergang zu ei-

ner entgegengesetzten. Alle diese Menschen hier bitten mich um Verbesserung ihres Zustandes. Wie soll ich ihnen helfen? Welche neue Einrichtung der Welt wird es möglich machen, so viele sich durchkreuzende Wünsche in einem Punkte zu vereinigen? — Eine neue Einrichtung der Welt? — Nein das geht nicht!"

Hier rieb sich der Wolkenversammler die Stirn, und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

"Höre, Merkur! führe diesen Bittenden in das Innere des heiligen Hains, und laß ihn dort im Tempel des Schicksals in den Spiegel sehen!"

Plötzlich umgab eine nächtliche Dunkelheit den Thron Jupiters, und mich. Als es wieder helle wurde, war die ganze Szene verändert. Ich befand mich in einem auf frey stehenden Pfeilern ruhenden Tempel, den ein dunkler, ehrfurchterregender Hain umschloß. Mitten in diesem Tempel stand ein Altar von röthlichem Marmor, zu dem man auf Stuffen hinaufstieg. Eine Priesterinn in blendend weißem Gewande, mit einer blauen Binde gegürtet, unterhielt ein Feuer auf dem Altare, dessen reine ätherische Flamme weder Rauch noch Funken von sich gab.

Ich verlor mich ganz in der Schönheit dieſes Anblicks, als der vorhin erwähnte Jüngling an der Hand Merkurs vor den Stuffen des Altars erſchien. Die Prieſterinn empfing ihn freundlich, und reichte ihm eine goldne Schaale dar, welche ſie aus einem nebenſtehenden Opfergefäße gefüllt hatte.

Der Jüngling koſtete, ſeine Stirne heiterte ſich, und wiederkehrende Zufriedenheit klärte ſein Auge. Jezt hob die reizende Deiphobe einen Schleier auf, der einen auf dem Altare ſtehenden Spiegel bedeckte. Ein ſanftes Licht, das von der Flamme des Heerdes durch Wiederſchein entſtand, verbreitete ſich rings umher; doch konnt' ich von dem, was der Spiegel in ſeinem Innern zeigte, nichts unterſcheiden.

Jezt näherte ſich der Jüngling, ſah in den Spiegel und — fuhr erſchrocken zurück. Ein bedeutender Blick der Prieſterinn ſchien ihn noch mehr zu verwirren; er wandte ſich mit unwillkürlicher Bewegung von ihr ab. "Was ſahſt du?" fragte ihn darauf Merkur. "Ach! iſt's möglich?" ſeufzte der Jüngling, "Charemis, die Einzige, die Vergötterte — ſie, um die ich Alles, ſelbſt mein Leben, gegeben hätte — in eine Furie

mit zückendem Dolche verwandelt? Nein, ich kann den Anblick nicht ertragen!"

Er schmiegte sich an den Merkur, und verbarg sein Angesicht im Arm. Zugleich vernahm ich eine fernher hallende Stimme: "Bebe nicht zurück, Sterblicher, vor dem Spiegel, den dir die Himmelstochter Weisheit im Gewande der Freude entschleiert! Nicht in den Auftritten des Lebens, nur in der Art sie zu betrachten, liegt euer Wohl und Wehe; ihr selbst könnt den Einfluß der Dinge um euch her auf euer Glück zerstörend oder wohlthätig machen. Das Ziel eurer heftigsten Wünsche ist ein Traum: wenn dieser Traum peinigend wird, so eilet zu jenem Spiegel, damit er seine Täuschungen auflöse!"

Die Stimme verhallte, und die Gegenstände verwirrten sich vor meinen Augen, als ein Getöse im Vorzimmer mich aufweckte. Ich erhob mich vom Lager, und ging auf den Portikus heraus. Es war ein lieblicher Morgen: aber mein Traum beschäftigte mich so stark, daß ich mit angenehmer Selbsttäuschung seine Bilder in der wieder erwachenden wirklichen Natur suchte. Nie stieß mir seitdem eine Begebenheit auf, wo

ich nicht an den Spiegel, und an die Prieſterinn im weißen Gewande dachte."

Haſt du denn ſeitdem nicht wieder geliebt? fragte der Jüngling unmuthig, und ging mit langſamen Schritten der Stadt zu.

# V.

## Ideal und Nachahmung.

Die Künſte, welche von der Zeichnung abhangen, und ſich hauptſächlich mit Nachbildung des menſchlichen Körpers beſchäftigen, ſind ſeit Kurzen *) unter einen Geſichtspunkt gezogen worden, der ſie nothwendig herabwürdigen, oder doch die Begriffe davon ſchwankend machen muß.

Wenn Mode, Originalſucht, oder Schwärmerey irgend einen Lieblingsſatz aufſtellen, ſo convergiren gemeiniglich alle Unterſuchungen in dieſem lichten Punkte. Unerfahrne glauben dann die aufgehende Sonne zu erblicken: in den meiſten Fällen aber iſt's nur ein Meteor, deſſen Flatterſcheine blenden, ohne zu erleuchten.

Einen ſolchen Lieblingsſatz aber ſtellt uns der Genius der Zeit in der Phyſiognomik dar, indem man die darauf gebauete unbedingte Nachahmung der Natur zum Axiom in den bildenden Künſten erheben will. Die Wirkungen dieſes Beſtrebens laſſen ſich ohne prophetiſchen Geiſt voraus ſehen. Seitdem man das

*) Geſchrieben im Jahre 1780.

Daſeyn wirklicher Ideale — ſelbſt unter den Kunſtwerken der alten Griechen aus den beſten Zeiten — beſtritten hat, iſt für unſer Natur allumfaſſendes Jahrzehent kaum noch ein Schritt zu thun, um allmählich in die Kindheit der Kunſt zurück zu ſinken.

Man hat nähmlich nicht nur die Schöpfungen oder berühmteſten neueren Künſtler, ſondern auch ſogar die Meiſterſtücke der griechiſchen Kunſt — ſo wie die Werke Homer's, Oſſian's, Milton's, Klopſtock's — für nichts mehr, als Kopien der Natur, und ihrer ſelbſt, das iſt jedes Meiſters, erklärt *).

Dieſer Begriff iſt, aufs gelindeſte geſprochen, ſicherlich zu weit ausgedehnt; und der Zuſatz: ihrer ſelbſt, gibt der Sache eine Wendung, die ſich in einem Zirkel verliert, wenn ſie nicht einen offenbaren Widerſpruch enthält.

Was eigentlich Ideal ſey, zu beleuchten, und dieſen zu weit ausgedehnten Begriff von Nachahmung in ſeine Gränzen zurück zu leiten, wird alſo der Zweck folgender Gedanken ſeyn.

Mit einem hinlänglichen Vorrathe von Witz, und mit der Gabe, jeden Gegenſtand ſo gegen

*) Man ſehe z. B. Lavater's phyſiognom. Fragm. III. B. 1. Abſchn. 4. Br. S. 40 f.

das Licht zu drehen, daß er das scheinen muß, was wir wollen, läßt sich überhaupt viel Neues vorbringen. Wenn nur aber das Neue auch immer das Bessere wäre! Und viele Gute, Mittelmäßige, und Schlechte, welches man seit einiger Zeit über Ideal und Nachahmung vorgebracht hat, macht ein so heilig Dunkel um die ganze Sache, daß es selbst der Mühe werth ist, ein wenig näher hinzu zu treten, um, wo möglich, die Nebel zu durchdringen.

Ich muß gestehen, daß mir selbst die Gründe, womit Hr. Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten das Daseyn der Ideale hat bestreiten wollen, kein Genüge geleistet haben. Doch nicht die Sucht zu widersprechen, sondern das Bestreben nach Wahrheit, hat mich bewogen, meine Gedanken nieder zu schreiben. Willkommen soll mir jeder seyn, der mich Wahrheit finden lehrt — selbst auf dem Wege, wo ich sie nicht vermuthete.

Ich kenne das Bedürfniß der Kunst, und das Unerreichbare der Natur: aber weit entfernt darin Gründe für ein hinkendes Nachahmen der ersten zu finden, scheinen mir beyde nicht bloß das Daseyn, sondern selbst die Nothwendigkeit der Ideale zu bestätigen. Was ist Ideal? und

was iſt bloße Nachahmung? Dieſe Fragen hätte man vorerſt beantworten, und dadurch den Begriffen ihre nöthige Beſtimmtheit geben ſollen, ehe man ſo zuverſichtlich behauptete, daß die griechiſchen Künſtler bloß ihr Zeitalter und deſſen ſchönere Menſchheit kopiret hätten. Dunkle Vorſtellungen haben dieſe Behauptung veranlaßt; man gebe ihnen Helle, und das ganze darauf gebaute Räſonnement wird Logodädalie!

Nach dem gemeinen Begriffe nennen wir Ideal, was nach allen ſeinen konſtituirenden Theilen, und ihrer Wirkung zum Ganzen entweder gar nicht, oder doch äußerſt ſelten, in der wirklichen Natur angetroffen wird. So auch in Abſicht auf die Künſte hat eine lange Gewohnheit dem Worte die Bedeutung gegeben, daß man Uebernatur, hinaufgeſtimmtes Weſen einer andern Welt, darunter verſteht. Ich werde mich an dieſen Begriff halten, ohne ihn jedoch als beſtimmt voraus zu ſetzen; denn erſt unten wird er durch nähere Modifikation ſeine Beſtimmtheit erhalten.

Hier entſteht nun die Frage: Kann der Künſtler — nicht zwar der gemeine, ſondern der ſchöpferiſche, genievolle Künſtler — nichts hervorbringen, das die Natur unter gleichem Licht

übertreffe? "Der Künſtler, ſagt man, ſchöpft ſeine Ideen aus der wirklichen Natur. Nachdem ſeine Phantaſie durch das Anſchauen der außer ihm befindlichen ſchönen Formen genährt wird, nachdem wird er uns auch das Empfundene wieder geben. Die göttlichſten Geſichter, die er hervorbringt, ſind nur Schattenbilder von erhaltenen wirklichen Eindrücken — unbefriedigendes Nachhinken ſchönerer Natur. Albano und Maratti ſchufen ihre Madonnen, ihre Liebesgöttinnen und Nymphen — jener nach einer Geliebten, dieſer nach einer Tochter; und die griechiſchen Künſtler waren bloß darum in Nachbildung körperlicher Schönheit ſo vortrefflich, weil ihnen ihr glückliches Land ſchönere Menſchheit darboth. Ihre Werke ſind daher bloß für uns Ideale; für ſie waren ſie's nicht."

So, oder ungefähr in dem Tone pflegt man gegen das Daſeyn wirklicher Ideale zu deklamiren. Zum Unglück ſind warme Ausrufungen von Würde der menſchlichen Natur und ihrer Unerreichbarkeit, im Gegenſatze mit philoſophiſchem Beobachtungsgeiſt und einer nicht gemeinen Kenntniß der Künſte, wenig befriedigend. Man hätte die Art, wie die Natur, und wie die Kunſt ſchafft, beſtimmen, und die Gränzen feſtſetzen

sollen, wo sie einander ausweichen. Dieß würde Mattheit in die Sache gebracht, und den ruhigen Zuschauer in den Stand gesetzt haben, sowohl der Natur, als der Kunst, das ihrige zu geben. Denn beyde haben ihr Eigenthümliches, und so zu sagen darf, Unerschöpfliches. Aber der heutige Untersuchungsgeist wandelt gern auf Blumen; in der Freude über das Neugefundene merkt er nicht, daß es bloß das Alte in einem neuen Gewand ist. Wir drehen uns in einem ewigen Zirkel, und streiten nur darum, weil wir einander nicht verstehen.

Allgemein zugegeben: der Künstler schöpft seine Ideen aus der wirklichen Natur; ist es eben so allgemein wahr: er gibt sie nie so rein, als wir sie — so ohne allen Zusatz seiner eigenen Individualität, wieder zurück, als er sie durch die Sinne empfangen hat; nein, er gibt uns veränderte, auf das, worin er Genie ist, hinaufgestimmte, verschönerte Natur zurück.

Aber diese hinaufgestimmte, verschönerte Natur, ist ja dahin alle Mahl das Resultat von ehemahls gehabten wirklichen Empfindungen; wir haben keine Begriffe, als durch die Sinne!

Wenn dieß ein Einwurf seyn soll, so ist er von der Art, wo man nicht weiß, ob es Ernst

oder Sehen ſey. Der Streit, ob es angebohrne Ideen gebe, gehört nicht hieher: in Abſicht auf die Künſte kann man, unbeſchadet des von mir behaupteten Ideals, mit Locke annehmen, daß es deren nicht gebe. Jedes Produkt menſchlicher Kunſt iſt Abdruck von gehabten Gedanken und Empfindungen, alle Gedanken und Empfindungen aber erhalten wir durch die Sinne; daran zweifelt kein vernünftiger Menſch. Wenn wir nun aber aus dieſer Erfahrung weiter folgert: Alſo kann der menſchliche Geiſt ſchlechterdings nichts ſchaffen, weil alle ſeine Vorſtellungen ihren Grund in der wirklichen Natur haben; ſo weiß ich in der That nicht mehr, was ich mir unter Ideal und Nachahmung denken ſoll.

Der menſchliche Geiſt erhält allerdings die erſten Urbegriffe von wirklichen Eindrücken: aber er kann ſie auf unendliche Art modifiziren, und mit einander verbinden. Ein aus dieſer Verbindung entſtandenes, und mit Abſonderung aller Nebenzwecke nach den Begriffen hoher Schönheit in ſich vollendetes Ganze nenn ich Ideal.

Es iſt alſo kein Einwurf gegen die Möglichkeit des Ideals, wenn man ſagt, daß alle Vorſtellungen des menſchlichen Geiſtes ihren Grund in der wirklichen Natur haben. Man ſpricht

von Ideal, und spännt den Begriff davon über alle Schranken menschlicher Erkenntniß hinaus: ist das philosophisch?

Wenn ich die hohe Schönheit der vorzüglichsten Werke griechischer Kunst diesem nach hauptsächlich in dem Genie und der veredelnden Vorstellungskraft des Künstlers finde, so geb ich dabey unbedingt zu: daß der Künstler seine Ideen aus der wirklichen Natur schöpfe. Die schönere Menschheit, welche die griechischen Künstler vor Augen hatten, wirkte unstreitig auf ihre Kunstwerke: aber sie gaben uns diese schönere Menschheit in einer Reinheit und Vollkommenheit zurück, wie sie nur von einem Genie empfunden und dargestellt werden kann. Mag also Phryne oder Kampaspe dem Apelles zur Venus Anadyomene gesessen haben: die Göttinn, welche der Mahler schuf, war weder Phryne, noch Kampaspe; sie hatte nie unter den Sterblichen gewandelt, sondern sie war das Geschöpf des Künstlers, der aus der Summe von Schönheiten, die ihm sein Genie darboth, die edelsten Züge wählte, und mit dem sinnlichen Eindruck verschmolz.

Freylich also, nachdem die Phantaße des Künstlers mit mehr oder minder vortrefflichen Vorstellungen angefüllt und genähret wird, nach-

dem wird er uns auch das Empfundene wieder zurückgeben. Die Idee muß erſt in der Seele des Künſtlers vorhanden ſeyn, ehe ſie die Malerie annimmt; der Kamtſchadale kann keine Griechinn mahlen, und der Italiäner iſt auch in der Zeichnung gemeiner Menſchen noch edel. Aber eben dieſe Nothwendigkeit, führt ſie nicht ſelbſt das Nachdenken auf die Entſtehung und das wirkliche Daſeyn hoher Ideale?

Dieſe Behauptung, wenn man ſie zumahl außer ihrem Zuſammenhange vorträgt, möchte vielleicht dunkel und gewagt ſcheinen: ich werde ſie alſo etwas mehr zu beſtimmen trachten.

In den wenigſten Fällen — ich dürfte faſt ſagen, in gar keinem Falle — ſind es beym Künſtler blos die äußerlichen Formen; die Vollkommenheit ſeiner eignen Organiſation, ſeine Vorſtellungsart, und die leidenſchaftliche Theilnehmung ſind es hauptſächlich, welche ihn zur Begeiſterung hinreißen, und ihm jenes verliebte Hochgefühl einflößen, womit er, wenn ich ſo ſagen darf, geheiligt und gereinigt wiedergibt, was er empfunden — unter tauſenden vielleicht allein empfunden hat.

Die Phantaſie des Künſtlers verwandelt die erhaltenen Eindrücke in dichteriſche Bilder, oder

nämlich die Bilder selbst aus einem Dichter, sie wird dadurch befruchtet und erhabener Vorstellungen fähig gemacht, sie ordnet, empfiehlt, setzt hinzu, und läßt weg — kurz, sie gibt, nach dem [illegible] gebrauchten Ausdruck, das Entscheidende [illegible] und [illegible] zu diesem Mächtigen [illegible] Wahr [illegible] Ein [illegible] (B. [illegible] Rade) erzählte Phidias, als er seinen olympischen Jupiter [illegible] seine Einbildung durch den Homer, und gestand, daß ihm bloß durch dieses Mittel, so zu sagen, [illegible] dem Himmel selbst herabgeholtes Antlitz geglückt sey. [illegible] — [illegible]

[illegible] Ideal also ist, wenn man will, das höchst Schöne der Welt, aber gerade nicht das höchste Schöne der Natur. Ist es, von dem ich behaupte, daß es nicht wirklich existire, sondern bloß in der Urempfindung des Künstlers sein Daseyn erhalte, und daher so gut, als Homers Götter, Wesen einer andern, einer vollkommenern Welt genannt werden können. Ein vollendetes Kunstwerk ist mir nichts anders, als harmonische Darstellung der versinnlichten Seele des Künstlers. Ist dieser Künstler Genie, so wird die in seiner Denk- und Gemüthskraft modifizierte Einbildung

eines Gegenſtands in keinem Falle eine individuelle Natur ſeyn.

In ſo fern alſo die Idee eines Kunſtwerks in der Seele des Künſtlers vorhanden ſeyn muß ehe ſie die Materie annimmt, und in ſo ferne ſie gerade hier, durch die Aſſoziation anderer der Zeit und dem Raume nach verſchiedener Ideen den Grad von hoher Schönheit erhält, der ſie über einzelne Naturprodukte erhebt, ſo ſchließe ich von dieſer Nothwendigkeit auf die Produkte der Kunſt, die ihr Daſeyn jener Idee zu danken haben.

Der echte Künſtler, um ſeinem Werk die höchſtmögliche Schönheit zu geben, verſchmelzt heterogene Erſcheinungen in der Natur, und erlaubt ſich zu dem Ende nicht ſelten die kühnſten Zuſammenſetzungen. Dieſe Fertigkeit, ganz verſchiedene und widerſprechend ſcheinende Aeußerungen eines Charakters auf den Punkt der Individualität zu reduziren, war den griechiſchen Artiſten in einem hohen Grade eigen. Sie milderten Größheit mit Fleiß, männliche Stärke mit jugendlicher Sanftheit; ſie gaben dem Vater der Götter die Würde und den Ernſt, aber niemahls die Schwachheiten des Alters, und ſie vermiſchten ſogar beyde Geſchlechter, wie z. B.

an dem Bacchus. "In diesem Umstande scheint der wahre Grund von einer gewissen Göttlichkeit zu liegen, die man an ihren Werken zwar fühlen, aber nicht beschreiben kann *).

Wer wird nun eine solche mittels einer hohen Idee entstandene, und ausgebildete Schöpfung Darstellung individueller Natur nennen? —

Doch wir wollen einmahl annehmen, der Künstler sey bloßer Kopist. Ist denn die Natur

*) Hogarth, Vergl. der Schönh. S. 47. der Berliner Ausgabe, merkt vom Apoll zu Belvedere an, "daß er durch einen Anblick, welcher etwas mehr als menschliches zeige, und welches die Reisenden gemeiniglich nicht zu beschreiben im Stande sind, in Erstaunen setze. Diese Wirkung sey desto bewundernswürdiger, da, wenn man es untersuche, das Unproportionirliche daran auch einem gemeinen Auge klar sey. Es müßten daher einige Glieder mit Fleiß sehr verlängert worden." Unstreitig ist dieses auch bey vielen andern Statuen der Fall. Nach Winkelmann, Anmerk. zur Gesch. der K. 1767., S. 39., haben die alten Künstler, um der Brust eine prächtige Erhobenheit zu geben, die Distanz von der Halsgrube um einen Zoll und darüber länger gehalten, als es sich in der Natur findet.

nach allen ihren Theilen ſo vollkommen, daß dem Genie in der Wahl des Augenblicks, in der Stellung gegen das Licht *), im Ausdruck und in Miſchung der Leidenſchaften, in Weglaſſung kleiner Unvollkommenheiten, mit denen die Natur alle Zeit zu ringen hat, nichts mehr zu thun übrig blieb?

In der Natur iſt abſichtlich Mitwirken zur Vollkommenheit des Ganzen das höchſte Geſetz, welches oft mit Aufopferung der Schönheit erhalten werden muß. Nicht alſo in den Künſten! Gefallen iſt ihre Abſicht, ſie leben und athmen nur in der Schönheit. Selbſt die wirkliche Natur, wenn ſie in den Produkten der Kunſt gefallen ſoll, erfordert einen Verſtand, der die ſchönſten Seiten an ihr leicht wahrnehmen, und mit lebendiger Thatkraft zurück geben kann. Und

*) Die Geſetze der Optik, und ihre Beobachtung gehören allerdings hierher. An den alten Statuen z. B. liegen die Augen insgemein tiefer, als in der Natur. Dieß iſt an ſich keine Schönheit: allein die klugen Künſtler erhielten durch die vorragenden Stirnknochen eine größere Abwechſelung von Licht und Schatten, welches die Wirkung des Ganzen ungemein erhöhte. Winkelmann Geſchichte der Kunſt 1764., S. 179.

auch das ist schon Ideal — eben darum, weil es unter Tausenden nur Einer empfinden und ausdrucken konnte.

Diejenigen also, welche von keinem Aufstreben der Kunst, das beobachtete einzelne Schöne in ein Ganzes zu schmelzen, etwas wissen wollen, und die hohe Schönheit der griechischen Antiken blos auf Rechnung der individuellen schöneren Natur schreiben *), welche die Künstler vor sich hatten, bedenken nicht, daß die schönste Natur ohne einen Verstand, auf den sie wirkt, und der eben darum hinwieder auf sie wirkt — todter Buchstabe ist. Georgien und Zirkassien, die Wiege weiblicher Schönheit im Morgenlande, haben noch keinen einzigen erträglichen Mahler hervorgebracht. Unter griechischem Himmel bildet die Natur noch jetzt ihre Geschöpfe mit liebreicher Hand, und wenn das hinreicht, große

*) Nach dem Allen, was wir bey den Alten über das Idealisiren ihrer Künstler finden, und was ihre auf uns gekommenen Meisterwerke durch den Augenschein selbst lehren, ist es kaum begreiflich, wie man bey so klaren Zeugnissen die Ideale der Alten hat bezweifeln können. Aber unsere gemächliche Art zu studiren führt die Alten immer im Munde, ohne ihren Geist und ihre Werke zu kennen.

Kunſtlek hervor zu bringen, ſo iſt es eine den Philoſophen verwirrende Erſcheinung, daß keine mehr da gebohren werden.

Zum Glück iſt der Schluß vom Daſeyn ſchöner Formen auf große Künſtler, ohne weitere mitwirkende Urſachen, irrig. Unſer Gefühl — und mit ihm die ganze Reihe von Vorſtellungen im Verſtande, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Wohlgefallen, Abſcheu, Wünſchen, Emporſtreben, Begeiſterung, Thatkraft — wird nur zu oft durch beſtimmende Zeitumſtände hinaufgeſchnellt, oder herabgedruckt, und das iſt auch der Fall bey den heutigen Griechen in Vergleichung mit ihren Vorfahren zu den Zeiten des Perikles. Ich meines Theils finde in der glücklichen Organiſation altgriechiſcher Köpfe, in der bürgerlichen Verfaſſung ihres ehedem durch Zeit und Umſtände eingezogenen Landes, ſo wie in der edlern Abſicht und Anwendung der Künſte, wenigſtens eben ſo viel Grund von der Vortrefflichkeit ihrer Kunſtwerke, als in der ſchönern Menſchheit, die ſie vor Augen hatten. Wer weiß nicht, daß eine gewiſſe ſtille Größe, die ſich in der Natur nicht findet, ein unterſcheidendes Merkmahl der griechiſchen Antiken iſt?

Der menſchliche Geiſt und die Maſchine, die er belebt, ſind in beſtändiger Bewegung. Zufälle und Leidenſchaften verſchwemmen in der Natur die Harmonie der Zeichnung, und die richtige Proportion, die wir mit Recht an den Ueberbleibſeln der griechiſchen Kunſt bewundern. Dieß iſt ſelbſt bey den minder vortheilhaft organiſirten Nationen der Fall: wer wird alſo glauben, daß bey einem ſo lebhaft und fein fühlenden Volke, wie die alten Griechen waren, jene ruhige, durch Reitz gemilderte Großheit Natur, und nicht Abſtraktum des weiſen Künſtlers ſey? Nein, ſie iſt wahres hinaufgeſtimmtes Ideal, weil es in der Natur keinen ſtehenden Moment gibt, der ſie in gleichem Verhältniß ausdrucken könnte.

Ideal, welches ich oben ein mit Abſonderung aller Nebenzwecke nach den Begriffen höher Schönheit in ſich vollendetes Ganze genennt habe, iſt nach dieſem Allen freylich das Höchſte der ſchönen Natur: aber von einem hohen Verſtande ſchön empfunden, und mit weiſer Anordnung zurückgegeben.

Die Bedingung, daß die ſchöne Natur erſt ſchön empfunden, und konzentrirt werden müſſe, ehe ſie Ideal wird, pflegen die Gegner des Idealiſirens weislich zu übergehen: ſie finden al-

les in der Natur, nichts im Genie des Künſtlers, der ſie darſtellt. Und doch iſt nichts gewiſſer, als daß ſelbſt einzelne Züge der ſchönen Natur Ideal werden, ſobald die von einem Genie empfunden, mit verliebtem Hochgefühl gereinigt, und mit einem Zuſatz eigener Individualität in einem harmoniſchen Ganzen dargeſtellt werden. Hierdurch unterſcheidet ſich das Ideal von der bloßen Nachahmung: es iſt das Bild, das ſich der Liebhaber von der geliebten Perſon macht. —

Es ſey mir erlaubt, hier noch einige Betrachtungen über die Anwendung meiner Erklärung, mit Rückſicht auf das Bedürfniß unſerer Zeiten, hinzuſtreuen. Wer die hohe Würde der Kunſt in ihrem ganzen Umfange kennt, wird gewiß mit mir wünſchen, daß man das Gefühl junger Künſtler mehr hinauf, als zur bloßen Nachahmung der Natur herabſtimmen möge. Nicht Unnatur, aber ſchöne Natur, ſchön empfunden, ſey der Gegenſtand ihrer Behandlung!

Sie wird es nicht ſeyn, wenn die leidigen Declamationen von unbedingter Darſtellung der Natur auch den beſſern Theil unſerer Künſtler verleiten ſollten, auf dem bereits gebahnten Wege mit träger Selbſtbehaglichkeit fortzuwan-

dern. Dichtkunst und Mahlerey gehen immer Hand in Hand einher, und erfahren also auch gleiches Schicksal. Die erstere will man zur Volksschmutze herabwürdigen, und durch einen sehr natürlichen Uebergang findet man, daß die letztere nichts mehr, als unbefriedigendes Nachhinken schönerer Natur sey.

Nach meinem Gefühle ist sie das so wenig, daß selbst die Porträtmahlerey sich auf diesen dürftigen Zweck nicht einschränken darf. Bald wird man, nach dem Beyspiele der Griechen, und der großen Mahler, durch welche die Kunst wieder hergestellt wurde, jedes Porträt ohne die Eigenschaften eines Ideals unvollkommen finden: denn weit kann doch wohl der Zeitpunkt nicht entfernt seyn, wo der Schwindelgeist von Natur und Volkston verbrausen, und man sich über die edlere Bestimmung der schönen Künste vereinigen wird.

Die Erfahrung lehrt, wie getheilt die Meinungen sind, wenn es darauf ankommt, bey einem Porträt die Aehnlichkeit mit der abgemahlten Person zu beurtheilen. Gemeiniglich fallen die Urtheile mehr verneinend aus, obgleich das Bild an sich gut, und von der Hand eines Meisters seyn kann. Es muß also wohl

um die Aehnlichkeit, ſo wie der Porträtmahler ſie darzuſtellen vermag, etwas ſehr Zweydeutiges ſeyn.

Fern ſey's, daß ich der Menge übergetroffener Porträte das Wort reden ſollte: nur erlaube man mir, manches Bildniß, deſſen Aehnlichkeit auch dem eingeſchränkteſten Verſtande auffallend iſt, wenn es ſich nicht durch andere Vorzüge auszeichnet, deſſen ungeachtet ſehr mittelmäßig zu finden. Dagegen kann ein Porträt, woran man mit Mühe Aehnlichkeit entdeckt, nicht nur ſehr vortrefflich ſeyn, ſondern auch den ganzen Charakter der Perſon in der Lage, worin ſie abgemahlt wurde, darſtellen.

Gemeine Künſtler begnügen ſich mit der ſtehenden Hauptform des Geſichts, wo ſie denn freylich mit geringer Anſtrengung eine Aehnlichkeit herausbringen, die zu allen Zeiten, und unter allen Umſtänden kennbar iſt. Wenn's gut geht, ſo zeigen ſie uns noch die ſtärkſten Muskeln, Vertiefungen, Narben und Maale. Anders verfährt der Künſtler von Genie! Auch er ſtudirt die Hauptform: aber bloß, um ihr das Gewand deſto beſſer anzupaſſen. Indem er die ſich ihm anbietenden Eindrükke zum Ideale läutert, zeigt er uns zugleich den ganzen

individuellen Menschen — nicht bloß, wie er sich ihm darstellte, als er seinen Schatten entwarf, sondern wie er überhaupt ist, und handelt. Es gehört mit zum Wesen des Genie's, sich im Theile das Ganze, und im Ganzen jeden kleinen bedeutenden Zug zu vergegenwärtigen.

Und nun was folgt aus dieser verschiedenen Behandlung? Ich denke diß: ein Bildniß, dessen Meister den ganzen Charakter der Person in einem bedeutungsvollen Momente darzustellen wußte, wird von erstaunlicher Wirkung seyn, es wird aber in keinem Momente der Vergleichung eine vollkommene Aehnlichkeit haben, sondern sich dem Ideale nähern; und das um so mehr, wenn der Künstler in dem Gesichte solche Leidenschaften und Gemüthsstimmungen gemischt hat, die in der Natur nicht anders als successiv existiren.

Der Porträtmahler, spricht man, soll die Seele durch das Gewand der Farben durchscheinen lassen, und den individuellen Charakter der Person in ihren Mienen zeigen. Sehr wohl! Aber das Bedürfniß seiner Kunst schließt die fortschreitende Darstellung aus: er kann also, wenn er sich auf einen einzigen Moment einschränken will, die Seele nur in einem solchen Zustande

des Bewuſtſeyns, in einer ſolchen Lage, und mit ſolchen auf ſie wirkenden Gegenſtänden zu geben, abzudrücken, welche für jeden folgenden Moment nicht mehr die nämlichen ſind.

Unſre Vorſtellungen, und unſre Empfindungen drängen einander, wie die Wellen eines Stroms, welche wiederzukehren ſcheinen, und doch nie dieſelben ſind. Sie müſſen folglich den Zuſtand der Nerven mit jedem Augenblick verändern: von der Beſchaffenheit und den Schwingungen der Nerven aber hängt der ganze ſichtbare Charakter ab.

Auf der andern Seite ſind die Gegenſtände, welche auf die menſchliche Seele wirken, eben ſo wenig ſtetig, als ihre Vorſtellungen im Verſtande. Die Lage derſelben gegen einander verändert ſich mit jedem Augenblick; in der Natur iſt nichts beſtändig, als die Unbeſtändigkeit.

Es iſt daher unmöglich, daß Eindrücke, Begriffe, Ideenverbindungen bey einem und demſelben Menſchen zwey Mahl die nämlichen ſeyn können. Ich fordre jeden Selbſtforſcher auf, daß er eine Erinnerung vergangener Jahre, eine ehemahlige Scene ſeines Lebens vor ſeine Seele zurufe: er wird ſich bey der Vergleichung mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande wundern, daß

er jemahls in einer Lage gewesen sey, wo er so empfinden, so denken, so wünschen, verabscheuen und handeln können, als er wirklich gethan hat. Und doch kann der Unterschied der Verhältnisse nur sehr gering seyn, und bey allen vorgegangenen Veränderungen der Ideenverbindung wird ihm das Gefühl der Persönlichkeit sagen, daß Er es sey, der ehemahls so gedacht und gehandelt habe.

Die Anwendung davon auf den Porträtmahler ist leicht. Der menschliche Körper ist keine Maschine aus dem Groben, das Gewebe seiner Nerven und seine ganze Konstitution steht in der innigsten und unzertrennlichsten Verbindung mit dem Geiste, der ihn belebt. Wenn wir also in keinem der folgenden Augenblicke so empfinden, denken, handeln können, als in dem gegenwärtigen; so können auch die Schwingungen der Nerven und das Spiel der Muskeln, wovon der ganze sichtbare Ausdruck abhängt, niemahls die nähmlichen seyn.

Es ist also verlorne Mühe, eine Aehnlichkeit darstellen zu wollen, die bey dem immerwährenden Wechsel in der Natur nicht einmahl denkbar ist. Die größten Porträtmahler aller Zeiten haben daher ihr Augenmerk auf den ganzen Cha-

rakter der Person gerichtet, und aus mehrern Momenten des Denkens und Handelns diejenigen mit einander verschmolzen, welche für den Ausdruck am vortheilhaftesten waren. Ein solches Porträt nur — was ist es anders, als hinaufgestimmtes Ideal?

Aber vielleicht findet man meine Distinktionen zu subtil, und in der Ausübung wenig oder gar nicht anwendbar. Unsre Sinne sind zu stumpf, unsre Aufmerksamkeit ist zu lässig, als daß wir jene unmerklich in einander verschmolzenen Verschiedenheiten wahrnehmen könnten. Wir sehen Jahre lang dieselbe Person, ohne daß wir in ihren Zügen merkliche Veränderungen wahrnehmen. Ich läugne das Faktum nicht, aber dieser transitorische, sich nie ähnliche Ausdruck in Mienen ist nun einmahl in der Natur gegründet; und bemerkbar, oder nicht bemerkbar, folgt doch alle Mahl soviel daraus: der ganze individuelle Mensch kann weder subjektiv, noch objektiv im folgenden Momente genau derjenige seyn, der er jetzt ist. Und ist denn die Veränderlichkeit des Ausdrucks darum weniger wahr, weil wir sie nicht bemerken?

Auch liegt's nicht allemahl an der allzugroßen Feinheit des Gegenstandes, noch an erschlaffter

Aufmerkſamkeit, und an der Stumpfheit unſerer Sinne, wenn wir jene nicht bemerken. Gewohnheit und täglicher Umgang vorbereiten uns allmählich zu jeder folgenden Veränderung, die Uebergänge werden dadurch ſo unmerklich verſchmolzen, daß wir Jahre hindurch kaum eine Veränderung wahrnehmen. Aber nur wenige Monathe Abweſenheit — was für auffallende Unähnlichkeiten finden wir da nicht oft! Freylich ſind dieſe Unähnlichkeiten nicht immer, oder doch nicht allein, objektiv: wir betrachten niemahls dieſelbe Perſon durch eben das Medium, ich will ſagen, mit eben der Stimmung unſerer Gedanken und Leidenſchaften. Aber auch dieß iſt offenbar für meine Behauptung, und gibt ihr ein neues Gewicht. Alles vereinigt ſich, unſer Urtheil in Abſicht auf Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit irre zu führen.

Was ich daraus folgere, iſt die Nothwendigkeit eines Ideals in der Kunſt!

## VI.

# Sefira.

## Eine morgenländische Geschichte.

In einer der schönsten Gegenden von Klein-Asien bewohnte der ehrwürdige Hamid ein kleines Landgut, welches recht eigentlich dazu gemacht schien, die aus dem Wirbel der Welt entronnenen Menschen an ihren ersten Beruf, der Natur und dem weisen Vergnügen zu leben, zu erinnern. Dieser Hamid war unter dem grausamen Sultan Selim Leskokadi oder Oberrichter gewesen.

Hamid war ein Mann von Ehre und Gewissen, und mehr braucht es nicht, um einem Tyrannen zu mißfallen. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe schützte zwar das Volk gegen Frevel und Bedruckung, aber sie schützte nicht ihn selbst gegen die Gierigkeit seines Herrn. Er sorgte mehr für den Unterthan, als für die Schatzkammer des Sultans, und dieß war unter der damahligen Regierung ein großes Verbrechen. Erbitterte Ankläger, und bestochene Zeugen traten auf: Hamid, noch glücklich, daß

man ihm das Leben ließ, verlor seine Stelle und sein Vermögen, bis auf den kleinen Landsitz, wo er die Ruhe des vom Glück verfolgten Weisen fand.

Mitten in einem anmuthigen Thale, welches durch dichte Waldungen, und durch Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlor, unzugänglich war, lag der kleine Flecken, wo Hamid die Trümmer seines Glücks sammelte, und dem lange Zeit zum Paradiese nichts fehlte, als ein liebendes Paar. Frey von den Peinigungen des Ehrgeizes und den Sorgen der Habsucht, überließ er sich hier ganz dem Genusse der freygebigen Natur, die niemahls unterläßt, ihre Lieblinge zu beglücken. Hier wohnte er mit seiner Tochter und wenigen ihm treugebliebenen Hausgenossen in schmucklosen Hütten, unter Zelten, im Schatten hoher Zedern und Palmbäume. Oft schien die anbrechende Sonne sich ein eignes Vergnügen zu machen, dieser kleinen Anzahl glücklicher und beschäftigter Menschen die ersten ihrer Strahlen zu senden, und bey ihren stillen Festen zu weilen.

Hamid war alt an Jahren, aber munter an Geist und Kräften. Von allen seinen Kindern war ihm nur die erwähnte Tochter mit Nah-

ten Sefira geblieben, die er deßwegen mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte. Sie war schön, wie die Morgenröthe, voll hohen Gefühls, und schuldlos wie ein neugeborner Engel. Ihr Vater, der in aller Gelehrsamkeit des Morgenlandes unterrichtet war, versäumte nichts, ihre natürlichen Anlagen auszubilden. Oft sah man ihn an heitern Abenden mit seiner Tochter lustwandeln, oder an einem Wasserfalle sitzen, und ihr die schönsten Stellen morgenländischer Weisen und Dichter erklären.

Bey einem solchen Anlaß geschah es, daß Hassan, ein edler Jüngling, die schöne Sefira unvermerkt zu sehen bekam, und augenblicklich in sie entbrannte. Er war der Sohn des mächtigen Bassa Ibrahim, welcher eben in dieser Gegend den jährlichen Tribut eintrieb.

Das Feuer und die Liebe können unmöglich lange verborgen bleiben. Hassan fand Mittel, sich seiner Geliebten zu erklären, und blieb nicht unerhört; denn gleiche Seelen ziehen einander an. Beyde sahen sich seitdem öfters, und liebten einander mit einer Inbrunst, für welche selbst die feurigste Sprache des Morgenlandes keinen Nahmen hat.

ein Mahlik, der zu vernünftig war, sich dem Strome jugendlicher Leidenschaften entgegen zu dämmen, und der die Tugend der beyden Liebenden hörte, schien anfänglich ihren Umgang nicht zu bemerken, und beförderte ihn in der Folge sogar. "Das Feuer der Jugend", war sein Grundsatz, "muß man nicht nach dem Froste des Alters regeln."

Durch Begünstigung eines halb unterirdischen Wegs, der sich zwischen Felsen und Einöden krümmte, gelangte Hassan zum Aufenthalt seiner Geliebten, sah sie täglich, und liebte sie täglich mehr. Oft gingen beyde Hand in Hand, in mondhellen Sommernächten am Ufer eines kleinen Flusses spatzieren, dessen Silber durch Blumenfelde, dem kühlen Abendwind entgegenströmte, und das Licht der Sterne zurückwarf. Ein Schwermüthiger, oder ein unglücklich Liebender, dem die Verzweiflung den Dolch in die Hand gab, würde noch vor Vollführung des entscheidenden Stoßes sich in Mahollieds Paradies versetzt geglaubt haben, wenn man ihn plötzlich in diese Gegend gebracht hätte; so sehr trug Alles den Zauber der Entzückung.

"Aber weiß das Schicksal uns rechnete?" sprach einst Hassan an einem solchen Abend zur

zärtlichen Sefira, und ein Blick gen Himmel drückte das Uebrige aus. Sie antwortete nicht. Eine zitternde Thräne rann über die jungfräuliche Wange herab; beyde verloren sich in einem wehmüthigen Wonnegefühl, die Welt verging ihnen. Sie schieden mit anbrechendem Tage von einander, und Sefira sprach zu ihrem Geliebten: "auch selbst der Tod soll uns nicht trennen! Siehe, wenn ich vor dir sterbe, will ich dir als Engel erscheinen, und dich in die glücklichen Wohnungen der Guten führen!"

Die Liebe ist zugleich argwöhnisch und sicher; sie fürchtet eingebildete Feinde, und bemerkt die wahren selbst alsdann nicht, wenn sie ganz nahe sind. Hassan und Sefira, welche nur den Mond zum Zeugen ihrer Küsse zu haben glaubten, wurden von dem Bassa beobachtet, der, weil ihm das Betragen seines Sohnes verdächtig vorkam, von Allem Erkundigung einzog. Er sandte demselben einige seiner schwarzen Verschnittenen nach, die den Weg zu den Gärten des Hamid auskundschafteten, und ihrem Herrn Alles getreulich hinterbrachten.

Die bloße Erzählung von Sefirens Schönheit entzündete in der Seele des drey und sechzigjährigen Bassa Ibrahim ein wollüstiges Feuer,

Er beschlöß, die Tochter Hamids in sein Serail bringen zu lassen, um, wie er sagte, seinen Sohn in der Laufbahn rühmlicher Thaten nicht aufzuhalten — eigentlich aber, um seine Begierden zu befriedigen, und dem noch nicht erloschenen Hasse gegen den Vater der Schönen ein Opfer zu bringen, dadurch, daß er dem Alten mit dem letzten Kleinode das noch übrige Glück seines Lebens raubte.

Die von Ibrahim ausgesonnenen Mittel waren des Endzwecks, der dadurch erreicht werden sollte, würdig, und die Ausführung des Anschlags wurde gleich in der nächsten Nacht bewerkstelligt — so gut, als eine wüthende Leidenschaft es nur wünschen konnte.

Hassan kam mit einbrechender Dunkelheit, und glaubte schon sich dem holdseligen Gegenstande seiner Wünsche zu nähern, als er am Eingang der Höhle auf einen in seinem Blute noch rauchenden Leichnam stieß. Entsetzen fuhr durch alle seine Glieder; er stand wie angedonnert. Aber noch waren die schrecklichen Ahndungen der Liebe ungewiß. Er zog also den Körper ein wenig aus dem hohlen Wege heraus, und erkannte im schwachen Scheine des Mondes Selims Kleider. Hier verließ ihn alle Standhaf-

tigkeit; er ſank ohnmächtig nieder, und bereitete dadurch die ruhigere Unterſuchung, ob es auch wirklich die unglückliche Sefira ſey.

Einige von Ibrahims Leuten, welche beſtellt waren auf ihn Achtung zu geben, trugen ihn hinweg, und übergaben ihn der Sorgfalt der Aerzte. Er wachte wieder auf, aber zu einem Leben, das nur Traum war. Die Säfte ſeines Körpers geriethen in eine gewaltſame Gährung, das Bewußtſeyn verlor ſich in Fieberhitze. Er phantaſirte beſtändig von Hamids Gärten, und von dem gefundenen Leichnam ſeiner Geliebten — zeigte die Wunden desſelben an ſeinem eignen Körper, und fragte die Umſtehenden, ob ſie dieſelben nicht bluten ſähen? Er führte nur Sefirens Nahmen im Munde, und wann er die Augen öffnete, ſah er nur ſie. "Dort ſchwebt ſie, rief er oft aus, auf der roſenfarbnen Wolke, das Haupt im grünen Wimpel verhüllt! Seht, wie ſie die flammende Schale der Unſterblichkeit hoch empor hält, und mir zu kommen winkt! — Harre mein, Sefira! und öffne die Arme deinem Vielgeliebten!" — So rief er, und griff wüthend nach Allem, was er in ſeinem Wahne für Dolch oder Gift hielt. Aber man hatte vorſichtig Alles weggeräumt, womit er ſich ſelbſt ſchaden konnte

In dieſem Zuſtande brachte Haſſan einige Tage hin. Als endlich Natur und Jugend das aufgebrachte Blut beſänftigten, war es nur der Uebergang in einen Zuſtand des Leidens, der um ſo ſchrecklicher war, da ſich mit ihm das Bewußtſeyn wieder einfand. Es war die furchtbare Stille nach einem Sturme.

Der vormahls feurige Haſſan floh jetzt die Geſellſchaft der Menſchen. Seine Blicke waren tiefſinnig und drohend. Er ſprach wenig, und was er ſprach, hatte keinen Sinn. Oft ſah man ihn im dämmernden Lichte des Mondes einſam nach der Gegend wandern, wo Sefira geblutet — vielleicht für ihn geblutet hatte. Dort kniete er nieder, und benetzte den Boden mit ſeinen Thränen; rief laut ſeiner Geliebten, und erinnerte ſie an ihr Verſprechen des letzten Abends. Dann verlor ſich ſeine Seel' im Wonnegefühl des Wiederſehens, bis irgend ein Geräuſch, oder der nächtliche Tritt eines Wanderers ihn wieder zu ſich ſelbſt brachte, und er mit Schmerzen ſah, daß er einen Schatten umarmt hätte.

Zu ſeinen übrigen Qualen kam noch das undurchdringliche Geheimniß der Begebenheit; denn der Baſſa hatte Alles mit ſo vieler Vorſicht angeordnet, daß man faſt unmöglich der Wahr-

heit auf die Spur kommen konnte. Der ganze Vorgang aber war dieser:

Einige schwarze Verschnittene waren von dem Gassa abgerichtet worden, sich nahe am innern Ausgange des hohlen Wegs zu verstecken. "Dort," sprach er, "harret der schönen Tochter des Hamid, und wann sie kommt, ihren Liebhaber zu empfangen, so haschet sie, und führet sie herein, daß sie mein Bett mit mir theile!"

Der Anschlag glückte nach Wunsch. Noch vor einbrechender Nacht schlichen sich die Schwarzen durch den unbewachten Eingang in das Gesträuch. Sefira kam bald nachher, und durchirrte voll schüchternen Erwartens die labyrinthischen Buschgänge dieser Gegend. Sie schien Blumen zu suchen; aber ihre unsteten Blicke stahlen sich immer seitwärts von den Blumen hinweg, und suchten den geliebten Gegenstand ihrer Wünsche. "Wo mag er so lange bleiben? — Wie, wenn ihm ein Unfall begegnet wäre?" dachte sie — "wenn wilde Thiere, oder Menschen, noch wilder, als diese, ihn mir auf ewig entrissen hätten?" Bey diesem Gedanken fuhr sie bebend zusammen, erhohlte sich aber bald wieder, und schämte sich ihrer Furcht.

Mit einem Mahle drang ein Geräusch in ihre Ohren, das von dem Ausgange des wohlbekannten Weges zu kommen schien. Sie horchte, sah nichts, und ging gleichwohl mit unwillkürlichen Schritten nach der Gegend zu, woher der Laut kam. Sie hatte noch nicht funfzig Schritte zurückgelegt, als sie von den versteckten Schwarzen überfallen, verhüllet, und nachdem sie bloß einen durchdringenden Schrey gethan hatte, im Zustand einer völligen Sinnlosigkeit entführt wurde.

Um den Hassan sowohl als Hamid zu hintergehen, und alle Nachforschungen zu verhindern, ließ der Bassa einer Sklavinn Sefirens Kleider anziehen, und dieselbe durch seine Schwarzen am Eingange des hohlen Wegs mit vielen Dolchstichen ermorden. Sobald aber der Leichnam von Hassan entdeckt, und dieser im Zustande der Betäubung hinweg gebracht worden war, befahl der Bassa, die entleibte Unglückliche sogleich zu begraben, und vereitelte dadurch alle weitere Untersuchung. Niemand zweifelte, daß die schöne Sefirä hier geblutet habe; aber das Mitleiden wagte nicht laut zu werden, und die Gerechtigkeit schwieg. Hamid unterlag dem väterlichen Schmerz, und starb wenige Tage nachher.

Indeſſen hatte man in dem Serail des Baſſa nichts verſäumt, die geraubte Seſira, nachdem ihre Geiſter ermuntert waren, ihres vorigen Zuſtandes vergeſſen zu machen. Keine von den Mitteln, womit Kunſt und Natur die Sinne zur Wolluſt einwiegen, wurden unverſucht gelaſſen. Man brachte ſie in ein Zimmer, welches einer mit Blumen ausgeſchmückten Grotte glich. In einer Ecke war ein künſtlicher Springbrunnen angebracht, wo aus nachgahmten Felſen ſich wohlriechende Waſſer herabſtürzten, und durch ihr melodiſches Murmeln den Traumgott zu rufen ſchienen. Ein Bett von Eiderdaunen, mit Vorhängen von hellblauem Seidenzeuge mit goldnen Sternen durchwirkt, nahm die Ermüdete auf; und ſie wurde von Sklavinnen bedienet, deren langes weißes Kleid ein mit Perlen beſetzter Gurtel unter der Bruſt zuſammen hielt.

Als Seſira von ihrer erſten Betäubung zurückgekommen war, ſah ſie alle dieſe wollüſtigen Zurüſtungen mit Blicken an, in denen ſich innere Unzufriedenheit mahlte. Bey der Ungewißheit ihres Schickſals hatten Furcht und der Kampf quälender Gedanken ihre Kräfte erſchöpft. Sie fiel in einen betäubenden Schlummer — jenen furchtbaren Zuſtand, wo die Seele zwiſchen

Schlafen und Wachen getheilt ihren Schreckbildern Körper und Farbe leiht, und vor dem selbsterschaffenen Ungeheuer bebt.

Sofra sah sich im Traum auf ihre väterliche Flur versetzt. Dissen war die traute Hütte, wo sie oft an ihres Vaters Busen gelegen, und seine Lehren eingesogen hatte. Sie wollte hinein gehen, aber Bley hing an ihren Knien. Eine schwarze Wolke sank vor ihr nieder; plötzlich fuhr aus dem Schooße derselben ein leuchtendes Feuer — hell wie der Mittag, und augenblicklich wie der Schrecken. Ihr dünkte, sie sah in dem vorüber gleitenden Strahle Hassans Bild bleich und abgehärmt vor ihr stehen. Ein zweyter Blitz folgte, und zeigte der Erschrockenen den mit Rosen bepflanzten Eingang in eine dunkle Höhle. Zugleich hörte sie den dumpfen Laut: "Komm, folge mir, jenseits ist's besser!" Eine kalte Hand faßte ihre Linke. Sofra fuhr zusammen, erwachte, und sah, daß es ein Traum war. Ermüdet fiel sie in einen neuen, aber wohlthätigen Schlummer, der, indem er die abgespannten Kräfte ernente, zugleich den Kampf ihrer Gedanken etwas stillte.

Es war hoch am Tag, als sie das Lager verließ, und sich an Geist und Nerven erfrischt

fühlte. Mit mehr Fassung erwartete sie von nun an ihr Schicksal. Sie setzte sich an den vorhandenen Rähtahmen, und begann eine weiße Rose zu sticken. "Die schöne Farbe der Hoffnung," sprach sie zu sich selbst; "ist verblichen; aber die Farbe der Unschuld soll mich kleiden, wie diese Rose." So suchte die liebenswürdige Schwärmerinn durch Beschäftigung, und durch den Gedanken an verlorne Freuden sich aufzurichten, das Traurige ihrer Lage zu mildern.

Schon waren einige Tage unter abwechselnden Symptomen der Furcht und Hoffnung verstrichen, und allmählich schien die Ruhe bey ihr wieder einzukehren.

Eines Tags sandte der Morgen seine ersten Strahlen durch die mit Geisblatt und Jasmin vergitterten Fenster in Sefirens Zimmer, und schien mit Neid ihre Schönheit zu enthüllen, als ein schwarzer Sklave vor ihrem Bette niederkniete, und ihr auf einem rosenfarbnen seidenen Tuche ein goldnes mit Perlen besetztes Kästchen überreichte. "Der mächtige Bassa Ibrahim," sprach der Bothe, "der Gefangene deiner Schönheit schickt dir dieses, und bittet, daß ein Strahl der Huld aus deinen sonnengleichen Augen darauf fallen möge." Ohne Sefirens Ant-

wort abzuwarten, ſetzte der Sklav Alles zu ihren Füßen nieder, und entfernte ſich.

Sie betrachtete lange das ihr dargebrachte Opfer mit den vermiſchten Empfindungen des Unmuths und der Sehnſucht, da dieß Geſchenk für die Bedürfniſſe ihrer Seele keinen Werth hatte. "Aber was mag dieß theure Nichts enthalten?" dachte ſie, und öffnete das Käſtchen. Sie fand, nebſt mehrern Blumen und andern Symbolen der Bilderſprache, ein zierlich beſchriebenes Pergament, auf dem ſie folgende Worte las:

"Die Gluth des Mittags ſengt die Pomeranzenhaine, die friſche Quelle verrinnt auf lechzenden Kieſeln, der Schatten iſt nicht mehr kühl, und vergeblich flüchtet der Wanderer vor den Pfeilen der Sonne in die ſchützende Grott'. Aber mächtiger iſt, die Gluth, die in Ibrahims Herzen brennet, die Deine Schönheit, Sefira! entzündet hat, und die nichts als der Thau Deiner Güte löſchen kann. Siehe hier, du Krone der Sultaninnen, den ſchmachtenden Ibrahim zu deinen Füßen, und verſchmähe nicht das Opfer ſeines Dich vergötternden Herzens. Ich brenne, ich verlange nach Dir; im kurzen Schlaf erſcheinſt Du mir als ein Engel, ich breite meine Arme aus, und das Bild zerfließt in Himmels-

luft. Schöne Gebieterinn, ich berühte den Boden mit meiner Stirn, haſt Du kein Mitleid? und ſoll die Flamme, die Deine Augen entzündet haben, mich und mein Leben verzehren?

Voll Unwillen ließ Sefira das Pergament fallen, ſeufzte und rief das Bild Haſſans vor ihre Seele. "Wie kann," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, "der Barbar glauben, daß dieſe falſche Sprache der Liebe mein Herz bethören werde, welches ſchon einem andern ewige Treue zugeſchworen hat?" Haſſans Verhältniſſe waren ihr bis auf dieſe Stunde nur dunkel bekannt, ſie wußte alſo nicht, daß ſie in den Händen ſeines Weibes wäre, welches ſonſt ihren Abſcheu ſehr vermehrt haben würde.

Zorn und edles Beleidigtſeyn durchglühte ihr ganzes Weſen, und riefen die verlornen Kräfte beſſer als jede Pflege und jedes Arzneymittel zurück. Sie ſtand vom Lager auf, warf ihren Kurdee um, und ging an eines der halboffnen Fenſter. Mit ſtiller Sehnſucht heftete ſie den Blick an die zwanglos blühende Natur. Die goldnen Feſſeln, die ſie trug, wurden ihr unerträglich; ein leiſer Gedanke ſie abzuſchütteln ſtieg in ihrer Seele auf. Ihre Jugend und Unerfah-

reitheit sah nur den kleinsten Theil der Schwierigkeiten, die mit einem solchen Unternehmen verknüpft waren. Sie glaubte, daß Hassan, dessen Muth sie kannte, Alles anwenden würde, sie zu befreyen. Von der Liebe gestärkt hing sie diesen Gedanken nach, und sann sogar auf Mittel, wodurch ihre Befreyung bewirkt werden könnte.

Sollt' ich nicht, sprach sie zu sich selbst, durch gute Worte, und durch dieses sonst so mächtige Gold, womit Ibrahim mich zu blenden sucht, einige meiner Wächter gewinnen, und zur Flucht behülflich kömmen? So natürlich dieser Gedanke war, so stahl sich doch der bloße Anblick jener fühllosen Halbmenschen nieder, die sie um sich her sah. Sie lenkte daher bald aus, und suchte unter allen möglichen Entwürfen denjenigen, welcher die meiste Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs hatte. Jeder Plan, den sie entwarf, war sinnreich und kühn, wie die Liebe hing aber immer zu sehr vom Zufall ab, als daß man sich darauf stützen konnte.

Endlich blieb die süße Schwärmerinn bey einem Gedanken stehen, den sie vor andern ausführbar hielt. Die Wachsamkeit der Hüter des Harems zu überlisten, schien nicht ganz unmöglich: ein einschläferndes Mittel, die Dunkelheit

der Nacht, und Haſſans Muth — mehr bedurfte es nicht, um ihre Hoffnung zuſammen. Aber woher das entſcheidende Mittel? Iſt auch Haſſan von ihrer Lage unterrichtet, und ſelbſt frey, um ihre Befreyung bewirken zu können? — So fragt die kältere Ueberlegung, nicht die Liebe.

Sefira verlor ſich ſo ganz im innern Wohlgefallen an dem Gedanken ihrer Befreyung, daß aller Kummer aus ihrem Herzen verſcheucht zu ſeyn ſchien. Liebe und Hoffnung, die ihren Geiſt beflügelt hatten, mahlten ſich im offnen Angeſichte; der kleine Reſt von Gram ſchwamm auf ihrer Stirn, wie ein Frühlingswölkchen am heitern Himmel.

Einige junge Sklavinnen traten herein, und bedienten ſich mit Kaffeh und Erfriſchungen. Alsdann wurde Sefira von ihnen völlig angekleidet — wenn man anders die luftige Hülle, welche den ſchönen Gliederbau nur deſto vortheilhafter ſehen ließ, eine Kleidung nennen kann. Ihr langes herabfließendes Gewand war die feinſte indianiſche Gaze, und wurde durch einen mit Diamanten beſetzten Gürtel über der Hüfte zuſammen gehalten. Ihre Schönheit glich in dieſem Anzug einer halboffnen Roſe, um die ein dünner Morgennebel ſchwimmt.

Ein ſeit mehrern Tagen ungewohntes Gefühl von Heiterkeit lockte ihr den Wunſch ab, in's Freye zu gehen, und den ſchönen Morgen zu genieſen. Sie wurde alſo von den Sklavinnen in den Garten geführt, der in dieſem Lande ein unentbehrliches Stück bey jedem Harem iſt. Lechzend zog ſie die mannigfaltigen Schönheiten der Natur ein, und ſchien ſie zum erſten Mahle zu genieſen. Sie wurde nicht müde, die von hohen Bäumen beſchatteten Spaziergänge zu durchwandeln.

Mit einem Mahle ſtand ſie ſtille, und lauſchte dem melancholiſchen Lied einer einſamen Nachtigall. Der Vogel ward durch ihre Neugierde geſtört, und ſchwieg. Tiefſinnig ging Sefira einige Schritte fort; ſie ſchien in Entzücken verloren, und brach gleichſam unwillkürlich in folgenden Geſang aus:

Sängerinn der ſüßen Töne,
Die Natur und Liebe lehrt,
Wann in jugendlicher Schöne
Jetzt der Frühling wiederkehrt!
Auf der Liebe leichten Schwingen
Wallt dein Lied dem Himmel zu:
Lehre mich dir ähnlich ſingen,
Denn ich liebe, ſo wie du —

Zärtlich, mit entbrannten Trieben,
Hohen Sinnes, tugendrein,
Schön — wie sich die Engel lieben,
Oder Quell und Sonnenschein!

Die Sklavinnen standen erstaunt: was sie sahen und hörten, war ihnen ganz fremd. Gesira aber schien sich zu sammeln, und ging etwas ruhiger nach der Wohnung zurück. Sie hatte dieses Lied oft in Gesellschaft mit ihrem Hassan gesungen; beyde hatten sich dadurch ihre wechselseitige Zuneigung zu erkennen gegeben. Die Erinnerung jener wonnevollen Szenen ward durch den Gesang der Nachtigall plötzlich bey ihr erneuert; ihre Empfindungen strömten über.

Als sie wieder auf ihrem Zimmer war, erzeugte jene Rückerinnerung bey ihr ein sonderbares mit Wehmuth vermischtes Gefühl. Plötzliche Stille unterbrach die umherschweifenden Gedanken; unwillkürliche Seufzer hoben ihre Brust. Sie warf sich mit übereinander geschlagenen Armen auf eine Ottomanne nieder, als gerade ihr gegenüber ein reicher Vorhang von einander flog. Die bestürzte Schöne erblickte einen langen etwas bejahrten Mann, der auf sie zuging, und den sie leicht für den Bassa Ibrahim erkennen konnte. Er war in einen dunkelblauen goldgestreiften Kaf-

ten gekridet. Von ſeinen Wangen, welche die Lüſternheit mit einer jugendlichen Röthe färbte, floß ein langer weiſſer Bart; im Gürtel ſtack ein reich mit Diamanten beſetzter Dolch.

Dieſe Erſcheinung fuhr wie ein Blitz der erſchrockenen Geſira durch die Seele. Weg war das bittersüße Vergnügen, dem ſich noch kurz vorher ihre Einbildung überließ. Ihre Lage, und alle Schrecken der Zukunft ſtanden mit einem Mahle vor ihr. Sie ſtürzte zur Erde nieder. „Gib mir meine Freyheit!“ war Alles, was ſie hervorbringen konnte; ein Strom von Thränen erſtickte ihre Stimme.

Ibrahim, der den Schmerz der ſchönen Leidenden auf eine ganz andere Art zu beſiegen hoffte, hob ſie freundlich auf, und hieß ſie neben ihm auf dem Sofa ſitzen. Er hielt ihre Hand, ſein Auge ſchwamm in Lüſternheit. Zwar ſuchten ſeine Blicke umſonſt den ihrigen zu begegnen, aber ſie irrten unbeſcheiden auf ihren Reitzen umher.

„Mein Licht“ ſprach der lüſterne Alte, „trockne deine Thränen ab, und fürchte nichts! Keine wünſchenswerthe Freyheit ſoll dir fehlen: du biſt Gebietherinn, ich bin dein Sklave. Liebe mich wieder! in meinen Armen wirſt du freyer

ſeyn, als ſelbſt der Sultan iſt!" Er ſchwieg, und blickte ſie gierig an. "Du liebſt mich?" fuhr Sefira haſtig auf. "Wie mein Leben!" verſetzte Ibrahim. "So wirſt du," ſprach ſie, "mich den meinigen wieder geben; denn mein Vater hat mich gelehrt, daß lieben ſo viel heiße, als glücklich machen. Mache mich alſo glücklich, du kannſt nichts Schöneres thun!"

Der Baſſa, ſtatt einer Antwort, ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken, und nahm ſich noch andere Freyheiten. Sie ſträubte ſich, muſte aber leiden, was ſie nicht wehren konnte. Ibrahims Zudringlichkeit wurde etwas unterbrochen, als ein Sklav herein trat, und allerley Erfriſchungen auftiſchte.

Jetzt ſuchte der verſchmitzte Liebhaber Sefirens beleidigte Scham zu beſänftigen, und ihre Geiſter durch den Genuß der Apfelſinen, Pompelmuſen, Piſangs — und des nicht ſparſam vorgeſetzten Cyperweins — zu erhitzen. Dieſe Früchte, welche ſchon an ſich in gewiſſen Lagen Begierden zu erregen fähig ſind, waren zum Theil eingemacht, und durch beygemiſchte Gewürze ſo zugerichtet, daß der Endzweck, das Blut in Wallung zu bringen, nicht leicht fehl ſchlagen konnte. Auch vergaß der Baſſa nicht, die von ihrem Spazier-

ganz etwas ermüdete Schöne zum Genusse zu nöthigen.

Die Wirkung blieb nicht aus: Sefirens Blut begann schneller zu laufen, ihr Blick irrte unstet umher, die Wangen brannten. Der erhitzte Liebhaber umfing sie mit beyden Armen, und löste, mittels eines Drucks an der Agraffe, den reichen Gürtel auf, der ihr Gewand unter der Brust zusammenhielt. Das luftige Gewebe fiel wie ein Nebel von ihren Achseln, und zeigte dem gierigen Blick die ganz enthüllten Reitze des schönen Oberleibs, an denen der in Wollust schwimmende Bassa mit seinen Lippen frechen Raub beging.

In dieser äußersten Lage ermannte sich Sefira, und schrie um Hülfe. Der Bassa lachte: allein die Stimme der gedrängten Unschuld hat einen mächtigen Hörer, und die Hülfe blieb nicht aus. Sefirens Schutzengel nahm die Gestalt Hassans an, und zeigte sich ihr gegenüber. Wie ein Frühnebel vom Morgen geröthet stand die Gestalt, ernst und liebevoll, und schwang eine Palme über dem Haupte.

Gestärkt durch dieses Wunder riß sich Sefira los, und flog mit offnen Armen der Erschei-

gung zu, die aber augenblicklich verschwand. Der Bassa, welcher nichts sah, stutzte, und forschte nach der Ursache dieses seltsamen Spiels. Die Schöne stand mit ausgebreiteten Armen, den Blick auf die Stelle geheftet, wo die Erscheinung zerfloß. "Ich hab ihn gesehen!" rief sie endlich wie vom Traum erwachend aus, indem sie zugleich dem Bassa einen Blick voll Unwillen zuwarf.

"Wen hast du gesehen?" schrie der entrüstete Ibrahim; "wer ist der Frevler auf Erden, oder selbst im Himmel, der sich deinen Augen zeigen, und nach einem Gute trachten darf, welches ganz mir gehöret?" Sie antwortete nicht: aber selbst dieses Schweigen war dem Bassa ein nur zu deutliches Geständniß ihrer Liebe zu Hassan.

"Wen hast du gesehen?" rief Ibrahim von neuen und mit kaum verhaltnem Grimme; "oder vielmehr welches Phantom täuschte deine mit einem andern beschäftigte Einbildung? Sprich, oder zittere vor meiner Rache!"

Sefira, im Entzucken verloren, achtete nicht auf diese Drohung. "Schön," phantasirte sie, "schön, wie ein Engel, wenn Engel schön seyn können, wie er! — Wie die goldene Palme in seiner Hand strahlte! — Es schien mir zu win-

ken in die beſſeren Wohnungen, von denen mein Vater ſo oft ſprach — mein Vater — auch ſeine Wohnungen waren ſchön, und Engel freuten ſich darin! —"

Ibrahim konnte ſeine Wuth nicht länger halten. Er ſtürmte von ſeinem Sitz empor, und hing mit funkelnden Augen auf Gefiren zu, die dadurch zu ſich ſelbſt kam. Sie wollte durch eine Seitenthür entfliehen, wurde aber von ihm daran gehindert. "Halt!" rief er, "und vergiß nicht, daß du in meiner Gewalt biſt! Ergib dich, befriedige meine Leidenſchaft — oder ſtirb den Tod der Frevler gegen meine unumſchränkte Gewalt!" Mit dieſen Worten nahm er den ſchönen Leib in ſeine Arme, und fing an ihn auf mehr als eine Art zu entweihen. Umſonſt waren Gefirens Thränen, und ihr Geſchrey. Jene erweichten kein Herz, das nur der Luſt und der Grauſamkeit offen war, und dieſes hatte nur niedrige Sklaven zu Hörern, die der Befehl ihres Herrn — und im Uebertretungsfall der gewiſſe Tod — zurückhielt.

Mit faſt unterliegenden Kräften rangen Tugend und Scham gegen wuthende Wolluſt. Als es beynahe aufs Aeuſerſte gekommen war, riß Gefira, befreit von Liebe, und Verzweiflung,

dem Baſſa den Dolch von der Seite, und hielt ihn vor ſich hin, die Spitze gegen Ibrahims Bruſt gerichtet. Feig, wie ein überwältigter Böſewicht, ließ der Baſſa die Schöne fahren, und trat haſtig zurück, denn der Dolch war vergiftet.

"Siehſt du," rief ihm Sefira zu, "daß kein Tyrann ſo mächtig iſt, den zu zwingen, der Muth und Willen hat, ſich mit Blute zu retten, oder ſelbſt zu ſterben?" Die Entſchloſſenheit, womit ſie dieſes ſprach, ihr fliegendes Haar, das zerriſſene Oberkleid, und der flammende Dolch in ihrer Hand brachten den Baſſa aufs äußerſte, und verwandelten ſeine Liebe in Haß. Sein glühendes Auge verkündigte Rache. "Stirb!" rief er, und ſeine Lippen zuckten vor Wuth; "ſtirb, weil du deiner nicht würdig leben willſt!" Er entfernte ſich, und überließ die Schöne dem Nachdenken über ihr bevorſtehendes Schickſal. Aber dieſes Nachdenken wurde durch die gehabte Erſcheinung, und durch den Gedanken aufgewogen, daß der Tod ſie von ihrem Tyrannen befreyen, und mit Haſſan wieder vereinigen würde.

Der Baſſa, dem es nicht ſchwer fiel, eine Leidenſchaft, die unter dem Nahmen der Liebe nichts als Begierde war, der Wuth aufzuopfern,

gab Befehl, die schöne Gefangene hinzurichten. Die nächste Nacht war zur Ausführung dieser schwarzen That bestimmt: zwey Verschnittene erhielten den Auftrag, die Unglückliche zu erdrosseln. Schon raunte man sich im Hause einander in die Ohren, daß die schöne Favoritinn des Bassa eines gewaltsamen Todes sterben sollte.

Man kennt in diesem Lande nur Gehorsam: niemand wagt es, die Handlungen der Großen zu prüfen, oder sich der verfolgten Unschuld gegen sie anzunehmen. Sefira war daher sich und ihrem Schicksal überlassen, und ihr Zustand schien gänzlich hülflos, als ihr der Himmel unvermuthet in der Person des Arabers Omarbeg einen Retter zusandte. Dieser Omarbeg war wegen seiner Erfahrung in der verborgenen Weisheit des Orients hoch angesehen. Seit einigen Tagen war Hassan seiner Sorgfalt anvertraut worden; denn man hielt ihn für einen göttlichen Mann, dessen Kunsten selbst die Natur unterworfen sey. Auch war er ein alter Freund des Hamid.

Zu diesem Seher ging Fatime, eine ehemahlige Gespielinn Sefirens, die ihr Schicksal ausgekundschaftet hatte. Sie entdeckte ihm die traurige Lage ihrer Freundinn, und bath um seine Hülfe. "Erstes," setzte sie hinzu, "wird

morgen nicht mehr seyn, wenn deine mächtige Kunst nicht ein Mittel zu ihrer Rettung findet." Der Araber ging schweigend hinweg, und verschloß sich einige Augenblicke im innersten Theile seines Hauses. Als er wieder hervorkam, fragte er Fatimen: "In der nächsten Nacht soll die That geschehen?" und als diese es bejahte, sprach er weiter: "Fasse dich, meine Tochter, ich und der große Geist werden auch dabey seyn!"

Die Nacht stieg dunkler als sonst am Himmel herauf, und einzelne Sterne schienen der Welt ihre blassen Flimmer entziehen zu wollen, um die That nicht anzusehen, welche verschmähte Wollust der Tugend zubereitet hatte. Die Lichter in den Wohnungen verloschen nach und nach; es ward immer stiller, und schon nahte die Stunde, wo nur der Geiz, oder das verworfene Laster noch wacht — jener, um nicht bestohlen zu werden, dieses, um zu stehlen, oder sonst ein großes Bubenstück auszuführen.

Die beyden Verschnittenen, davon einer das Werkzeug der Hinrichtung, eine gelbe seidene Schnur, trug, näherten sich dem innern Theile des Harems: aber Omarbeg, dessen Künsten selbst dieser verbothene Ort nicht verschlossen war, folgte ihnen von weiten, und beobachtete ihre

Schritte. Sie waren nicht weit mehr vom Eingange zu Sefirens Gemach entfernt, als die Wirkungen von des Arabers magischen Künsten sich zeigten. Der Grund zwischen ihnen und dem Eingang that sich plötzlich von einander; zwey ungeheure Schlangen mit Leopardenköpfen stiegen aus dem Abgrunde herauf, und drohten mit aufgesperrten Rachen jeden Annähernden zu verschlingen. Die Sklaven standen wie versteinert, als das schreckliche Gesicht in einem Blitze verschwand.

Ein liebliches Rosenlicht verbreitete nun seinen Glanz. Sefira im langen weißen Kleide, mit einer gelben Schnur um den Hals, trat an der Hand des Propheten aus dem Gemach heraus. Die Schwarzen stürzten nieder, und berührten die Erde mit ihren Stirnen. Als sie nach Verlauf einiger Minuten sich wieder aufrichteten, sahen sie nichts mehr; beym Herausgehen aus dem Hause aber erblickten sie die nähmliche Erscheinung am Eingang des Begräbnißplatzes, und flohen von dannen.

Dieß Alles wurde Zug vor Zug dem Bassa hinterbracht, der mit bitterm Lächeln es als einen nach Landessitte verschönten Bericht des vollzogenen Befehls aufnahm. Die Sklaven wurden

ohne weiteres Nachforschen entlassen. Das Eigentliche der Sache aber verhielt sich also:

Omarbeg, welcher durch seine Künste die Augen, oder die Einbildung der Schwarzen zu blenden wußte, führte Sefireh mitten durch ihre Mörder hindurch, nachdem er sie mit wenig Worten von ihrer Gefahr und seiner Absicht benachrichtigt hatte. Sie erkannte in ihm sogleich den Freund ihres Vaters, und folgte ihm mit unbeschränktem Vertrauen. Beyde gelangten durch einen verborgenen Weg zuerst in den innern Hof von Omarbegs Hause, sodann aber zum Eingang einer Felsenhöhle, die im wiederprallenden Licht einer Fackel, welche der Araber trug, eine endlose Mannigfaltigkeit von sich durchkreuzenden Gängen darstellte, wo es ohne Führer unmöglich war, den Ausweg zu finden.

Omarbeg zog aus seinem Gürtel ein goldenes Pfeifchen hervor, auf dessen durchdringenden Ton ihm ein unbekannter Vogel entgegen geflogen kam, und sich ihm auf die Achsel niederließ. Bald flog er weiter, kam zurück, entfernte sich von neuen, und bezeichnete so durch Hin- und Herfliegen den Weg, bis sie beyde zum Ausgang der Höhle kamen.

Es war Tagesanbruch. Sefira sah sich in eine mit unübersteiglichen Felsen umgebene Einsiedeley versetzt, welche die unglückliche Liebe nicht schöner wünschen konnte. In ihrer jetzigen Lage schien es ihr, daß diesem Orte nichts fehle, weil ihm die Menschen fehlten. Himmelhohe Zedern verbreiteten liebliche Schatten über die niedern Myrtengesträuche, welche mit Pomeranzenbäumen untermischt und gruppenweis zerstreut das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit vergnügten, und in jeder Wiederkehr mit neuen Reitzen dastanden. Bald war es eine rings eingeschlossene grüne Ebene, die den Blick fesselte, bald eine Grotte, oder eine romantische Wildniß am Ende lieblicher Spatziergänge. Das Rauschen eines vom Fels herabstürzenden Bachs mischte sich melodisch mit dem Gesange der Vögel.

"Hier, meine Tochter," sprach der Araber mit einem Blicke, dessen ehrfurchtgebiethenden Ernst ein sanftes Lächeln mildertе, "hier pflege der Ruh im Vorschmack der Freuden, die ein günstigeres Schicksal dir wieder bringen wird! Gott liebt gute Menschen, und die Wünsche edler Herzen bleiben nicht immer unbefriedigt. Sey guten Muths, und harre der Zukunft. Diese Garten, nebst einem treuen Sklaven, werden

dich täglich mit dem Nöthigen verſehen." Mit dieſen Worten entfernte ſich der Alte, und ließ Selma im Zuſtande unnennbarer Empfindungen zurück.

Die Einſamkeit, in welcher Hamids Tochter hier verſchiedene Tage hinbrachte, war ihrem Herzen wohlthuend, und hatte anfangs tauſend Reize für ſie: bald aber gebrach es derſelben an dem Einzigen, was die ſchöne Natur für ſie beſeelen konnte — der Gegenwart des Geliebten; in Anſehung aller übrigen Menſchen konnte ſie nicht einſam genug ſeyn. Selma befand ſich in einem kleinen Paradieſe, wo Alles zur Freude einlud; aber ihr Herz ſeufzte. Oft ſprach ſie zu ſich ſelbſt: "Welches Schickſal trennt auch ihn von mir? — vielleicht auf ewig! — nein, nicht auf ewig, denn er und ich ſind ja gut, und Omarbeg ſagte, daß Gott gute Menſchen liebe! — Haſſan liebt mich, und wird mich ſuchen! Warum aber hat die Liebe noch nicht gefunden, was ſie ſucht? — —" So ſchwamm ihre Seele in einem Meer von Vorſtellungen, deren immer eine die andere verſchlang.

Indeſſen ging Omarbeg zum Baſſa, um den andern Theil ſeines Plans auszuführen. Er fand ihn auf einer Ottomane ruhend, mit der

Tabackspfeife im Mund, und ſtille Wuth in Blicke. Sein Gemüthszuſtand war ein Schwanken zwiſchen befriedigter Rache, und dem Wunſche, daß der grauſame Befehl wieder zurückgenommen werden könnte. Allein die Vorſtellung der Unmöglichkeit, das Geſchehene zu ändern, ging allemahl in vermehrte Wuth über; und alsdann war es ihm Leid, daß er nur Eine Sefira ſeiner Rache habe aufopfern können. Ein leiſer Gedanke, daß auch Haſſan, als die ſtrafbare Urſache ihrer Weigerung, büßen müſſe, ſtieg in ſeiner Seele auf — wie im Sturm ein dunkele Wolke am Himmel herauf ſteigt, und das Antlitz der Sonne bedeckt. Doch ein Reſt von väterlicher Liebe, und die unedle Vorſtellung, daß Sefira auch für Haſſan verloren ſey, überwog die blutigen Wünſche ſeines gereizten Stolzes.

In dieſer Gemüthsfaſſung war Ibrahim, als Omarbeg zu ihm in das Zimmer trat, und ſich bis zur Erde neigte. Der Baſſa ſah ihn bedeutend an, und ſchwieg. "Gott laß es dem mächtigen Ibrahim wohl gehen!" ſagte der Araber; "hier bin ich, Herr, deine Befehle zu empfangen." Mit einem kleinen Kopfnicken verſetzte Ibrahim: Iſt mein Sohn wieder herge-

ſtellt? Ich werde morgen dieſe Gegend verlaſſen.“ „Wen der Himmel liebt,“ nahm Omarbeg das Wort auf, „deſſen Haus müſſe an Kindern blühen, ſein das deinige! Herr, dein Sohn iſt auf dem Wege der Beſſerung, aber noch nicht ſtark genug, das Ungemach der Reiſe zu ertragen. Ueberlaß ihn meiner fernern Sorgfalt, und ſchenke deinem Knechte die Wohlthat, dir deinen Sohn wieder zu geben!“ Womit willſt du mir für ihn haften, wenn ich dir ihn hier laſſe? fragte Ibrahim. „Herr,“ verſetzte der Araber lächelnd, „ich habe noch nicht ſo lange gelebt, um das Leben zu haſſen. Siehe, hier iſt mein Kopf, wenn an der Pflege deines Sohns nur das Mindeſte vernachläſſigt wird.“ Nun dann (ſprach Ibrahim), er bleibt deiner Sorgfalt überlaſſen, denn du biſt ein in Künſten und Wiſſenſchaften erfahrner Mann. Aber du muſt mir auch für ſeine Wiederkunft ſtehen. Omarbeg berührte den Boden mit ſeiner Stirne, und entfernte ſich.

Nun ging er zu ſeinem geliebten Haſſan, den er durch ferne Vorſtellungen von der Möglichkeit des Wiederſehens aufzuheitern ſuchte, ohne jedoch ihn mit dem Eigentlichen ſeiner Geſchichte bekannt zu machen. Ein dunkler Strahl jugend-

licher Hoffnung) die Natur, und angewandte Arzneymittel wirkten so viel, daß Hassans Schwermuth sich etwas verlor, und die Kräfte sich wieder einfanden. Ibrahim Bassa hatte indessen die Gegend verlassen.

Nichts schien jetzt der Ausführung des Projekts im Wege zu stehen, welches Omarbeg durch alles Bisherige vorbereitet hatte, und welches dahin ging, die beyden Liebenden auf eine überraschende Art zusammen zu bringen, alsdann aber mit ihnen die Flucht zu nehmen, und den Rest seines Lebens auf der fruchtbaren Insel Bahram, am persischen Meerbusen, in ihrer Gesellschaft hinzubringen.

An einem heitern und stillen Abend führte der Araber seinen Wiedergenesenen am Ufer des Flusses spazieren. Alles war ruhig, nur nicht die Seele Hassans. Omarbeg suchte seine Gedanken zu zerstreuen, indem er ihn auf die mannigfaltigen Schönheiten der Natur aufmerksam machte. "Siehe, mein Sohn," sprach er, "wie herrlich die Sonne dort untergeht!" Herrlich! (gab Hassan zur Antwort,) ich wünschte so zu sterben. "Wie meinst du das?" versetzte Omarbeg; "die Sonne geht immer wieder auf, also, weil sie nicht stirbt?" Nein, erwiederte Hassan,

weil ſie glücklich war, indem ſie glücklich machte, und ſich noch ſcheidend ihrer Laufbahn freuet. Auch ich war einſt glücklich, und freute mich!

Das Erhabenſchwärmeriſche, welches aus dieſer Antwort Haſſans hervorleuchtete, verrieth bey aller Schwermuth einen Gemüthszuſtand, den Omarbeg nicht ungern ſah. Es war das Wiedererwachen für die Freuden des Lebens. Der Araber ſchloß hieraus, daß Haſſan genug zu der Szene vorbereitet ſey, die er mit ihm vorhatte. "Du wirſt glücklich ſeyn, und glücklich machen!" ſagte er lächelnd zu ihm. Haſſan antwortete nicht; ein tiefer Seufzer ſtieg aus ſeiner Bruſt, und er wandte ſich noch einmahl nach der untergehenden Sonne.

Unter abwechſelnden Geſprächen langten ſie wieder in der Wohnung des Arabers an. Haſſan war müde; Omarbeg reichte ihm eine Schaale Sorbet, den er mit einem einſchläfernden Mittel verſetzt hatte. Die Wirkung erfolgte, und Haſſan gerieth in einen tiefen Schlaf.

In dieſem Mittelzuſtande zwiſchen Leben und Tod ließ ihn Omarbeg durch einige treue Sklaven nach der Einſiedeley tragen, wo er beym Erwachen mehr als das Leben — wo er Sefiren wieder finden ſollte. Er folgte ſelbſt dahin nach,

und genoß mit trunkener Seele im voraus die Freuden der Liebenden bey ihrem unvermutheten Wiedersehen. Sein Plan war auf das Ueberraschende angelegt: nicht zufrieden, zwey edle Herzen glücklich zu machen, wollte er durch die Art selbst, wie dieß bewerkstelligt wurde, die Wonne des Wiederfindens hoch erhöhen. Er hatte selbst in seiner Jugend mit Feuer geliebt, und nahm daher jetzt lebhften Antheil an Freuden, in denen er die schönen Tage seines Lebens wieder fand. —

Hassan wurde nicht weit von einem sanft murmelnden Wasserfall, unter einem offnen Zelte von rosenfarbner Seide, niedergelegt. Sein Lager war mit Blumen geschmückt; neben ihm standen einige Tische, und auf denselben silberne Körbchen mit einladenden Früchten. Es war gegen Morgen. Omarbeg entfernte sich, um aus seinem Hinterhalte die Szene mit anzusehen, und die Seligkeit der Liebenden zu theilen.

Der Himmel röthete sich immer mehr in Osten, und verkündigte die Königinn des Tages, als Hassan durch einen lieblichen Gesang aus seinem Schlaf erweckt wurde. Er sprang vom Lager auf, blickte rings umher, und wußte nicht

wie ihm geſchah. "Bin ich wachetrunken? oder iſt dieſe Gegend bezaubert?" rief er aus. Indem ließ ſich die Stimme von neuen hören: er horchte, und ſchwamm in Entzücken. Die Töne waren Sefirens, die begleitende Laute hielt ſein Wahn für Muſik des Himmels. Ihm ſchwindelte, als er folgenden Geſang vernahm.

Ach! wohin, du Paradies der Freuden,
Die ich einſt mit vollen Zügen trank?
Wirſt du ewig dieſe Erde meiden,
Wo die Sonne deines Lebens ſank?

Werd' ich nimmer deinem Murmeln lauſchen,
Silberbach, der meine Flur durchlief?
Nimmer mit dem Zwang die Freyheit tauſchen,
Die ſo ſchön zum Glück des Lebens rief?

Nimmer den Erwählten meiner Liebe
Froh umarmen — welche Seligkeit!
Himmel war in jedem unſrer Triebe,
Bey der Kuſſe ſüßen Wechſelſtreit!

O! der Wonne! wie zwey Flammen glühten
Unſre Seelen in einander; wie
Abendluft in Pomeranzenblüthen,
Schwammen, zitterten in Wolluſt ſie!

Täuscht die Hoffnung ewig? und verlieren
Ihre Freuden sich im bangen Ach?
Nein, mich werden Glück und Liebe führen,
Und versiegen wird der Thränenbach!

Hassan, bey dem in diesem Augenblick die Erinnerungen seiner ehemahligen Seligkeit erwachten, fuhr plötzlich zusammen, fiel nieder, und berührte den Boden mit seiner Stirne. Dann richtet' er sich auf, und sprach, das Angesicht gegen Morgen gewändt, mit lauter Stimme: "Hast du, erhabener Allah, den Gläubigen deines Propheten ein irdisches mir noch nicht bekanntes Paradies in dieser Gegend bereitet? — oder ist Sterben so leicht, und nur ein sanftes Hinüberschlummern zum Erwachen in deinen seligen Wohnungen? — Aber woher das schmachtende Sehnen im Gesange deiner Engel? Können auch im Paradies unbefriedigte Wünsche seyn?"

Bey diesen Worten trat Sefira aus dem Gebüsche hervor, erkannte ihren Geliebten, und flog mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Hassan taumelte zurück, und konnte kaum noch die gebrochenen Worte vorbringen: "o! seliger Engel — in einer schönern Gestalt konntest du nicht erscheinen, mir zu winken! — — Welch ein himmlisches Licht umleuchtet mich? — Du breitest

deine Arme aus — ſieh' — ich folge!" Er ſank der auf ihn zu eilenden Geliebten in die Arme, und gab ſeinen Geiſt auf.

Mit einem Strom von Thränen küßte Sefira die Wangen des theuren Jünglings. "Ach!", rief ſie, "willſt du nun ſterben, da mich der Himmel dir wieder ſchenkt, um ganz dein zu ſeyn? Erwache doch, Licht meiner Seele! gib mir ſelbſt Leben und Himmel wieder! — Nicht Sefirens Engel, ſie ſelbſt, deine dich liebende Sefira iſt's, die dich in den Armen hält! Erwache — — —" Sie ſank unter Thränen und Schluchzen auf ſein Angeſicht: aber ſelbſt der Kuß der Liebe konnte die entflohene Seele nicht wieder zurückrufen. "Todt!" rief Sefira, die Augen gen Himmel gerichtet, und im Ausdruck des unausſprechlichſten Schmerzes.

Der Himmel ſchien ſich ihrer zu erbarmen; denn er deckte ſich plötzlich mit einem ſchwarzen Donnerwetter. Ein Blitz fuhr herab: ſprachlos und entſeelt blieb Sefira auf ihrem Geliebten liegen, den ſie auch im Tode noch feſt umſchlungen hielt. —

Zu ſpät trat jetzt Omarbeg aus ſeinem Hinterhalt hervor. Er betrachtete mit ſtummer Wehmuth die beyden Liebenden, und den traurigen

Ausgang seines Plans. Bald weilt er nachdenkend bey dem edlen, aber allzu feurigen Hassan; bald hafteten seine Blicke auf der eben so zärtlichen als unglücklichen Sefira, deren Reitze auch der Tod selbst nicht ganz hatte verstellen können. Sie schien zu lächeln, und das Glück zu fühlen, mit dem im Tode vereint zu seyn, der ihr im Leben Alles war.

Omarbeg, der in diesem ganzen Vorfall etwas Geheimnißvolles erblickte, beschloß die Erblaßten ohne Verzug auf der Stelle selbst zu begraben, wo das Uebermaß des Gefühls ihre Seelen auf ewig vereint hatte. Er legte Hand an, war aber kaum einige Fuß tief in die Erde gekommen, als er auf eine gewölbte Gruft stieß, die er beym Hineinsteigen leer, und ohne Spuren eines schon verweseten Körpers fand. Statt dessen erblickte er am äußersten Ende derselben einen kleinen Altar, und auf demselben eine goldne Lampe, die einen blassen Schein von sich warf. Als er näher kam, las er am Altare folgende Inschrift:

Unsterblicher Liebe heilig.

Den Araber überfiel ein unbekannter Schauder. Er legte die Leichname der beyden Liebenden in diese Gruft, verschloß dieselbe mit einem

groſsen Steine, und errichtete darüber einen Rasenhügel. Weinend ſchied er von ſeinen Geliebten.

Mit einbrechender Nacht kehrte er noch einmahl nach dem Grabhügel, den melancholiſches Dunkel umgab. In einer kleinen Entfernung glaubte er die Lampe oben auf dem Hügel brennen zu ſehen, und ſtutzte. Das Licht wuchs, und ward zu einer glänzenden Wolke, die ſich empor hob. Haſſan und Sefira ſtiegen Hand in Hand auf derſelben gen Himmel, und verloren ſich aus dem Geſichte. Am folgenden Morgen fand man auf dem Grabhügel einen blühenden Roſenbuſch.

## VII.

# Ueber den Einfluß der bildenden Künste auf den Geist, und die Sitten einer Nation.

Welcher Wirkung auf den Geist und die Sitten einer Nation sind die bildenden Künste nach unserer gegenwärtigen Verfassung fähig? und, wenn diese Wirkung bestimmt ist, werden sie von unsern Künstlern dazu angewandt? — zwey Fragen, die ich den Patrioten Deutschlands zur Beherzigung empfehlen wollte!

Nach unsrer gegenwärtigen Verfassung, habe ich gesagt: denn daß die bildenden Künste überhaupt einer vorzüglichen Wirkung, nicht nur auf den Geist und die Sitten eines Volks, sondern auch auf die physische Veredlung und Polizirung desselben, fähig seyen, ist aus der Geschichte hinlänglich erwiesen, und kann aus ihrer Natur selbst dargethan werden. Tiefes, inniges Gefühl, und leidenschaftliche Ergreifung des Gegenstandes sind von ihrem Wesen unzertrennlich, und was wirkt mächtiger auf Geist und Körper, als diese beyde?

Auch würde der Mann eine Seltenheit seyn, der, bekannt mit der Geschichte der Menschheit und den allmählichen Fortschritten ihrer Bildung, an einer Wahrheit zweifeln könnte, deren Spuren sogar in den feyerlichen Denkmahlen der ältesten Gesetzgeber zu finden sind.

Also nicht eine Wiederhohlung des Bekannten, sondern eine Anwendung desselben auf unsre Zeiten und unser Vaterland, ist die Absicht gegenwärtiger Gedanken. —

Die Künste wirken auf den Geist, und überhaupt auf die Bildung der Nation. Dieß wird in Ansehung der alten Aegypter, Phönizier, und besonders der Griechen, fast allgemein zugegeben. Nur zu unsern Zeiten, nach unsrer gegenwärtigen Verfassung, nach den Sitten und der Denkungsart des Jahrhunderts, soll's nicht mehr Statt finden. Man glaubt viel einzuräumen, wenn man den sonst so sehr gepriesenen Künsten das Vermögen übrig läßt, die leeren Augenblicke enthusiastischer Liebhaber zu füllen, oder die üppige Phantasie zu nähren, und junge Dichter zu begeistern.

Und nun die Gründe! "Jene tiefere Wirkung der bildenden Künste war zu den Zeiten der Vorwelt, unter dem milden griechischen

Himmel wohl möglich, wo die Natur mahlte, und eine bilderreiche Sprache die Seele mit ihr zum Einklang stimmte. Aber unser weniger günstiges Klima, unsre kälteren philosophischen Begriffe, unsre bürgerlichen Verfassungen ———"

Genug! Diese Gründe, und alle möglichen, die man ihnen noch beyfügen kann, beweisen — was keines Beweises bedarf: daß die Künste nicht gerade so auf uns wirken können, wie ehemahls bey den Griechen. Sind sie aber darum wirkungslos? Ich glaube nicht! Wenn bey jenem feinen und geistreichen Volke die Kunst tiefer und inniger wirkte, so frag' ich: lag diese Wirkung bloß in dem Klima, und dem freylich unläugbaren Zusammenflusse günstiger Umstände? oder lag sie zugleich in der Art, wie die Kunst empfunden und ausgeübt wurde, das ist, in der Kunst selbst?

Daß man der griechischen Kunst in Ansehung der tieferen Wirkung einen so großen Vorzug einräumt, ist Folge der irrigen Vorstellungen, die man sich überhaupt von der Kunst, ihrem Umfang, und ihrem Endzweck macht, ohne die Fälle zu unterscheiden, wo ihre Wirkungen nothwendig von einander abweichen müssen. Es kommt Alles darauf an, daß man erstlich die

Kunst auf ihre ursprüngliche Lauterkeit zurückführe, welche sie durch die vermeinte Verfeinerung der Neueren verloren hat; und zweytens sie unserm Klima, dem Geiste des Jahrhunderts, und den Sitten des Landes klüglich anpasse.

I. Man muß die Kunst auf ihre ursprüngliche Lauterkeit zurückführen. Die Kunst der Griechen — so wie ihre Dichtung — war Ausdruck innigen Gefühls, mit aller Wärme, und aller überlegten Auswahl, wodurch sich dieß fein organisirte Volk so merklich unterschied, dem Anschauer als ein sichtbares Bild des Unsichtbaren dargestellt.

Der Mensch überhaupt hat einen unüberwindlichen Hang, seine lebhaftern Empfindungen andern mitzutheilen, und sie dadurch nicht nur zu vervielfältigen, sondern ihnen auch eine Art von Dauer zu geben, die ihren Genuß verewigt; und dieser Hang fließt aus dem allgemeinen Bestreben, unsre Glückseligkeit zu befördern. So auch im gegenwärtigen Falle! Der Künstler, von irgend einer Vorstellung lebhaft ergriffen, gibt ihr Umriß und Körper, in der ob gleich nicht immer mit Bewußtseyn verknüpften Absicht, durch ihre Darstellung die Summe seiner Glückseligkeit zu vermehren. Erhöhter, verlängerter Genuß ist

also Endzweck des Künstlers; das Kunstwerk, und die Menschen außer ihm sind Mittel, diesen Endzweck zu erreichen. Beydes zusammen lebhaft empfunden, ist Liebe — der Alles belebende Hauch, und die Seele der Kunst.

Bey den Griechen war diese Liebe, dieser Hang seine Empfindungen mitzutheilen, aus bekannten Ursachen ungleich stärker, als bey irgend einem andern Volk. Daher so manche schöne Blume der griechischen Dichtung und Kunst, die man als unerreichbare Muster seit Jahrhunderten unglücklich nachgeahmt hat, und immer unglücklich nachahmen wird, weil man den einzigen wahren Grund ihrer Schönheit übersah.

Dieser einzige wahre Grund war, wie gesagt, tiefes, lebendiges Gefühl — Aufstreben der bewegten Seele, das schwebende Bild ihrer Begeisterung festzuhalten, und durch Mittheilung eines ganz empfundenen Gutes oder Uebels den regen Trieb der sympathetischen Theilnehmung zu stillen. Je lebhafter die Vorstellung einer Sache ist, desto gröſer wird die Begierde seyn, sie andern mitzutheilen, aber desto weniger ist sie auch mittheilbar. Die beschäftigte Seele wird also alle ihre Kräfte anwenden, diese Schwierigkeit zu überwinden — dem Unkörperlichen Körper zu geben.

Die Kunst Ideen mitzutheilen, ist Sprache, das Wort in seinem weiteren Umfange genommen. Mahlerey und Schrift lagen also in der Natur des Menschen: denn beyde wirken auf unsre eigne Einbildungskraft so gut, als auf eine fremde, und diese zweyfache Wirkung ist das grose Princip von beyden. Durch umschreibende Linien wird unsre Empfindung gleichsam fixirt, das dunkle Gefühl geht in ein helleres Licht über, die rege Phantasie lenkt unsre folgsame Hand, wir mahlen eigentlich, oder uneigentlich — und nun erst steht die lichte Schöne in aller ihrer Gottheit vor uns! — —

Man wird mir diese psychologische Abschweifung zu gut halten; sie war nöthig, um meine Ideen deutlich zu machen, und erleichtert dem Leser das weitere Nachdenken über die eigentlichen Ursachen des gröseren Wirkungskreises der griechischen Kunst, in Vergleichung mit der neuern. Jene war die Tochter von einem der edelsten Triebe des Menschen — der Neigung seine Ideen zu erhellen, und zu erweitern — und so sprach sie auch aus Seele in Seele. Sie war Volksangelegenheit, und brachte in den Händen kluger Staatsmänner Wirkungen hervor, davon wir heut zu Tage keinen Begriff mehr haben. Der

Unterschied zwischen altgriechischer, und neuer Kunst ist mit einem Worte dieser: Jene stand, wie die heitere Existenz eines ruhigen und zufriedenen Weisen, durch sich selbst, und für sich selbst da; diese ist meist nur Nachahmung, Geschöpf äußerer Ursachen, und Sklavinn fremder Zwecke *). Mußte sie das unter uns werden? Wir wollen sehen!

*) Der Unterricht, womit man junge Leute der Kunst zuführt, ist selten aus der echten Quelle geschöpft, und schränkt sich meist auf mechanische Nachahmung ein. In den besten, besonders römischen, Zeichnungsschulen z. B. führt man die Lehrlinge stufenweis von den einfach hingeworfenen Massen des Annibal Caracci zu den ausgesprungenen Umrissen, und der mit Mannigfaltigkeit verknüpften Großheit des Michel Angelo, von diesem zur ausdrucksvollen, erhabenen, und freyrichtigen Grazie des Raphael, und endlich zu den Antiken. Ich habe gegen diese Einrichtung nichts. Nur wünschte ich, daß man auch den Geist der Zöglinge besser ausbildete, und zeitig in ihnen das Gefühl für Großheit und Grazie, die sie zeichnen sollen, weckte; sonst werden ihre Produkte, wo sie diese mühsam erlernten Begriffe herrach anbringen wollen, gerade so aussehen, wie der zu plötzlichem Glück gelangte Pöbel.

11. Die Kunst muß sich dem Klima, dem Geiste des Jahrhunderts, und den Sitten des Landes klüglich anschmiegen.

Was ich als den eigentlichen Grund der griechischen Kunst annahm — erhöhte Empfindung, die sich mitzutheilen strebt — findet unter allen Himmelsstrichen mehr oder weniger Statt. Die wahre Kunst wird bey allem Einfluß äußerer Verhältnisse immer Reproduktion einer und derselben Ursache seyn, so verschieden auch die Gestalten seyn mögen, in welchen sie sich zeigt. Veränderte Lagen und Verhältnisse ändern keines Weges ihre Natur, sie zeigen sie nur in einem andern Lichte. Hat der Künstler Genie, so wird er selbst aus dem veränderten Geschmack seines Zeitalters Vortheil ziehen. Gebt ihm noch einen Perikles, seine Talente zu wecken, er wird Schöpfer, und bildet den Geist der Nation, dem er selbst seine Bildung verdankte.

Jener Grund der Nichtanwendung, welcher von dem starken Abstande voriger und jetziger Zeit, und von dem so sehr verschiedenen Nationalcharakter der Völker hergenommen ist, und der beym ersten Anblick wirklich von Gewicht zu seyn scheint, wird folglich bey näherer Beleuch-

tung viel von ſeiner Stärke verlieren; wir werden erkennen, daß es in der Natur des Menſchen ſey, zu mahlen, und ſich durch Bilder lenken zu laſſen, wohin der begeiſterte Künſtler will.

Was ich hieraus folgere, iſt: daß dieſe Empfänglichkeit wohlorganiſirter Menſchen auch die eigentliche Baſis der Kunſt ſeyn müſſe, wovon die Neuern ſo wenig abweichen ſollten, als die Alten es thaten. Ob das wirklich geſchieht? und ob nicht die neueren Künſtler überhaupt vielmehr einen ganz verſchiedenen Weg betreten? — Die Erfahrung mag entſcheiden!

Aber dieſen nach Zeit und Klima abgeänderten Einfluß der Kunſt in ſeiner Allgemeinheit zugegeben, wie und auf welche Art wirken die Produkte des Künſtlers? wie bildet er den Geiſt der Nation?

Ob ich gleich im Vorhergehenden die Natur und Beſchaffenheit dieſer Wirkung im Allgemeinen erklärt zu haben glaube: ſo iſt es doch äußerſt ſchwer, in einzelnen Fällen hierüber etwas Beſtimmtes zu ſagen. Die tiefſte Menſchenkenntniß, und geſammelte Erfahrungen von mehr als einem Jahrhundert müßten ſich vereinigen, um dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten. Alles beruht indeſſen auf dem Uni-

stande: das Gefühl der Nation für das wahre Schöne zu wecken, und zu veredeln.

Wenn die Künste einer mehr als gemeinen Wirkung fähig seyn sollen, so muß zuvor der Geist der Nation zu jener Reitzbarkeit gestimmt werden, ohne welche Linien und Farben todter Buchstabe sind. Alle produktiven Kräfte der menschlichen Seele müssen zu Einem Zwecke wirken; in Empfindungen, Gedanken, und Handlungen muß eben die Erhabenheit, eben der Geist des Schönen — oder vielmehr die noch unentwickelte Anlage dazu — herrschen, wodurch die Schöpfungen der Künstler erst eigentlich Kunstwerke werden. Das ist aber mehren Theils ein Werk des Glücks, und zusammentreffender Umstände. Wir können nur Veranlassung geben; eine Philosophie der Künste haben wir noch nicht — werden sie auch wohl so bald nicht haben. Aber wohl uns, wenn unsre Kunstwerke, bey aller Verschiedenheit des Orts und der Zeit, aus gleichen Ursachen zu gleichen Zwecken wirken, wie bey den Griechen!

Statt also durch ein voreiliges System den Wirkungskreis der Künste zu bestimmen, will ich mich begnügen, stille Winke zu geben, dadurch, daß ich aus vielen möglichen Fällen, wo die

bildenden Künste offenbar auf den Geist der Nation wirken, einige der auffallendsten heraushebe. Wenn diese Winke nicht unmittelbar auf neue Wahrheiten führen, so können sie wenigstens einigen sehr alten ihren Glanz zum Theil wieder geben. Ein Wort gesagt zu seiner Zeit ist ein Saamenkorn, das nicht selten auf ein fruchtbares Land fällt.

Die Erhaltung des Andenkens ruhmwürdiger Thaten, oder merkwürdiger Nationalbegebenheiten, ist ein Zweck, den die bildenden Künste niemahls aus den Augen verlieren müssen; das Große und Schöne sinnlich darzustellen, ist ihr eigentliches Geschäft. Eine triviale Wahrheit! wird man sagen. Sehr wohl; nur daß man nicht bedacht ist, diese triviale Wahrheit etwas mehr in Ausübung zu bringen! Wenn alle Welt weiß, was alle Welt nicht thut, so seh' ich nicht, warum man das hundert Mahl Gesagte nicht zum hundert und ersten Mahle wiederhohlen dürfe.

"Aber diese Verewigung des Verdienstes durch die Hand der Kunst, setzt sie nicht ein gewisses inniges und lebhaftes Gefühl voraus, womit die theilnehmende Seele sich dem Triebe der Bewunderung überläßt, sich selbst erweitert, und

nun das vor ihr aufsteigende Bild zu realisiren sucht?" Allerdings! es ist unmittelbare Folge aus dem Vorhergehenden. "Wenn also dieß lebhaftere Gefühl, diese Erweiterung der Seele, zur Hervorbringung, wie zum Genusse, eines würdigen Kunstwerks nothwendig ist, so fragt sich: ob der Geist der Nation dessen in dem erforderlichen Grade empfänglich sey, daß man daher die Belohnung des Verdienstes durch die Hand der Kunst erwarten könne?"

Der Nachkomme wende seinen richtenden Blick von diesem Umstande! Gerade hier ist's, wo die deutsche Nation Tadel verdient. Eben so gleichgültig gegen ihre grossen Männer, als gegen ihre wesentlichen Vorzüge, scheint sie nicht zu fühlen, daß sie gemacht ist, die erste von Europa zu seyn. Die Ursachen sind bekannt, und nicht ohne Gewicht; aber man wird mir's verzeihen, wenn ich ihre Wegräumung nicht für ganz unmöglich halte.

Ich blicke um mich her, und suche meist vergeblich die Monumente, welche zu gleicher Zeit der Kunst und dem Volk Ehre machen, von dem ich abzustammen das Glück habe. Was die Geschichte im Tempel der Unsterblichkeit (ob immer mit Würde?) aufgestellet hat, ist nur

selten durch die ältern deutschen Künstler verewigt worden. Die neuern, statt auf Originale zu denken, hohlen ihre Gegenstände meist im Auslande, und kopiren jedes mittelmäßige Produkt der Engländer und Franzosen. Sie scheinen zu vergessen, daß es jedem echten Deutschen heilige Pflicht sey, die glänzenden Thaten seines Volks in ihrer ganzen Würde der Nachwelt zu überliefern *). Eine Blume mehr im Tempel

*) Der ältere Tischbein, welcher überhaupt der deutschen Kunst so viel Ehre macht, hat auch hierin unsern Künstlern einen lehrreichen Wink gegeben. So mahlte er z. B. den Sieg Hermanns über den Varus, welches Meisterstück auf dem Fürstlichen Schlosse zu Pyrmont hängt. Ein ander Mahl stellte er vier Szenen aus Klopstock's Hermannsschlacht mit einer Kunst vor, die jeden Kenner zur Bewunderung hinreißt. Diese vier Gemählde besitzt der Hr. Geheime Regierungs-Rath von Schmerfeld zu Cassel. Sie sind, so wie das obige, im Journale von und für Deutschland (Jahrg. 1783., VII. St. S. 18 f., XII. St. S. 537.) mit Wärme und Genauigkeit beschrieben worden.

Bey dieser Gelegenheit aber kann ich eine Anmerkung nicht unterdrücken, die mir bey den Aeußerungen deutscher Vaterlandsliebe oft

der Unsterblichkeit auf den Altar geopfert, bleibt gewiß dem künftigen Sammler nicht unbemerkt.

Wir können, und wir sollen die Tugend krönen, weil nichts mächtiger auf junge Gemüther wirkt, als der verdiente Ehrenkranz. Aber welches böse Dämon hat uns bisher verhindert, dieß, nach dem Beyspiel anderer Nationen, durch die tiefwirkende Darstellung der bildenden Künste zu thun? — Kleist's und Gellert's Monumente, einige Blätter von Rode, die von

aufstieß. Wenn durch die Darstellung der beabsichtigte Zweck, den Geist einer edlen Nacheiferung zu beleben, erreicht werden soll, so müssen die Gegenstände nicht aus allzuentfernten Zeiten gewählet werden. Wir lieben nur das Aehnliche, unsern Empfindungen Correspondirende. Die Schicksale eines halbwilden Volks, von dem wir abstammen, können uns unmöglich mit der Theilnehmung erfüllen, die uns neuere Begebenheiten einflößen, wo unsre Nation eine große Rolle spielte. Die griechischen Tragiker und Artisten wählten ihre Heroen nicht aus den Zeiten der Pelasger; und doch waren diese durch Sitten und einen gemeinschaftlichen Mythos mit ihren Abkömmlingen noch näher verknüpft, als es die Teutonen aus Hermanns Zeiten mit uns sind.

Abramson verfertigten Denkmünzen, und einige andere Versuche dieser Art *), machen hier nur eine kleine Ausnahme; im Ganzen herrscht Lethargie.

Indessen zeugen doch diese obgleich sparsamen Versuche von dem Gefühle jenes Mangels einer Nationalkunstliebe, und von der Begierde, ihm abzuhelfen. Nur wäre zu wünschen, daß man sich dabey mehr an die griechische Simplizität hielt, und das Ueberladene vermied. Die meisten der in neuern Zeiten dem Verdienste gewidmeten Denkmahle zerstreuen durch die Menge ihrer Anspielungen und Attribute die Aufmerksamkeit. Dieß schwächt den Eindruck, und verwischt das Bild, welches in der Seele des Betrachters entstehen sollte. Ein noch größerer Fehler, den die Künstler dabey begehen, liegt in der Art der Darstellung selbst. Sie geben uns kalte Geschichte oder Allegorie, statt mit voller Empfindung aus dem Herzen in Herzen zu

*) Das dem unsterblichen Leibniz in Hannover errichtete Denkmahl war zur Zeit, als dieser Aufsatz sein Daseyn erhielt, noch nicht vorhanden; und ein neueres unserm Lessing geweihtes ist erst kürzlich (1796.) in Wolfenbüttel errichtet worden.

ſprechen; ſie beſchäftigen durch ihre Werke das Gedächtniß und die Einbildungskraft, aber ſie geben der Seele keinen deutlichen, beſtimmten Gedanken, der ſie erweitern und anfeuern könnte.

Die Einwendungen, welche man gewöhnlich gegen meine Forderung macht, ſind mir nicht unbekannt; und wenn ich einige derſelben hier berühre, ſo geſchieht's bloß, um ihre Schwäche zu zeigen.

Die griechiſche Kunſt, heißt es erſtlich, durch ein ganz ſinnliches Götterſyſtem gehoben, hatte den Vortheil einer äußerſt ſimplen Allegorie — oder vielmehr, was wir bey ihr für Allegorie halten, war jedermann verſtändliche Volksreligion. Aber unſre Religionsbegriffe, unſre Sitten, und der Geiſt des Jahrhunderts verbannen dieß mächtige Hülfsmittel, oder ſchwächen wenigſtens ſeine Wirkung. Der neuere Künſtler muß ganze Geſchichten mahlen, wo der Grieche mit einem einzigen Zuge ſeiner Götterlehre auslangte.

Politiſche Verhältniſſe, ſpricht man zum andern, machen jene erhabene Einfalt, die wir mit Recht an den Antiken bewundern, in der Vorſtellung neuerer Begebenheiten meiſt unthunlich, und nicht ſelten gefährlich.

Diese zwey allerdings scheinbaren Einwendungen haben nur den kleinen Fehler, daß man hier abermahls das Wesentliche von dem Zufälligen nicht gehörig unterscheidet.

Wenn ich den ersten Einwurf auch in seiner ganzen Stärke zugebe — welches sehr viel ist — so folgt doch wieder nicht mehr und nicht weniger daraus, als daß die Künste bey uns nicht gerade so wirken können, wie sie bey den Griechen thaten. Dieß hab' ich oben selbst zugegeben, und so viel ich weiß, hat es kein heller Kopf jemahls geläugnet. Was aber für unser Zeitalter Nachtheiliges daraus folge, seh' ich noch nicht ein; vielmehr glaub' ich, auf die Erfahrung gestützt, ohne weitern Beweis annehmen zu können: daß die Geschichte jedes Zeitalters einer verschönernden Darstellung der Kunst fähig sey, welche nur vom Genie des Künstlers abhängt *).

Eben dieß muß ich in Ansehung des zweyten Einwurfs sagen; Er findet nicht in allen Fällen Statt, und einzelne Beyspiele beweisen, daß die

*) Ein sprechender Beweis, was die Kunst, unabhängig von Zeit und Umständen, leisten könne, ist das bekannte Grabmahl der Madame Langhans, zu Hindelbank im Kanton Bern, vom verstorbenen Rath Nahl.

Klugheit des Künstlers dem besorglichen Anstoß ausweichen könne.

Also dürfen wir nur die Keime des Enthusiasmus für das Große und Schöne wecken — das Genie der Künstler ermuntern, um der Tugend unsers Volks, indem wir derselben einen Tempel errichten, neuen Schwung zu geben. Großer Gedanke, wenn er der Kunst nicht unbemerkt bleibt! —

Die Veredlung der menschlichen Natur ist der zweyte große Endzweck der bildenden Künste. Ich könnte sie den ersten nennen; denn was ist dem Menschen wichtiger, als was ihn der unmittelbaren oder mittelbaren Absicht aller seiner Bestrebungen nähert? Aber da die Künste nur in einem sehr merklichen Grade von Vollkommenheit diese Wirkung äußern; da dieselbe still und geistig ist, und nicht selten auch dem scharfsinnigsten Beobachter entgeht: so hab' ich das, was die Künste hierin leisten können, lieber ihren zweyten Endzweck nennen wollen.

Veredlung der menschlichen Natur, und diese durch die Kunst — nicht etwa auf der Leinwand, oder am Marmor, sondern am Menschen selbst — erreichbar? Nicht anders!

Die Kunst, indem sie unsern Geschmack bildet, gewöhnt unser Auge und unsre Empfindungen an das Schöne. Gut! wird man sagen; aber was folgt denn daraus? — daß sich Auge und Empfindungen allmählich so sehr an das Schöne gewöhnen, daß es endlich nicht mehr Eindruck auf uns macht, als das Gemeine, und selbst das Ungestalte!

Ich läugne nicht, daß dieser letztere Fall mit gewissen Einschränkungen möglich sey. Jeder sinnliche Eindruck, zu oft und ohne Intervalle wiederhohlt, verliert an Stärke und Lebhaftigkeit. Dessen ungeachtet aber würde man sehr übereilt daraus schließen, daß unser Gefühl für das Schöne dadurch nach und nach abgestumpft würde, und endlich alle Empfänglichkeit verliere. Zwischen Empfinden, und Empfinden ist ein Unterschied. Fragt den ungebildeten Landmann, dessen Leben Vegetation ist, und dessen Ideen auf das Land, das er pflügt, eingeengt sind, was er beym hundert Mahl gesehenen Aufgange der Sonne empfindet? Fragt den gefühlvollen Dichter! —

In der That ist jener Satz: daß das Schöne, zu oft empfunden, endlich nicht mehr Eindruck auf uns mache, als das Gemeine und Häßliche,

einem Sittenſpruch ähnlicher, als einer pſycho logiſchen Erfahrung. Man ſondert jene wohlthätige Empfindung nicht gehörig von der Sinnwirkung zufälliger Nebenumſtände ab, daher entſtehen falſche Reſultate. Sollte ſich das Gefühl des Schönen nicht auf Grundſätze zurückführen laſſen, die jenem Ausſpruche wenigſtens viel von ſeiner Allgemeinheit nehmen?

Die ewige Urſchönheit, welche zunächſt an Gott gränzt, kann von dem Menſchen nur durch Hülfe der Sinne, alſo nicht in ihrer urſprünglichen Lauterkeit, empfunden werden; ſonſt würde ſie auch bey einem ununterbrochenen Genuſſe nicht ermüden, und ſich immer ſelbſt ähnlich ſeyn. Die Vorſehung, welche dem ſinnlichen Menſchen ihren Genuß nie ganz entziehen wollte, gab ihr daher jene wohlthätige Einrichtung, nach welcher ſie durch die ganze Natur verbreitet immer in einem neuen Licht erſcheint, und durch unzählige Abſtufungen das Einförmige und Ermüdende für jedes Auge, das ſie zu finden weiß, verliert.

Die aufgehende Sonne — um bey dem vorigen Gleichniſſe zu bleiben — behält immer ihren eigenthümlichen Glanz, und uns kann einfacher ſeyn, als ſie? Aber bey dem vollen Zauber, der

mit sie die sichtbaren Gegenstände der Natur belebt, ist sie, nach allen Umständen betrachtet für und niemahls dieselbe. So auch die Schönheit! Ihre Eindrücke mögen so oft wiederhohlt werden, als sie wollen, ihre Wiederkehr wird allemahl mit gewissen Modificationen begleitet seyn, die ihr den Reiz der Neuheit geben; und ihre Eindrücke werden nicht aufhören wohlthätig zu seyn, so lange unser Nervensystem nicht durch widrige Zufälle zerrüttet ist.

Man ziehe hieraus die Schlußfolge auf jedes einzelne schöne Produkt! Das wahre Schöne kann nie unangenehm werden, so wie ein häßlicher Gegenstand zwar das Widerliche seines ersten Eindrucks zum Theil verlieren, aber nie angenehme Empfindungen erregen kann.

Nun aber ist es einer von den Grundtrieben unserer Natur, in ruhigern Momenten nur das Angenehme zu verfolgen, und dem Unangenehmen soviel möglich auszuweichen. Es ist also falsch, daß das Schöne, wenn sich unsre Empfindungen daran gewöhnen, endlich nicht mehr Eindruck mache, als das Gemeine und Häßliche. Bey wohl organisirten Menschen von lebhaftem Geiste ist jede Wiederkehr einer schönen Empfindung mit neuen Reizen verknüpft. Leichtsinn,

üble Beyspiele, und vernachläſſigte Misbildung jenes Grundtriebs — hauptſächlich aber der Einfluß widriger Nebenideen auf unſer Gefühl — können hier eine Ausnahme machen. Aber in dieſem Fall entdecken wir entweder wirklich Mängel an dem Gegenſtand unſers Wohlgefallens, oder wir wähnen ſie zu entdecken: und wer ſieht nicht, daß es alsdann nicht die Schönheit, ſondern der Mangel derſelben iſt, was uns gegen ſie gleichgültig macht.

Ein Geiſt, der jede ſeiner Vorſtellungen veredelt, und, wo er frey wirken kann, ſich ſelbſt ein Elyſium erſchafft, wird auch gewiß bey der ganz analogen Einrichtung ſeines Körpers auf dieſen ſelbſt, und durch denſelben auf die Gegenſtände um ſich her wirken. Die Seele, durch ſchöne Bilder genährt, und mit dem Kreislaufe des Bluts, ſo wie mit allen Fibern und Muskeln des Körpers, in Einklang geſetzt, theilt ſich jeder produzirenden Kraft mit, und modifizirt folglich das Produkt derſelben. In dieſem auch dem bloßen Menſchenverſtande klaren Satze liegt eine Kette von Folgerungen für jeden hellen Kopf, der ſie zu entwickeln weiß. Nur ein einziges Beyſpiel, um das Geſagte deutlicher zu machen!

Der Ritter Mengs *), wo er von der menschlichen Bildung redet, fährt nach einigen Betrachtungen über den Einfluß der Leidenschaften fort: "Also ist es auch mit den Weibern; sind sie noch mit den Kindern schwanger, so drucken und stören ihre Leidenschaften ihre Gesundheit, und diese das Erzeugte, so daß die Seele des Kindes nicht alle Zeit mit Freyheit den Bau des Körpers verfertigen kann. Könnte aber die Seele des Menschen in seinen Gestalten frey wirken, so würde es vollkommen schön seyn."

Vielen ist diese Stelle paradox und unverständlich gewesen; wie kann, sagen sie, die Seele des Kindes, ehe sie noch handelt, und sich ihres Zustandes bewußt ist, auf die Bildung des Körpers wirken? Es ist aber, wie mich dünkt, klar genug, daß der Ritter hier unter Seele nichts anders verstanden hat, als den Bildungstrieb (*Nisus formativus*); und alsdann kann nichts wahrer seyn, als dieser Ausspruch.

Nicht bloß die Leidenschaften, sondern alle Geisteskräfte, und ihre größere oder mindere Thätigkeit überhaupt, haben auf diesen Bil-

*) Gedanken über die Schönheit, und über den Geschmack in der Mahlerey. Zürich. 1762. S. 31.

dungstrieb einen ungezweifelten Einfluß. Ist also der Schluß von produzirender Kraft auf Produktion richtig: so sieht ich daraus die richtige Folgerung vom Einflusse der Kunst, in so fern sie die Gedanken und Empfindungen veredelt, auf die Bildung schöner Menschen. Zu wie weit die Kunst noch ferner zur Veredlung der Natur und des gesellschaftlichen Lebens wirken könne, läßt sich theils hier nicht bestimmt auseinander setzen, da der Wirkungskreis zu groß ist, und ihr Einfluß zu sehr von Zeit und Umständen abhangt; theils ist dieser Einfluß — wenigstens in seinen Hauptästen — anerkannt, und ist es also unnöthig, viele Worte davon zu machen. Achtung für das Schöne — die erhabene Folge der Kunst — flößt uns Liebe zu Allem ein, was Schönheit erzeugt und befördert. Jedermann weiß, wie herrschend diese Achtung bey der griechischen Nation in ihrer Blüthe war; und unstreitig hat sie eben so viel für Bildung schöner, oder doch wohl organisirter Menschen und glücklicher Genie's beygetragen

Lange vor mir hat Lessing, einen ähnlichen Gedanken gehabt, Laokoon. S. 24. 25. Schade, daß der große Mann die gefundene Spur nicht weiter verfolgt!

als das heitere und gemäßigte Klima dieses berühmten Volks.

Der dritte noch viel zu wenig anerkannte Nutze der bildenden Künste ist: daß sie dazu beytragen, unter einem Volk Einförmigkeit der Sitten und der Denkungsart zu bewirken, und folglich den Nationalcharakter zu befestigen.

Man hat den Künstlern angerathen, bey Ausstaffirung ihrer Landschaften und anderer Vorstellungen, in den Figuren und deren Bekleidung allemahl das Uebliche ihres Landes oder ihrer Provinz beyzubehalten. Dieser Vorschlag, mit Einsicht befolgt, würde bey zunehmender Kunstliebe ein Mittel seyn, den Nationalgeschmack in diesem Stücke mehr zu befestigen. Die Kunst würde alsdann ihre Formen unmittelbar von der Volkssitte nehmen: aber sie würde sie nach und nach veredeln, und bald würde die Volkssitte sich wieder nach der schönen Freundinn der Natur bilden — nur das Bequeme und Anständige schätzen, und manches lächerliche Vorurtheil ablegen.

Und hier kann ich mich nicht enthalten, die Griechen wieder als Muster anzuführen. Es ist in der That auffallend, daß unter einem in mehr

rere Freystaaten und kleine Königreiche zerstückten Volk im Ganzen so viel Einförmigkeit herrschte, welche Partengeist und einseitiger Geschmack niemahls so sehr verstimmen konnten, als bey den neueren Nationen. Der Zufall, die noch nicht ganz entrückte Einfalt des ersten Menschenalters, die Sprache, und die Verbindung zu einem gemeinschaftlichen Interesse gegen Auswärtige haben unstreitig viel zu dieser Erscheinung beygetragen: aber sollte nicht auch in der fast allgemeinen Liebe für die Kunst, und in der Menge vorhandener Kunstwerke eine mitwirkende Ursache liegen?

Nach dem Zeugnisse des Herodot*) hatten die ältesten Griechen fast durchgängig einerley Tracht, die zwar bey zunehmender Kultur in einem und dem andern Stücke nuanzirt wurde, aber an Kunstwerken, welche Götter oder Heroen vorstellen, fast immer in ihrer ersten Einfalt erscheint. Diese Kunstwerke waren durch ganz Griechenland zerstreut, und es war sehr natürlich, daß der Geschmack sich nach ihnen bildete.

*) Man sehe z. B. das erste Buch seiner Geschichte, wo Verschiedenes über die Kleidung der Alten vorkommt.

Es bildet sich bey uns auf eine fast ähnliche Art — nur daß seine Modelle keine griechischen Kunstwerke, sondern Ungeheuer der Ueppigkeit eines reichen Volks sind. Dieser Umstand öffnet dem denkenden Künstler ein geräumtes Feld zu Betrachtungen, die es ihm recht anschaulich machen werden, was die Kunst leistet, und was sie leisten könnte. In der That ist es schwer zu glauben, daß der unte Geschmack aus unsern Gränzen sogar verbannt sey, daß ein erhabenes und mit Würde ausgeführtes Kunstwerk unter günstigen Umständen nicht eben so viel Einfluß haben sollte, als die Puppe einer Pariser Putzmacherinn.

Ich sehe das mitleidige Lächeln, womit die Mode auf einen Gedanken, wie dieser, herab sehen wird. Allein worüber lächelt die Mode nicht? Lächelt sie doch sogar über sich selbst, wenn der Rausch vorüber ist! Richtiger Geschmack der Künstler, und wahre Kunstliebe der Nation beyde durch Patriotismus gehoben, würden hinreichend seyn, auch dem Aeußerlichen im gesellschaftlichen Leben eine Wendung zu geben, die endlich ein Mahl den Charakter befestigen, und uns das Eigenthümliche wiedergeben könnte, dessen wir bedürfen.

Der glückliche Zeitpunkt, wo dieses nicht bloß fromme Wünsche seyn werden, kann und wird erscheinen. Es fragt sich nur, ob in der Kürze? Dieß wird theils vom Zusammenflusse günstiger Umstände, theils von den vereinten Bemühungen, und dem zur edelsten Bestimmung der Kunst hinaufgeläuterten Geschmack unsrer Künstler abhangen. Chodowiecki hat die Bahn gebrochen; er ist es, der aus der echten Quelle schöpfte, und uns mit philosophischem Geiste deutsche Natur lieferte. Eben darum machen seine Vorstellungen mehr Eindruck, als viele auf Hexe noch so prächtige Werke. Aber so sehr ich auch das unerreichbare Talent dieses Mannes die lebende Natur in allen ihren Krümmungen darzustellen, verehre, so kann ich doch nicht vergessen, daß ich von dem Künstler, der auf den Geschmack seiner Nation und dessen Ausbildung wirken will, noch etwas mehr verlangen würde. Der Gegenstand der Kunst ist Schönheit, ihr Endzweck veredelndes Vergnügen. Karikatur und treue Kopien der fehlerhaften Natur, gewähren freylich unter gewissen Umständen auch Vergnügen: aber dieses Vergnügen ist menschenfeindlich, und nicht geeignet, auf den Geist der Nation wohlthätig zu wirken. Wir gehen muthiger zum

Ziele, wenn wir auf gebahntem Wege in reitzender Nähe die Göttinn der Schönheit auf ihrem Thron erblicken, als wenn wir, um dahin zu gelangen, uns durch Klippen und Dornhecken winden; und alle zehn Schritte einem neuen Ungeheuer ausweichen müssen.

Wenn übrigens hohe und mannigfaltige Bedeutung das Charakteristische der deutschen Kunst ist, wie man nach den bisherigen Beobachtungen gar wohl annehmen kann: so wird es dem nachdenkenden Künstler nicht schwer fallen, den Punkt fest zu halten, auf den er sein Augenmerk richten muß. Durch das Anschauen schöner Formen wird seine gereinigte Einbildungskraft noch schönere Ideale schaffen lernen, und diese Ideale werden hinwieder auf die ihn umgebende Natur, und auf den Geschmack im gesellschaftlichen Leben wirken. So wenig der Mensch seine lebhaftern Empfindungen bey sich verschlossen halten kann, so geneigt ist er, sie von den sichtbaren Zeichen derselben wieder anzunehmen. Gleichartige Wesen ziehen einander an; ihre Wirkung ist Reproduktion ihrer selbst. —

Die zeichnenden Künste insbesondere — und ich halte dieß für die vierte ihrer vorzüglichern Wirkungen — gewöhnen das Auge, sich von nahen

und seinen Gegenständen in der Natur eine weit richtigere Vorstellung zu machen, als es ohne die Kenntniß ihrer Grundsätze möglich ist. In dieser Rücksicht war's vermuthlich, daß schon Vitruv *) von dem Architekten Kenntniß der Mahlerey verlangte.

Das Auge des Kunstkenners, und das Auge des Unwissenden sehen freylich den Gegenstand auf gleiche Art, und mit einerley Strahlenbrechung: allein die Ideen, welche beyde dadurch von der Sache bekommen, sind himmelweit verschieden. Der erstere, dem die Gesetze der Entfernung, das ist der geometrischen sowohl als der Luftperspektive, bekannt sind, wird von dem Schein auf das Wesen abstrahiren, und sich im Verstand eine Vorstellung von der wahren Beschaffenheit der Gegenstände machen; indessen der andere ein lackirtes Bildchen, und

*) *Graphidos scientiam.* soll nach ihm der Baumeister haben, *quo facilius exemplaribus pictis, quam velit, operis speciem deformare valeat. De Architect. L. I. c. 1.* Auf bloße Bauriße können diese Worte schwerlich gezogen werden, da aus Vergleichung anderer Stellen sich ergibt, daß der Verfasser unter *Graphis* Mahlerey verstehe.

ein, ich weiß nicht was siehet. Wie wichtig eine solche Kunstfertigkeit in verschiedenen Auftritten des Lebens, für Feldherren, Ingenieurs, bey Reisen, Schiffahrten u. s. w. sey, ist wohl nicht nöthig erst zu beweisen. —

Es würde leicht seyn, den angeknüpften Faden zu verfolgen, und mehrere nicht minder wichtige Fälle aufzuzählen, wo der Einfluß der bildenden Künste sich merklich äußert: allein sie bieten sich dem Forscher von selbst an, und lassen sich alle, so wie die bereits angegebenen, auf den einfachen großen Grundsatz der bildenden Künste: Erweiterung und Veredelung der Ideenwelt, die den innern Sinn zu neuen Genüssen schärft, zurückführen. In den hier hingestreuten Betrachtungen hab' ich blos in einigen Fällen zeigen wollen, wie die bildenden Künste auf Geist und Sitten der Nation, und folglich auf alle darunter begriffenen Zweige der Kultur, wirken können, und gewiß wirken werden, so bald Vaterlandsliebe und das Gefühl eigener Würde unsre Künstler beseelen. Auf die Geweihten der Kunst also war meine Absicht hauptsächlich gerichtet: möchte sie doch einen oder den andern von ihnen zum Nachdenken bewegen!

Ich wiederhohl es noch einmahl: Wenn der Künſtler, von Genie und einem durch unabläſſiges Studiren gebildeten Geſchmack geleitet, mit aller Wärme des lebhaftern Gefühls die zerſtreuten Schönheiten der Natur aufſucht, ordnet, und ſo zuſammenſetzt, wie die Natur ſelbſt gethan haben würde, wenn ſie bloß etwas Schönes hätte hervorbringen wollen: ſo werden ſeine Formen hinwieder auf den Anſchauer wirken, ſeine Empfindungen veredeln, und ihm eine Neigung zum Schönen und Anſtändigen einflößen, die ſich unvermerkt weiter erſtreckt, und ſelbſt ſeinen Handlungen Umriß und Kolorit gibt.

Die Kunſt iſt es, welche den Sinn für natürliche und ſittliche Schönheiten ſchärft, und dadurch eine neue Quelle veredelter Lebensgenüſſe öffnet. Reizende Natur mit Ordnung und Regelmäßigkeit, Pracht mit Einfalt, Wahl und Neuheit in den Verzierungen, Geiſt im Entwurf, Stärke und überlegte Kühnheit in der Ausführung — alles Eigenſchaften eines vollkommenen Kunſtwerks, aber von ſo allgemeinem Umfang, und ſelbſt einer dem Geiſt und Klima eines jeden Volks ſo angemeſſenen Modulation

fähig, daß kaum ein Gegenstand im gemeinen Leben seyn wird, auf den sie sich nicht mehr oder minder anwenden lassen. Die Kunst, welche ihr Licht von der himmlischen Schönheit empfängt, bringt auch ihr hinwieder die Natur und die Menschheit näher.

# VIII.

## Doktor Faust und Ottmair.

### Eine Novelle aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Im letzten Viertheile des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Nürnberg ein Mann mit Nahmen Simon Ottmair. Dieser Mann verband mit einer heftigen Neugierde, die er für Vaterlandsliebe hielt, einen entschiedenen Hang zum Sonderbaren und Außerordentlichen. Der reine Natursinn für das Wahre und Gute — sonst ein Grundzug des deutschen Charakters — verschmolz bey ihm in einer mehr als warmen Theilnahme an den Schicksalen seiner Nation, und ging alsdann nicht selten zum Abentheuerlichen über. Er war seinem Gewerbe nach ein Goldschmid, und gehörte zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt. Da er kinderlos war, und ihn keine häuslichen Sorgen drückten, so sah er sich im Stande, seiner Lieblingsneigung nicht leicht eine der Befriedigungen zu versagen, die für eine gespannte Einbildungskraft so viele Reize haben.

Der menſchliche Geiſt, durch Schmachten und Sehnen empor gehoben, hat nicht ſelten auf entfernte Zeiten und Oerter gewirkt; oder vielmehr der Zuſammenfluß mitwirkender Urſachen hat in der Folge realiſirt, was die Begeiſterung im lieblichen Gewebe ihrer Bilder voraus ſah. Vielleicht hat es wenig große Auftritte in der Welt gegeben, welche nicht lange vor ihrer Erſcheinung dunkel geahndet, und durch die verſchiedenen Aeußerungen der Dichtungskraft geoffenbart worden wären. In dieſer Bemerkung fließt Alles zuſammen, was an den Orakeln und Vorherverkündigungen Wahres ſeyn mag; den Nimbus der Göttlichkeit gab ihnen meiſt die vergrößernde Volksſage, der Hang zum Wunderbaren, und die Leichtgläubigkeit der Nachkommen.

Ob die folgende Erzählung zu dieſer Art von Erſcheinungen gehöre, oder worin ſonſt ihr Wunderbares beſtehe, bleibt für jetzt unentſchieden. Die Chronikenſchreiber, wenn ſie die Wahrheit derſelben darthun ſollten, würden nicht mehr verlegen ſeyn, als bey manchen Wundergeſchichten, die man ihnen auf Treu und Glauben nacherzählt hat.

Simon Ottmair war keiner der glücklich organisirten Menschen, in deren Vorstellungen Klarheit und Lebhaftigkeit einander begegnen; aber eine ungeduldige Neugierde ersetzte bey ihm, was seinen Ahndungen an Deutlichkeit gebrach, und um diese Neugierde zu stillen, war kein Weg so außerordentlich, den er nicht betrat.

Einem Manne dieser Sinnesart konnte der Ruf des als Geisterseher allgemein bekannten Doktor Faust's nicht lange verborgen bleiben, und nichts war seiner Freude zu vergleichen, als dieser Apollonius seines Zeitalters bald darauf nach Nürnberg kam. Er hoffte nicht nur seinen Durst, in die Geheimnisse der Zukunft zu dringen, durch Vermittelung des Nekromanten zu stillen, sondern auch selbst in seinen Künsten eingeweiht zu werden. In den Wirkungskreis eines außerordentlichen Mannes versetzt, nimmt die durch Neugierde gespannte Eigenliebe Theil an seinem Geiste; die Begriffe von Handeln, und bey einer Handlung gegenwärtig seyn, verschmelzen in ein dunkles Gefühl von unserer Wichtigkeit, und nähren den Stolz.

Doktor Faust's Ankunft war nicht so bald ruchbar geworden, als ihn Ottmair besuchte, und

sein Verlangen zu erkennen gab. Die bekannte Erfahrung, daß ähnliche Charaktere einander anziehen, erhält erst durch eine feinere Modification das Gepräge einer psychologischen Wahrheit. Aehnlichkeit wird nur durch eine Beymischung von Verschiedenheit reitzend, und dieß war der Fall bey unsern Männern. Beyder Seelen hatten einen mächtigen Hang zum Wunderbaren, und strebten also nach einem gemeinschaftlichen Ziele, allein sie trennten sich wieder auf dem Wege dieses Ziel zu verfolgen. Ottmair bezog alle äußerlichen Eindrücke und die dadurch erzeugten Ideen auf sich selbst; seine Empfindungen gingen aus dem feurigen Reichthum seiner Phantasie hervor, und verschmolzen in der Behaglichkeit an einem selbstgeschaffenen Ideale. Faust hingegen, ob er gleich nicht minder lebhaft empfand, hatte in Allem das Wirken auf Andre zur Absicht. Seinen Zeitgenossen — vielleicht auch der Nachwelt — keinen Zweifel übrig zu lassen, daß er ein wahrer Magus sey, dahin zweckten alle seine Gedanken und Handlungen. Die Geheimnisse, die er besaß, erleichterten ihm die Erreichung dieser Absicht sehr, und selbst der Geist des Jahrhunderts begünstigte seine Unternehmungen.

Es war also nicht zu verwundern, daß zwey Charaktere, deren jeder in dem andern ein Bedürfniß zu befriedigen hatte, bey der ersten Bekanntschaft in einander flossen. Faust wurde bald inne, daß er seinen Mann gefunden habe, und nahm in der Stille Maßregeln, seinen Ruhm zu befestigen, indem er zugleich das Publikum in der hohen Idee von seiner Gewalt über die Geister bestärkte. Ottmair aber glaubte schon am Ziel aller seiner Wünsche zu seyn; er trug sein Anliegen mit einer Umständlichkeit vor, die sattsam zu erkennen gab, daß er Alles von den Künsten des Gehers erwarte.

"Ihr verlangt viel von mir, mein Freund," sprach endlich der Doktor mit einer sehr geheimnißvollen Miene; "denn nur die Geister der ersten Ordnung vermögen in das Dunkel der Zukunft einzudringen, und über diese hat die Magie keine Gewalt, es sey denn in höchst seltenen Fällen. Aber mein Herz will euch wohl, und so groß die Gefahr ist, der ich mich durch Aufrufung eines olympischen Fürsten aussetzen werde, so ist doch eure Wißbegierde zu rühmlich, als daß ich sie nicht befriedigen sollte. Zwey Tage Vorbereitung sind zu diesem wichtigen Geschäfte nöthig; nach Verlauf derselben seyd euch einer

meiner Dienstbaren den Ort bezeichnen, wo ich euch zur Mitternachtstunde erwarte. Bis dahin lebt wohl!"

Mit diesen Worten zog Faust seinen magischen Ring vom Finger, und drückte ihn Ottmair'n auf den Mund. Beyde schieden, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit einem herzlichen Händedruck von einander.

Schwerlich hatte Ottmair in vierzig Jahren seines Lebenslaufs zwey Tage gezählt, die ihm so lang, und doch so zurückschreckend schienen, als diejenigen, nach deren Verlauf er mit den Geheimnissen des berühmtesten Geisterſehers seiner Zeit vertraut werden sollte. Endlich erschien der lang erwartete Zeitpunkt.

## Erste Nacht.

Es war dunkler, als gewöhnlich. Todesstille brütete bereits auf der Stadt, nur der ächzende Laut schnell aufgeregter Winde unterbrach das Schweigen einer grauenvollen Finsterniß. Alles dieß, wirkte mit vereinter Macht auf die Seele des bänglich harrenden Ottmairs. Kurz waren die Zwischenräume, welche seine gespannte Erwartung der wachsenden Furcht gönnte. Er ging

unruhig im Zimmer auf und ab; jeder Laut, jeder Lichtschein erschreckte ihn.

Es schlug zwölfe. Plötzlich flog die Thür seines Zimmers auf, eine weiße Gestalt mit vergoldeter Maske vor dem Angesichte trat herein. Ihr unhörbarer Tritt und eine schwefelblau brennende Fackel gaben sogleich den unter dem Nahmen Mephistopheles bekannten Bothen des Geisterseyers zu erkennen. Ottmair zitterte am ganzen Leibe, faßte aber doch seine Kräfte zusammen, und folgte, nachdem er einen Mantel umgeworfen hatte, dem Winke seines Führers.

Durch mancherley Krümmungen und Schlupfwege gelangten sie zur Wohnung des Thaumaturgen. Ein kalter Schauder befiel unsern Mann aufs neue, als er in das Zimmer trat, und die Anstalten zur Geisterbeschwörung erblickte.

Ein hohes geräumiges Gemach war durch eine Lampe, die an einer silbernen Kette herabhing, schwach erleuchtet. Unmittelbar unter derselben stand ein runder schwarz bedeckter Tisch, auf dem eine Himmelskugel, ein Buch und ein weißes Stäbchen zu sehen waren.

Faust empfing seinen Gast mit einem freundlichen Lächeln, gebeth ihm aber durch Winke ein pythagorisches Schweigen. Er nahte sich dem

Tische, und schlug das Buch auf, welches aus rothen Blättern mit schwarzen Charakteren bestand. Nachdem er das weiße Stäbchen auf mehrere derselben gelegt hatte, ging er hinter einen gelben seidenen Vorhang, der das Innere eines Alkovens zu verbergen schien, und eine Art von Tabernakel vorstellte. Bald darauf wurde die bisherige Stille durch ein gelindes Rauschen unterbrochen, das dem Säuseln des Windes in dürrem Laube glich.

Der Geisterseher trat wieder hervor; und augenblicklich wurde das ganze Gemach durch einen Schein erhellet, der sich dem Vorhang gegenüber an der Wand in Form einer sehr großen Lichtscheibe abbildete. Der Glanz war heiter, ohne blendend zu seyn; es schien, als ob man in einen großen vom anbrechenden Tag erhellten Spiegel sähe. Bald aber sammelten sich auf der reinen Fläche dieser Lichtscheibe eine Menge Wolken, die sich endlich in einen Blitz öffneten. Ein wohlgebauter Mann von ungewöhnlicher Größe, in eine schwarzbraune Thierhaut gehüllt, und mit einer Keule bewaffnet, trat aus dem Dunkel hervor. Sein Schritt war fest, der Blick feurig, und drohend, sein ganzes Ansehen schrecklich.

Eine geraume Zeit ſtaunte Ottmair den furchtbaren Koloß an, als er mit Verwunderung bemerkte, wie der Halbwilde ſich allmählich zum wohlgerüſteten Ritter umwandelte. Die Geſichtszüge wurden menſchlicher, die Thierhaut glättete ſich zum ſchimmernden Panzer, die Keule ſchoß zur Pike empor, das ſtraubige Haar blieb als ein wehender Federbuſch auf dem Helme hangen.

Die lebhafteſte Einbildungskraft kann, wie Ottmair ſich nachher oft gegen ſeine Freunde äußerte, nichts erſinnen, das dem ſchrecklichen und doch männlich ſchönen Anſtande dieſes Ritters gleich käme. Er ſah ſcharf und mit unverwandtem Blick nach der einen noch halb bewölkten Seite des Lichtkreiſes, aus welcher von Zeit zu Zeit ein ungeheurer Adler wüthend auf ihn zuſchoß, deſſen Anfälle er mit Schild und Lanze abwehrte. Die Kräfte des Ritters ſchienen im Kampfe zu wachſen, Stärke und zunehmende Gewandtheit gaben ihm ein entſchiedenes Uebergewicht. Der Adler verſchwand endlich: aber ſein Bild ſchwebte mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Helme des Ritters.

Zu gleicher Zeit trat eine weibliche Geſtalt hervor, und reichte dem Ritter friedlich die Hand. Sie war in ein langes weißes Gewand

gehüllet, auf dem der Gürtel mit einem vom Hals herabfließenden Bandstreif ein schwarzes Kreuz bildete. Dicht an den Ritter gedrängt, umfing sie ihn mit den Armen der Liebe: aber ihr Blick war gebiethender Stolz, und indem sie mit einer Hand dem Ritter einen Kelch darbot, suchte sie mit der andern ihm das Schwert zu entwinden. Fast wär es ihr geglückt, als die Szene sich plötzlich änderte.

Eine andere weibliche Figur, deren majestätischen und doch freyrichtigen Gliederbau ein leichtes Purpurkleid umwallte, schien auf einer lichten Wolke herab zu gleiten. Ihr Blick war Feuer, und zog, indem er zugleich Ehrfurcht einflößte, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Hochgefühl und Eifer für Menschenglück sprach aus allen ihren Mienen. Ein stilles von ihr ausgehendes Licht vertheilte die Wolken ringsumher. Freundlich both sie erst der erwähnten Gestalt im weißem Kleide, und dann dem Ritter die Hand; beyde schienen sich in ihrem Lichte zu verklären. Die gebietherische Despotenmiene der Dame ward allmählich zu wohlthätigem Ernst herab gemildert; der Ritter aber stand wieder in seiner furchtbaren Größe da, sein rollendes Auge verrieth Bewußtseyn und innere Stärke.

Ottmair erwartete neue glänzende Auftritte, als die weißgekleidete Dame plötzlich nach dem Diadem ihrer neuen Freundinn griff. Ein trüber Dunst, der sich allmählich verdickte, füllte den Lichtkreis, die Gestalten wurden verdunkelt, so daß sie zuletzt kaum noch sichtbar waren. Statt ihrer erschien eine Furie, und schwang die rothglühende Fackel. Bisweilen zertheilte sich der Nebel ein wenig, die Göttinn im Purpurgewande schien alsdann der Unholdinn die Fackel entwinden zu wollen; allein die Dame mit dem schwarzen Kreuze stellte sich ihr drohend entgegen, und wiederhohlte Schwertschläge des Ritters auf die Fackel gaben der Flamme immer neue Stärke.

Während dieses Kampfs erschienen seitwärts mehrere Schreckbilder in vorübergleitenden Gestalten — bald todtenbleiche Schatten, bald Larven, welche schnell die verborgenen Dolche zuckten, bald wahre Harpyen. Der Anblick war so grausend, daß Ottmair mehr als einmahl die Augen wegwenden mußte.

Endlich verlosch die Fackel der Furie, durch verdoppelte Schwingungen in sich selbst verzehrt, und unfähig weiter zu brennen. Die Erscheinungen sämmtlich verschwanden; nur die Dame

im Purpurkleide blieb stehen, und schien mit stillem Bewußtseyn sich ihres Siegs zu freuen.

Jetzt krähte der Hahn. Das Knistern ließ sich von neuen hören, und mit einem Mahle war der Lichtkreis hinweg.

Ottmair trocknete sich den Schweiß vom Angesichte, als Faust zu ihm trat, und ihm freundlich die Hand reichte. "Mein Freund," sprach er, "ist euch das, was ihr jetzt gesehen habt, verständlich?" Ottmair, noch unfähig ein Wort hervor zu bringen, bejahte die Frage bloß durch Zeichen. "Nun wohlan denn," fuhr der Geisterseher fort, "ihr habt nicht nur den Ursprung und die Hauptepochen der Geschichte eures Volks gesehen, sondern auch die nahe bevorstehende Katastrophe, wo es nach einer schrecklichen Zerklüftung sich in sich selbst formen, und seiner künftigen Größe entgegen reifen wird. Aber noch hat es manchen schweren Kampf zu bestehen. Was mir von der Zukunft zu enthüllen erlaubt ist, soll euch in einer zweyten und dritten Erscheinung gezeigt werden. Kommt nach zwey Tagen um die Mitternachtstunde wieder; jetzt aber begebt euch zur Ruhe, und bewahrt das Siegel der Verschwiegenheit!"

Mit nahmenloser Gemüthsstimmung, die sich in ein Schweben zwischen Staunen und halbbefriedigter Erwartung verlor, ging Ottmair seines Wegs, und wurde durch den Bothen des Geisterschers nach Hause begleitet. Er warf sich auf's Ruhebett: aber schlaflos fand ihn der anbrechende Tag. Verloren in seine Geschichte, schien er von jetzt an in eine andere Welt geworfen zu seyn. Mürrisch gegen seine Hausgenossen, verschlossen gegen Jedermann — selbst gegen seine innigsten Freunde verfolgte er unaufhörlich das Lieblingsbild seiner gespannten Erwartung. Jahre schienen ihm die bestimmten zwey Tage, und doch befiel ihn ein kalter Schrecken, wenn er an die nächste Zusammenkunft mit dem Nekromanten dachte.

## Zweyte Nacht.

Nach Verlauf der bestimmten Frist wurde Ottmair, wie das vorige Mahl, gegen Mitternacht abgeholet, und in das Konklave des Geisterschers geführet. Dieser erschien in einer langen Dalmatika von violettem Seidenzeuge gekleidet, worüber er ein kurzes weißes Oberkleid trug. Ein breiter goldner Gürtel mit schwarzen Charakteren umgab seinen Leib über den Lenden;

Außer der Himmelskugel und dem Buche erblickte man auf dem Tisch einen stählernen Spiegel, der mit einem Flor bedeckt war. Ein vom Fußgestelle des Spiegels ausgehender Arm trug eine kleine goldne Lampe, die aber nicht brannte. Alles war feyerlich und darauf angelegt, die Erwartung aufs höchste zu spannen.

Unaufhörlich mit den Zubereitungen zur bevorstehenden Erscheinung beschäftigt, schien Faust den Ankömmling nicht zu bemerken; kaum daß ein Blick seitwärts auf ihn fiel. Er legte das weiße Stäbchen auf verschiedene Charaktere des Buchs, und ging abwechselnd hinter den Vorhang. Ottmair sah indessen starr nach der Wand, und erwartete mit jedem Augenblick die Erscheinung des Lichtkreises: aber sie erfolgte nicht.

Der Geisterseher, als er zum dritten Mahl aus dem Tabernakel heraus kam, verrieth Unruhe und Furcht in den Mienen. Er nahm den Flor vom Spiegel hinweg, und berührte darauf mit dem weißen Stäbchen den Docht der Lampe, die Augenblicklich sehr lebhaft zu brennen begann. Faust sah in den Spiegel: das Knistern in der Luft ließ sich hören, und ward immer stärker.

Ottmair, der mit banger Erwartung seinen Lichtkreis suchte, bemerkte statt dessen an der

Wand einen senkrechten feurigen Strahl, der so plötzlich erschien, daß man nicht sagen konnte, ob er von oben oder von unten käme. Das Licht ward breiter, und die getrennten Wandtheile wurden, wie es schien, nach beyden Seiten auseinander geschoben. Alles, was Erstaunen erregen kann, sammelte sich in diesem weitoffnen Raume.

Das Auge ruhte auf einer unabsehbaren Landschaft, die ein stiller, aber noch etwas trüber Himmel deckte. Eine wohlthätige Dämmerung verkündigte den anbrechenden Tag. Auf dem Vorgrunde rauchten die Ruinen eines verödeten Schlosses, aus denen bald eine weibliche Gestalt langsam hervorging, und sich an das Fußgestell einer umgestürzten Säule lehnte. Ein langes Purpurkleid umfloß ihren majestätischen Gliederbau, und auf dem Haupte trug sie eine Mauerkrone. Ihr Anstand war edel, aber das Angesicht blaß, und der Blick schmachtend. Sie schien im Zustande der Genesung nach einer langen Krankheit; man konnte sie mit einer Schönheit vergleichen, deren Reitze durch eine Beymischung von Kummer und Kränklichkeit nur desto anziehender werden.

Ganz bezaubert von dieser Gestalt, bemerkte Ottmair kaum die Veränderung, die mit ihr

vorging. Allmählich heiterte und stärkte sich ihr ganzes Wesen; wiederkehrende Kraft gab ihren Gliedern mehr Spannung und Gelenkigkeit, Gesundheit röthete ihre Wangen, der Blick wurde feurig und gebiethend. Sie richtete sich endlich auf, schön und erquickend, wie die Hoffnung.

So stand sie voll inn'rer Würde, und blickte ruhig umher, als eine andre weibliche Gestalt, von einem weißgrauen Gewand umflattert, mit gezücktem Dolche wüthend auf sie zuging. Vergeblich bemühte sich die Göttinn mit der Mauerkrone, ihrer Feindinn den Dolch zu entwinden. Wiewohl die Stöße bey wiederhohlten Anfällen immer abglitten, so schien doch die wiederkehrende Stärke der Königinn durch die neuen Kämpfe gehemmt zu werden; ihr Angesicht blaßte verschiedene Mahl, sie war der Ohnmacht nahe.

Bisweilen ward der Dolch in der Hand der Wüthenden zum Lilienstängel; beyde Personen umarmten sich alsdann, und die Angreifende verbarg alle Aeußerungen ihrer Wuth unter dem üppigen Gebehrdenspiel morgenländischer Wollust. Schwebendes Erheben des Körpers, ausgebreitete Arme, schmachtend hinsterbende Blicke — kurz alle Künste der Verführung wurden in Bewegung gesetzt, und Ottmair bemerkte mit Erstaunen

daß die Geſichtszüge der Göttinn ſich der Phyſiognomie ihrer ſcheinbaren Freundinn näherten, und zwar nicht zu ihrem Vortheile. Die Unbezwingliche, welche bisher immer die Angriffe ihrer Feindinn vereitelt hatte, ſchien ſich unter die Gewalt einer Pantomime zu ſchmiegen, deren ſüßes Gift ſich elektriſch ihrem ganzen Weſen mittheilte. Sie verlor allmählich ihren majeſtätiſchen Anſtand, und die Würde, die vorher aus ihren Mienen ſprach. Ihre Bewegungen wurden minder natürlich; die friſche Röthe ihres Angeſichts erſtarb in einem widerlichen Gelb; ſelbſt ihr Gewand änderte ſeine hohe Purpurfarbe, und verbarg durch einen oft veränderten Faltenwurf den ſchönen Gliederbau.

Die Umarmungen waren gleichwohl von keiner langen Dauer. Oft wurde der Lilienſtängel plötzlich wieder zum Dolch; der Kampf wurde alsdann unter mehr oder minder veränderten Umſtänden, aber faſt immer mit gleichem Ausgang, erneuert, bis endlich die Göttinn ihre Kräfte ſammelte, und mit einem Blick, in dem ſich Unwille und wiederkehrende Größe mahlten, ihre Feindinn zu Boden warf, die in ihren eigenen Dolch ſtürzte. —

Hier machte das Hahnengeschrey dem schrecklichprächtigen Schauspiel ein Ende. Ottmair, der dieß Mahl mehr Muth zeigte, besprach sich mit dem Geisterseher über die Erscheinungen und ihre Bedeutung. "Vieles, mein Freund," sagte Faust, "ist mir selbst zu durchschauen nicht vergönnet. Ihr habt jetzt den ersten Theil von der Periode beginnender Größe eures und meines Vaterlandes erblickt, der zweyte und bey weiten wichtigere ist noch übrig. Auch diesen sollt ihr nach andern zwey Tagen enthüllet sehen, so weit die Geister ihn Sterblichen enthüllen dürfen. Theodósia — dieß ist der Nahme der Göttinn mit der Mauerkrone — wird zum andern Mahl erscheinen; denn sie muß mit ihrer Feindinn Franziska noch manchen Kampf bestehen, ehe sie ganz sie selbst ist." Mit diesen Worten verließ er seinen Gast, der sich sodann nach Hause begab.

Ottmair brachte den Rest der Nacht, so wie das vorige Mahl, schlaflos zu. Der darauf folgende Tag war nicht ruhiger: die rege Einbildung rief unaufhörlich die furchtbar schönen Erscheinungen zurück, die verworrenen Vorstellungen ordneten sich zu neuen erschütternden Gruppen. Indessen war es nicht ganz mehr jene betäubende Unruhe, die er nach der ersten nächt-

lichen Zusammenkunft mit dem Geisterseher empfunden hatte; das finstere in sich gekehrte Wesen verlor sich im Staunen eines Visionärs, der überwiegende Hang zum Wunderbaren milderte das Schreckliche der Gesichte zum Majestätischen herab. So wurde sein Gefühl allmählich mit dem Schauderhaften vertraut, sein Muth stählte sich, und seine aufgeregte Neugierde ließ ihn Reitze da finden, wo die kalte Vernunft zurück bebte.

Mit mehr Fassung, aber nicht minder großen Erwartungen, sah er jetzt dem dritten Abend entgegen, der das Werk krönen, und, wie er glaubte, die Räthsel der Zukunft enthüllen sollte. Er bereitete sich frühzeitig, und blätterte eben in den Schriften des Albertus Magnus, als der dumpfe Glockenschlag der zwölften Stunde ihn abrief.

## Dritte Nacht.

Die Thür des einsamen Zimmers ging leise auf, Mephistopheles trat herein. Die Maske, die er vor dem Angesichte trug, schien dieß Mahl ganz flammend, und sein fliegendes Gewand übertraf sich an blendender Weiße. Schon dieser Umstand war dem aufmerksamen Ottmair ein Wink von der Feyerlichkeit der bevorstehen-

den Erscheinung. Geheimer Schauder ergriff ihn trotz aller Geistesgegenwart; doch folgte er seinem Führer mit angenommener Gleichgültigkeit.

Beyde gelangten zum Zimmer des Thaumaturgen. Die Thürflügel sprangen von selbst auf, aber nichts glich der Bestürzung Ottmairs, als er sich an einem ganz fremden oder umgeschaffenen Orte sah. Von den vorigen Zurüstungen war nirgends eine Spur; kaum daß der gelbe seidene Vorhang den nähmlichen Ort vermuthen ließ. Faust selbst kam nicht zum Vorschein, und der Bothe war vor dem Eintritt in das Gemach verschwunden.

Schon glaubte sich Ottmair verrathen, da er an einem so unzuverlässigen Orte jeder Mißhandlung hülflos ausgesetzt war. Mit dumpfer Angst erwartete er sein Schicksal, als sich das bedeutungsvolle Knistern hören ließ. Die Fenster begannen zu zittern, wie im Sturmwinde; wiederhohlte Blitze verbreiteten ihr schreckliches Licht. Ottmair lauschte bebend auf die neue Erscheinung, als zu seinem größten Erstaunen die Wände und die Decke des Zimmers verschwanden, und er sich in einer unermeßlichen, mit Wäldern und Strömen durchschnittenen Ebene befand. In unabsehlicher Ferne ragten die

Thürme prächtiger Städte und Veſten empor; eine neue Schöpfung begann rings umher, Alles regte ſich, und ſchien im Zug einer allgemeinen Veredlung zu ſeyn.

Forſchend flogen Ottmairs Blicke umher, und labten ſich an den mannigfaltigen Reitzen dieſer weit ausgedehnten Fläche, als der Wind ſich plötzlich erhob, und eine dunkle Wolke herauf trieb. Ein zweyter Windſtoß folgte; der Nebel trennte ſich in einem Blitz, und Theodoſia, wie Fauſt die Göttinn mit der Mauerkrone nannte, erſchien — aber in ſichtbar veränderter Geſtalt. Es war nicht mehr die gebiethende Königinn voll inn'rer Kraft und Würde; ihr Angeſicht ſchien geſchminkt, der Blick matt und untheilnehmend, den Gliederbewegungen gebrach die innere Selbſtſtändigkeit, und die damit verknüpfte Harmonie. Bey dem Allen aber war in ihrem Anſtand etwas Furchtbargroßes, das unwiderſtehlich feſſelte. Sie war im Zuſtande wachſender Stärke, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn.

Es währte nicht lange, ſo ließ ſich Franziska, die Feindinn mit dem Dolche, wieder blicken. Ihr Anſehen war minder drohend, als das vorige Mahl, aber tückiſch, und auf verderbende Liſt ſinnend. Sie wagte keinen unmittelbaren

Angriff, vielmehr ſuchte ſie mittels Darreichung ihrer Hand Theodoſiens Freundſchaft, obgleich in beyder Phyſiognomie etwas war, das eine dauernde Vereinigung zwiſchen ihnen unmöglich zu machen ſchien.

Mit einem Mahle entſtand ein funkelndrer Stern in der Mauerkrone der Göttinn: ihr ganzes Weſen begann ſich in dieſem Augenblick zu ändern. Ihr großes rollendes Auge verrieth Miſtrauen, ihre Bewegungen wurden unbeſtimmt und widerſprechend. Sie nahm ſogar den Dolch aus der Hand ihrer vermeinten Freundinn Franziska, und wandt ihn gegen ihre eigne Bruſt. Doch ſchien in dieſem Augenblick ein geheimer Widerwille ſich ihrer zu bemeiſtern: ſie beſann ſich, und warf das tödtliche Werkzeug fremder Argliſt hinweg. Jetzt veredelte ſich ihr Anſtand ein Gefühl innerer Stärke und Ueberlegenheit; mit der furchtbaren Stille, die über großen Entwürfen brütet, heftete ſie eine geraume Zeit den Flammenblick an den Boden.

Mehrere weibliche Geſtalten, die ſich durch ihre Attribute kenntbar machten, ſchwebten vorüber, und betrachteten die Erhabene mit Blicken voll Ehrerbiethung und Bewunderung. Unter ihnen zeichnete ſich beſonders eine aus, die einen

Anker trug, und von deren Schiffern ein blauer Wimpel flatterte. Selbst Franziska sah unverwandt nach dem funkelnden Stern, indem sie noch immer eine von Theodosiens Händen hielt.

Diese räthselhafte Erscheinung löste sich bald in einer neuen Katastrophe. Franziska nahm plötzlich die Maske vom Angesichte, welche bisher Großmuth und Freundlichkeit log. Ottmair erblickte mit Entsetzen in ihren Zügen das Bild des Neides und der Verzweiflung. In ihrer Rechten zuckte ein blutriefender Dolch gegen den Stern in Theodosiens Mauerkrone, indessen sie mit der Linken noch immer die Göttinn bey der Hand hielt.

Ein Blitz, der aus dem Stern heraus fuhr, zersplitterte den Dolch der Wüthenden wie Glas. Sie wiederhohlte gleichwohl die Angriffe mittels eines neuen Dolchs, den sie aus dem Busen hervorzog: allein der Stern, statt sein Licht zu verlieren, flammte nur um so lebhafter, und seine Blitze zuckten nach allen Seiten. Endlich gebrachen der Angreifenden die Kräfte; sie ließ den Dolch fallen, und zog sich zurück. Theodosia sammelte sich mit Würde; die Blitze des Sterns erstarrten in weit ausstrahlende Strahlen, und

nichts glich dem majestätischen Anblick der unbesiegten Göttinn.

Nach einer ziemlich langen Pause trat Franziska wieder hervor — bleich und kraftlos, wie der Mangel, aber mit dem gierigen Blick des dürftigen Stolzes. Ihr Anstand und ihre Bewegungen verriethen innere Zerrüttung; ihr Athem war kurz und abgebrochen, das Auge stier, ihr ganzes Wesen stille Wuth, die im Kampfe mit Ohnmacht einen fürchtbaren Ausbruch drohte.

Mit gelöstem Gürtel, fliegendem Haare, Dolch und Giftbecher in der Hand, stand sie da, und Ottmair vermuthete augenblicklick neuen Angriff. Er erfolgte, aber auf eine bisher ungewohnliche Art.

Eine dritte weibliche Gestalt, in fuchsrothem Gewande, mit einem Affen unter dem Arme, stahl sich herbey, und bekränzte den Becher der neuen Furie mit Rosen. Sie warf alsdann einen bedeutenden Blick auf Theodosiens reiches Gewand, ergriff Franziska's Rechte, und zerfloß in einem erstickenden Schwefeldampfe.

Gleich einer rasenden Bachantinn trat Franziska mit gezücktem Dolche hervor, und hielt Theodosien den gekränzten Becher an die Lippen. Diese schien ihn zu kosten, und gerieth einen

Augenblick in konvulsiviſche Bewegungen. Schon ſtreckte die Wuthende ihre verwegene Hand nach der Mauerkrone der Göttinn aus, als plötzlich ein Genius erſchien, und Theodoſien ein Flammenſchwert reichte, das dieſe mit ſchneller Faſſung über dem Haupte ſchwang. Franziska bebte zurück, der Giftbecher entfiel ihren Händen, und zerbrach. Ihr Körper zuckte in konvulsiviſchen Bewegungen; ſie ſammelte die letzten Kräfte der Verzweiflung, und verdoppelte ihre Angriffe, als der Genius ihr friedlich die Hand both, und Ottmair eine Umwandlung ihrer Geſtalt in eine jüngere viel ſchönere Form zu bemerken glaubte. Eine dunkle Wolke entzog ſie bald darauf ſeinen Blicken.

Jetzt ſtand Theodoſia wieder ſie ſelbſt und ohne fremde Flittern da. Ihr Blick heiterte ſich, und wurde lockend, indem er geboth. Noch nie war ihr Antlitz ſo majeſtätiſch, das Ebenmaß ihrer Glieder ſo auffallend, ihr Anſtand ſo frey und reitzend geweſen. Die vollendete Schöpfung der Stärke und der Vernunft war in ihrem Bilde vereint. Uraniens Sternenkranz umgab ihr Haupt; die Genien der Künſte und Wiſſenſchaften ſtreuten ihr Blumen. Die ganze Gegend umher verſchönte und erweiterte ſich, die

ausserordentlichsten Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes wurden sichtbar, ein frohes Gewühl schien der Natur neue Kräfte verleihen zu wollen.

Dettmair verlor sich ganz im Anschauen der reitzenden Szene, als der Hahn krähte. Mit einem Mahle war die Erscheinung, aber nicht sein Erstaunen hinweg.

Er sah sich wieder in dem Konklave des Nekromanten. Ein heftiger Donnerschlag unterbrach die bisherige Stille, die Blitze durchkreuzten sich, heulende Winde peitschten den Platzregen gegen die Fenster. Der seidene Vorhang flog wie brennender Zunder auf, das ganze Gemach stand in Flammen.

Dettmair, nachdem er sich von seiner Betäubung etwas erhohlt hatte, suchte den Geisterseher mit den scheuen Blicken des Entsetzens. Er fand ihn: aber mit ausgebreiteten Armen, blauen Lefzen und verdrehten Augen auf dem Boden liegend. Hier verließ den Kühnen sein heftiger Muth: er verlor das Bewußtseyn, und taumelte nieder.

Es war hoch am Mittag, als er sich in seinem eigenen Bette wieder befand, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen wäre. Sein erster Ge-

danke war der Geiſterſeher und deſſen Schickſal. "Ich muß," ſprach er zu ſich ſelbſt, "ihn aufſuchen; er allein kann mir über die Bedeutung der letzten Erſcheinung Aufſchluß geben." Er warf ſich in ſeine Kleider, und flog nach der Wohnung des Thaumaturgen. Aber Fauſt war verſchwunden: der Eigenthümer des Hauſes ſagte, daß er früh am Tage abgereiſet ſey, man wiſſe nicht, wohin.

Ottmair kehrte zurück, und mußte ſich mit dem prophetiſchen Dunkelklar des Geſehenen begnügen.

## IX.

# Versuch einer Würdigung der deutschen Prose.

*Et iucunda, et idonea dicere vitae.*

Horat.

Es ist für den Ruhm unserer Nation so niederschlagend, als wahr, daß wir in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart gegen Griechen und Römer — vielleicht auch gegen unsere früher gebildeten Nachbarn — noch immer zurück stehen.

Welches sind davon die Ursachen? Wie, und durch welche Mittel können sie gehoben werden? Diese Fragen müssen jedem wichtig seyn, der den großen Einfluß eines gebildeten schriftlichen Vortrags auf alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, selbst auf undenkbare Zeiten hinaus, kennet. Kann etwas edler, erhabener, und für das belohnende Selbstgefühl wünschenswürdiger seyn, als durch die Dauer einer wohlgeordneten Gedankenreihe sein fliehendes Daseyn zu befestigen, und durch die enthüllten Reize

des Wahren und Schönen ſelbſt einer denkbaren Nachwelt den Lebensgenuß zu veredeln?

Dieſen Zweck aber zu erreichen, müſſen Schönheit und Stärke des Ausdrucks ſich mit dem innern Gehalte der Gedanken vereinigen. In Anſehung der Energie hat unſere Sprache bekanntlich vieles voraus, und ihr Werth von dieſer Seite kann als entſchieden angenommen werden. Was unſern Schriftſtellern obliegt, iſt alſo das Beſtreben, ihr nebſt dem möglichſten Grade von Präziſion auch die Geſchmeidigkeit und gefallende Grazie zu geben, wodurch ſie für den veredelten Lebensgenuß anziehender wird.

Wer es Ueberreſt von ſcholaſtiſchem Wuſt, oder Mangel des Schnellgefühls, des allumfaſſenden Blicks, daß ehedem die meiſten Gelehrten, welche für den gebildeten ſchriftlichen Vortrag die Regeln aufzufinden bemüht waren, ſich meiſt auf den Mechanismus des Periodenbau's einſchränkten? Gedankenbildung — die Grundlage aller Darſtellung der Redekünſte — kommt bey ihnen nur in ſo fern in Betracht, als ſie dabey die meiſt überflüſſigen Eintheilungen der Schreibart unter halb barbariſchen Benennungen anbringen können.

Die Aesthetik — dieser neue Zweig der Philosophie — erfand für den schriftlichen Vortrag Regeln von ganz anderer Art, welche, gleich dem Gürtel der Venus, mit dem innern Gehalte des Gedankens noch das Verdienst der Anmuth verbinden. So wie aber die Anmuth, das ist die schöne Bewegung, selbst bey einem nicht schönen Gegenstande Statt findet, so kann auch die Schreibart durch genaue Beobachtung der ästhetischen und grammatischen Regeln anziehend werden, ohne daß der Vortrag dadurch das Verdienst innerer Güte erhielt. Nur der Gehalt der Gedanken erzeugt wahre Schönheit des Styls, die aber freylich durch die Art der Darstellung sehr erhöht werden kann; so wie Venus mit ihrem Gürtel weit schöner ist, als ohne denselben.

Mit diesem Leitfaden in der Hand will ich einige Betrachtungen verfolgen, die ich über die Schreibart angestellt habe, und diese sodann auf den prosaischen Styl der Deutschen anwenden.

Die Triebe, die Begierden, die Leidenschaften des Menschen, sobald die innere Stimmung der Achtung für das Sittengesetz sie ordnete, sobald die sinnlichen Eindrucke durch Hülfe der Ideen Verbindung von der Materie sich los wanden,

ſobald war auch Anlage zur edlern, zur menſchlichen Sprache vorhanden. Das Bedürfniß ſich mitzutheilen fand außer ſich ein doppeltes Mittel, dieſen Zweck zu erreichen — artikulirte Töne zu Bezeichnung der Begriffe, und bildliche Zeichen, um einer ganzen Ideenfolge Ordnung und Dauer zu geben.

Schriftſprache iſt alſo Sinn der Seele durch conventionelle Zeichen ausgedruckt. Ihre größere oder mindere Vollkommenheit richtet ſich theils nach dem Umfange der Ideen, die ſie ausdruckt, theils nach der Art, wie ſie dieſelben ausdruckt. Gedankenfülle, und ihre möglichſt vollkommene Darſtellung — durch die innigſte Vereinigung wechſelsweis erhöht — machen meiner Einſicht nach dasjenige aus, was man gute Schreibart nennet.

Die erſte Eigenſchaft derſelben wird folglich der größere Umfang der Ideen ſeyn, welche ſie bey dem Leſer hervorbringt; das heißt, ſie gibt ihren Worten einen viel umfaſſenden Sinn, ohne undeutlich zu werden. Gedanken, deren Größe und Schönheit die Seele des Leſers erweitert, hervor zu bringen, muß der Zweck eines jeden guten ſchriftlichen Vortrags ſeyn. Je größer der Spielraum iſt, in welchem dieſe durch den

Schriftsteller erzeugten Gedanken sich verlieren, desto edler und vollständiger wird jener Zweck erreicht. In der Gedankenfülle liegt also offenbar die Haupttugend einer guten Schreibart; aller äußere Schmuck derselben ist nur ein Abglanz von der Schönheit der Gedanken — das liebliche Farbenspiel angestrahlter Wölkchen, welche die aufgehende Sonne umgeben, und sie eben sowohl verdunkeln, als ihre Schönheit erheben können.

Auf einer andern Seite aber kann diese Gedankenfülle ohne die gewählte und angemessene Art der Darstellung immer nur eine halbe Wirkung hervorbringen. Die zweyte Eigenschaft der guten Schreibart besteht also in der Anordnung einer an sich interessanten Ideenfolge, in einer fortschreitenden Mahlerey, deren Gruppen durch die Verschiedenheit der Beleuchtung ein Helldunkel hervorbringen, auf dem das Auge des Verstandes mit Vergnügen weilet. Diese Eigenschaft wird immer eher bemerkt, als die tiefer liegende Schönheit der Ideenverbindung; und dieß ist der Grund, warum man das Verdienst der guten Schreibart gemeiniglich auf ihr Aeußeres einschränkt, obgleich dieses nur die Hülle ist, welche sich dem Gedanken, wie ein koisches Gewand der vom Amor überraschten

Pſyche, gefällig anſchmiegt. Weder Sprachkenntniß, noch ſelbſt die genaue Beobachtung äſthetiſcher Regeln, können die Schreibart adeln, wenn ſie nicht durch den von innen heraus wirkenden Geiſt gehoben, und zum reinen Abdruck einer intereſſanten Ideenfolge geeignet wird. Sie iſt unter allen Umſtänden Ausfluß einer ſchönen und gebildeten Seele, der ſich wie das elektriſche Feuer dem Leſer mittheilt.

Jede Darſtellung, alſo auch die ſchriftliche, wird in ihrer Art vollkommen ſeyn, wenn ſie in empfänglichen Seelen eine der Empfindung ihres Urhebers analoge Senſation hervorbringt. Ein geiſtiges Vergnügen kann nur aus einer geiſtigen Quelle fließen; was auf die Veredlung der Gedanken und Empfindungen wirkt, muß aus einer edlen und gebildeten Seele kommen.

Nun wird es aber allgemein für ein Kennzeichen der guten Schreibart gehalten, daß ſie beym Leſer das Vergnügen am Edlen, Rührenden und Erhabenen weckt, oder, wo es ſchon vorhanden iſt, verſtärkt: wir entdecken folglich in dieſer Wirkung auch die liebenswürdige Urſache derſelben — eine ſchöne und gebildete Seele. Ohne Veredlung der Begriffe läßt ſich keine gute Schreibart denken.

Vielleicht scheint es Manchem überflüssig, was ich hier berührt habe; und in der That, die gute Schreibart ist so unzertrennlich mit den Ergießungen einer mehr als gemeinen Seele verknüpft, daß ich mich nur auf den Ausspruch der Erfahrung berufen durfte. Allein es war um anderer Ursachen willen nöthig, diese Saite zu berühren; man kennt die Erscheinungen, wodurch unsere Prose, so wie unsere Dichtkunst, seit einigen Dezennien erschüttert worden ist. Der jedem ungebildeten Brausekopf so willkommene Grundsatz: daß unbedingte Darstellung der Natur das höchste Gesetz der schönen Kunst sey, mußte bey vielen andern nachtheiligen Folgen auch unsere Prose von der Bahn ihrer Veredlung ablenken, indem er jedes feinere Gefühl erstickte.

So richtig aber der Schluß von einer guten Schreibart auf eine schöne und gebildete Seele ist, so gewagt würde es seyn, von den Mängeln des Styls sogleich auf das Gegentheil derselben zu schließen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß in manchen Fällen auch diese Schlußart eintrifft. Die gute Schreibart kann nicht ohne einen hellen und gebildeten Verstand bestehen; allein dieser — oder vielmehr die noch unent-

wickelte Anlage dazu — kann gar wohl ohne das Talent, ſich ſchön und beſtimmt auszudrucken, vorhanden ſeyn.

Die höchſte Kunſt mit der einfachſten Natur verſchwiſtert, Adel in den Geſinnungen, Schmuck der Phantaſie, Gewandtheit in Anordnung der Bilder, und Rundung der Perioden — mit einem Wort, Alles, was man als Eigenſchaften eines vollendeten Styls anzupreiſen pflegt, hat ſeinen erſten Grund in der Seele des Schriftſtellers. Nicht immer ſo umgekehrt! Unnatur, Dunkelheit, Plattheit und wortreiche Dürftigkeit des Styls entſpringen in manchen Fällen aus ſolchen zufälligen Urſachen, deren Ableitung nicht alle Mahl in unſerer Gewalt ſteht, und die nicht ſelten den fähigſten Kopf ganz außer ſeiner Sphäre drängen.

Die Aufſuchung dieſer Urſachen, indem ſie uns zur Kenntniß der Hinderniſſe einer guten Schreibart führt, lehrt uns zugleich die Mittel, ihre nachtheiligen Wirkungen wenigſtens zu ſchwächen, wenn es nicht in unſerer Macht ſteht, ihre Quellen zu verſtopfen. Die reine Flamme des Genie's läßt ſich durch keine menſchliche Macht entzünden, wo die Natur nicht den erſten Funken hingelegt hat: aber dieſen Funken aus

sachen, die Wolken, welche ihn decken, zerstreuen, das kann die Kunst, und dahin müssen die Bemühungen der Vaterlandsfreunde abzwecken, denen Wahrheit und Schönheit mit ihrem wohlthätigen Gefolge veredelter Lebensgenusse nicht gleichgültig sind.

Denkt freyrichtig und erhaben, empfindet lebhaft und schön: eure Schreibart wird bey dem erforderlichen Grade von Kultur durch eben diese Eigenschaften entzücken! In diesem Grundzuge lösen sich alle Theorien auf, welche die Aesthetik zu Bildung des Styls anzugeben vermag.

Meine Absicht ist nicht, mich über die Lehre dieser Theorien zu verbreiten, und die Tugenden der guten Schreibart zu entwickeln, sondern den Ursachen nachzuspüren, welche den Flug der Gedanken hemmen, ihre Klarheit trüben, die Empfindung lähmen, und eben dadurch den schriftlichen Ausdruck mißbilden, oder doch seine Fortschritte zur Veredlung hindern. Mein Augenmerk ist hierbey auf meine Nation gerichtet, und leitet mich natürlich auf die schon oben berührte Frage: Warum stehen die Deutschen im Ganzen, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer — vielleicht auch gegen ihre früher gebildeten Nachbarn — noch zurück?

Um diese Frage zu beantworten, und ihre Beantwortung für die Fortbildung des Styls wohlthätig machen zu können, ist ein Blick in die Geschichte, so wie in die politischen Verhältniss unsers Vaterlandes nothwendig.

Germanien — mit seinen so sehr verschiedenen Provinzen und Einwohnern immer noch ein Ganzes — ist ein Land, das die Natur selbst gleichsam in den Mittelpunkt aller übrigen Reiche von Europa gepflanzt, und durch Meere, Ströme, und unersteigliche Gebirgketten von seinen Nachbarn getrennt hat. Diese Lage des Landes sowohl, als der kriegerische Muth seiner Bewohner, hat es zum einzigen nie ganz eroberten gemacht. Auch hat nie eine Nation durch ihre Kräfte, und ihre Erfindungen auf alle übrigen Völker des Erdbodens einen so ausgebreiteten Einfluß gehabt, als die deutsche; nie ist sie von einer fremden unterjocht und beherrscht worden, wohl aber hat sie ihre siegreichen Waffen nach Italien, Gallien, Britannien, Spanien — selbst bis in die entferntesten Weltgegenden hinüber getragen*), und in neueren Zeiten fast allen übri-

*) Schon beym Herodot B. 116., kommen Germanier sogar in Persien vor; selbst in der sehr gemischten persischen Sprache finden sich

gen Reichen Europens Regenten und Beherrscher gegeben. Eine Folge davon war, daß sie ihre deutsche Wörter, wie Reland in seiner Note von der persischen Sprache beigethan hat. Man sehe Joh. Oelrich's *Belgii literati opuscula*, 1. Th. Bremen, 1777. Hieher gehören z. B. die persischen Wörter amaden, kommen, und griphen, wegraffen, stehlen, welches wahrscheinlich das deutsche Provinzialwort kriffen ist. Eben so soll, nach der Meinung einiger Schriftsteller, die spanische Provinz Katalonien am Ebro ihren Nahmen von den Katten und Alanen haben, welche in alten Zeiten einen gemeinschaftlichen Zug nach Spanien gethan, und sich in dieser Gegend niedergelassen hätten. Die Alanen selbst sollen mit den Katten gleichen Ursprungs seyn, und ihre Benennung von der Lahne dem bekannten Flusse Hessenlandes, empfangen haben, welches die Römer nach ihrer Gewohnheit travestiret, und aus *a Lahno* ein Volk *Alani* gebildet hätten. Aus der zusammengezogenen Benennung beyder Völker *Catti a Lano* sey demnächst das Wort Katalonien entstanden. S. Joh. Just. Winkelmann's Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, Bremen 1781, III. Th. S. 362. Man kann dieser historischen Muthmaßung wenigstens das Sinnreiche nicht absprechen.

Sitten, ihre Denkart und ihre Sprache lange Zeit unvermischt erhielt, bis der Glanz benachbarter Nationen ihre Augen blendete, und eine unrühmliche Nachahmungssucht an die Stelle des Bewußtseyns innerer Würde trat.

Die Kultur eines Landes empfängt von ihrer ersten Veranlassung eine eigenthümliche Richtung der Kräfte, die sich zwar in der Folge mannigfaltig abändert, aber nie den Geist einer andern Grundursache in sich aufnimmt. Es gibt hauptsächlich zwey Gattungen dieser Kultur: Entweder entwickeln sich die Fähigkeiten eines rohen Volks durch angestrengte Uebung aus sich selbst, oder sie formen sich durch den Umgang mit andern bereits kultivirten Nationen. Jene Art der Bildung ist langsam, aber original; diese ist immer das Aggregat von mehrern der Zeit und dem Raume nach verschiedenen Vollkommenheiten — ein Ganzes, das der Zusammenfluß innerer und äußerer Kräfte bewirkt, dessen Theile aber nicht immer gehörig in einander greifen. Daher entsteht eine große Mannigfaltigkeit dieser zweyten Art der Kultur, die hauptsächlich durch den Genius der Zeit bestimmt wird. Aegypter und Asiaten wirkten auf die Griechen, aber ganz anders, als die näheren

Engländer und Franzosen auf die Deutschen wirkten.

Durchaus auf eigenen Grund und Boden gebaut, durch Patriotismus und Nationalinteresse belebt, wurde die Geistesbildung der Deutschen, und folglich auch ihre Literatur, eine Originalität erhalten haben, die ihr den Vorzug vor allen Völkern Europens gesichert hätte. Was könnte man nicht von den Kräften eines Volks erwarten, welches in Künsten und Wissenschaften — vorzüglich denen, die durch ihren mächtigen Einfluß einem großen Theile der Erde eine ganz andere Gestalt gaben — die ersten Erfinder aufstellte? Was der deutsche Geist, wo er sich entwickeln und frey wirken kann, vermag, zeigen unter andern die heutigen Engländer, als Nachkommen der Angelsachsen, eines ursprünglich deutschen Volks.

Allein von je her schien ein feindseliger Genius der Entwickelung deutscher Energie aus sich selbst entgegen zu arbeiten, und noch bis auf den heutigen Tag ist die glückliche Lage, welche verborgene Kräfte wecken, und zur Wirksamkeit beleben könnte, selten das Loos des Deutschen. In keinem Lande werden wohl mehr fähige Köpfe geboren, als in Deutschland; aber nirgends

werden auch die natürlichen Anlagen mehr erstickt und in eine künstliche Form gezwängt, als bey uns. Doch es ist noch nicht Zeit, von den besondern Hindernissen zu reden.

Die blutigen Kriege, in welche Deutschland seit Jahrhunderten verwickelt, und von denen es meist der Schauplatz war, liessen lange Zeit die einheimische Kultur nicht empor kommen. Vielleicht lag auch im Geiste der Nation, und seiner Stimmung zu patriotischen Tugenden ein Grund, warum die schönen Redekünste erst spät ihr Glück machten. Männliche Stärke geht dem Schmuck voran; der Baum ist immer früher da, als die Blüthe. Griechenlands Redner glänzten da am meisten, als die Heldenzeit dieses Volks vorüber war.

Lange Zeit flohen also die Musen vor dem Anblick der furchtbaren Kriegesheere Deutschlands, und der rauhen Tugend seiner Beherrscher. Als endlich der Friede und eine festere Regierungsform auch die feineren Künste zu Verschönerung des Lebens weckte, hatten die benachbarten Nationen schon sehr merkliche Fortschritte gemacht, und einige derselben waren dem Gipfel ihrer Kultur nahe. Diese Nationen benutzten die Erfindungen der Deutschen, und gaben sie

verschönt als ihr Eigenthum zurück. Die Gewandtheit, womit sie sich in Europa geltend zu machen wußten, ihr politischer Einfluß, und der Glanz ihrer Schriftsteller, verführten unsre Deutschen, auch sich diese Vorzüge eigen zu machen. Unglücklicher Weise glaubte man mit einem Mahle die Höhe zu ersteigen, auf welcher sich die Ausländer befanden, wenn man ihre Literatur auf die unsrige übertrüge.

Das Wohlgefallen an der wieder aufiebenden Bildung des unter den Römern so begünstigten Italiens, so wie des ihm nacheilenden Frankreichs, hätte, als der erste Funke der auch unter den Deutschen aufglimmenden Geisteskultur, wohlthätig werden können, wenn man davon den rechten Gebrauch gemacht hätte: allein es ging bald in Gleichgültigkeit gegen das Einheimische über. Statt die Flammen aus sich selbst zu nähren, trug man erborgten Stoff hinzu. Dadurch wurde die eigenthümliche Denkart verstimmt: unsere Literatur, und selbst unsere Sprache bekam ein ausländisches Ansehen. Man ahmte nach: aber nicht wie die klugen Künstler Griechenlands den Jupiter des Phidias nachahmten, daß sie nähmlich das Ideal seiner Größe in irgend einer andern Gottheit, nach

dem besondern Charakter derselben, zu erreichen suchten; nein, man ahmte kleinlich nach.

Das getrennte Interesse der Fürsten Deutschlands, so wie ihre Verbindung mit auswärtigen Höfen, brachte Mischung in diesen fremdartigen Geschmack. Man wollte die Empfindungen eines Spaniers, eines Italiäners, eines Franzosen ausdrucken, ohne die Leidenschaften und Bedürfnisse dieser Nationen zu haben, und das in einer Sprache, die sich unter dem Getöse der Waffen, und dem Druck einer allgemeinen Verwirrung unmöglich zu dem Grade von Feinheit hatte bilden können, um Wiederklang der Gefühle jener südlichen Erdbewohner zu seyn. Die Folge davon war, daß unser Styl, so wie der Charakter der Nation, sein Eigenthümliches verlor, ohne das Gepräge irgend eines ausländischen Volks annehmen zu können. Hierzu gesellte sich der nachtheilige Umstand, daß wir mit der Literatur unserer Nachbarn auch ihr Sittenverderbniß annahmen, und unsern Geist entnervten, ehe er sich noch auf eine merkliche Höhe geschwungen hatte.

Die deutsche Sprache ins besondere gewann durch diese Nachahmung fremder Schönheiten wenig oder nichts, weil ihre Ausbildung nicht

ganz auf dem Wege geschehen konnte, den die südlichen Nationen Europens mit Vortheil eingeschlagen hatten. Die spanische, die italiänische, die französische Sprache konnten sich, als Tochter der altrömischen, mit leichter Mühe die Vorzüge ihrer gebildeten Mutter eigen machen: ganz anders verhielt sich's mit der deutschen, die als Grundsprache eine eigne Art der Ausbildung verlangte, und sich dem Geiste der römischen Mundart schwer anschmiegte.

In dieser Rücksicht nun war der Einfluß der südlichen Nationen auf unsere Literatur eben so nachtheilig, als es übrigens gewiß ist, daß wir ihnen viel, selbst das geschmackvollere Studium der Alten, zu danken haben. Die Schätze, die man vor Augen hatte, blieben ungenutzt, die Sprache verlor ihre ursprüngliche Kraft und Festigkeit. Selbst als man anfing auf ihre Bildung zu denken, machte sie nur langsame Fortschritte — bis Haller und einige seiner Zeitgenossen zeigten, was sie unter den Händen eines Genie's werden könne.

Ist es nun wohl zu verwundern, daß bey der viel spätern Kultur unserer Sprache die meisten deutschen Schriftsteller in Ansehung einer guten Schreibart noch zurück sind? — Die

ſpätere Ausbildung der Sprache, ſo wie die ihr noch immer anklebenden Härten und Schwierigkeiten, möchten alſo wohl die erſte Urſache der Seltenheit einer guten proſaiſchen Schreibart unter den Deutſchen ſeyn.

Ein zweyter Grund ihrer bisherigen langſamen Fortſchritte ſcheint in der Beſchaffenheit unſerer Schulſtudien zu liegen. Die intellektuelle Kraftäußerung ſowohl, als die phyſiſche, hängt faſt immer von der Art ab, wie ihr Wachsthum befördert wird, und es iſt keines Weges gleichgültig, ob ſie mit Nahrung überfüllet, oder durch innere Thätigkeit angeſtrengt wird.

Unſere Erziehung ſowohl, als die Art unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung, ſind im Ganzen genommen zu wenig auf die Verbindungen berechnet, in welche der Menſch dereinſt treten, und wo er den ſtärkſten Gebrauch ſeiner Kräfte machen wird. Dieß muß nothwendig auf den Gang der Ideen, und alſo auch auf die Form des Vortrags wirken. Eine lichtvolle, maleriſch verſchönte Darſtellung findet nur da Statt, wo helle Ideen und wirkliche Theilnahme ſind. Jede Erfahrung, jeder neue Gegenſtand, der unſer Selbſtgefühl weckt, erweitert nicht nur unſre Kenntniſſe, ſondern er bereichert auch die

Sprache, und macht den Ausdruck biegsamer; so wie wir im Gegentheile durch jede neue und glückliche Wendung der Sprache auch eine neue Vorstellungsart der Sachen erhalten.

Die vortrefflichsten Dichter und Prosaisten aller Zeiten haben sich durch sich selbst, oder auf Wegen gebildet, welche für den großen Haufen der Studirenden unzugänglich sind. Unsere meisten Schriftsteller hingegen formen sich in der Schule, ferne von der Welt und den Menschen. Ihr Ton ist daher ohne Leben, weder natürlich, noch eindringend. Ist eine schöne Schreibart, wie ich oben behauptet habe, nichts anders, als Ausfluß einer schönen und gebildeten Seele: so sind unsre öffentlichen Lehranstalten im Ganzen nicht geeignet, eine solche schöne Seele — ich will nicht sagen, zu geben, denn sie läßt sich nicht geben; sondern zu entwickeln.

Diese Pflanzschulen künftiger Staatsbürger stiften gemeiniglich nur einen beschränkten Nutzen, weil sie vermöge ihrer Einrichtung den Geist des Jahrhunderts schwer in sich aufnehmen, und der Stufe von Kultur, auf welcher sich das Menschengeschlecht befindet, nicht angemessen sind. Statt die schlummernden Kräfte des Genie's zu wecken, und den werdenden Menschen für das

geſellſchaftliche Leben zu bilden, tödten ſie durch Ueberladung des Gedächtniſſes, ſo wie durch die ängſtliche Form des Syſtems und der Methode, das edle Selbſtgefühl, und verſchwemmen die Eigenthümlichkeit des Charakters, aus welcher alles Große und Schöne hervorgeht. Eine ſterile Kenntniß todter Sprachen, die mühſame Erlernung poſitiver Geſetze, eine Philoſophie, die dem Geiſte Feſſeln anlegt, und eine Geſchichtskunde, die von großen Weltbegebenheiten den Tag und das Jahr angibt — ſind wenig geſchickt, den Funken innerer Thatkraft anzufachen. Ohne innere, aus ſich ſelbſt wirkende Energie des Geiſtes aber ſind alle wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und die darauf gebauten Regeln ſchwache Hülfsmittel, der Gedankenfolge, und alſo auch der Schreibart, Leben, Charakter und Reiz zu geben.

Ich verkenne nicht die wichtigen Verbeſſerungen, welche unſre Lehranſtalten in neueren Zeiten der Aufklärung verdanken, deren Strahlen ſelbſt bis in die niedern Schulen eingedrungen ſind: aber noch bleibt einer künftigen Generation vieles zu thun übrig. Wer ſich auf den akademiſchen Unterricht einſchränkt, wird nie ſeiner Gedankenfolge das Eigenthümliche, ſeinem ſchriftlichen

Vortrage die Präciſion und Gewandtheit geben, die ſich auf Selbſtſtändigkeit des Charakters, und auf Menſchenkenntniß ſtützen. Ein gewiſſer Kompendiengeſchmack, und die damit verknürſte Streitſucht, erhöht durch den leidenſchaftlichen und abſprechenden Ton mancher Gelehrten, wirken tief auf den Geiſt derer, die ſich hier bilden, und gehen in ihre Schreibart über.

Auf einer andern Seite verleitet die Verehrung gegen die Alten, wenn ſie nicht auf ein geläutertes Geſchmacksurtheil ſich ſtützt, zu einem nachtheiligen Mißbrauch ihrer Schriften, und erzeugt den Fehler der Sophiſten in der ſinkenden Periode der griechiſchen und römiſchen Literatur. Zu einer ſolchen falſchen Verehrung gegen die Alten aber wird in Schulen und auf Univerſitäten insgemein der erſte Grund gelegt; man gewöhnt ſich, überall die Ausſprüche bewährter Schriftſteller anzubringen, und man verſchwendet ihre Schätze bey geringfügigen Gegenſtänden. Die mit Anſpielungen auf ſchöne Stellen der Alten überladene Schreibart gleicht einer ehemahls üblichen Art der Miniaturmahlerey, wo die lichten Stellen mit Gold geblickt ſind. —

Ein dritter Grund von der langſamen Fortbildung unſerer Proſe ſcheint in einem ge-

wiſſen der deutſchen Nation eigenen Geſchäftsgeiſte, der immer um ein halbes Jahrhundert zurück bleibt, und in der damit verbundenen Schreibart zu liegen.

Wenn auch die Art unſerer Schulſtudien auf helle Köpfe keinen nachtheiligen Einfluß hat, ſo haben ſie beym Eintritt in die Welt noch mit einer andern Schwierigkeit zu kämpfen, welche dem Aufkommen der guten proſaiſchen Schreibart nicht weniger hinderlich iſt — ich meine den Geſchäftsſtyl, oder die Art des Vortrags, welche eine verjährte Gewohnheit an den Beruf, dem ſie ſich widmen, geheftet hat.

Dieſer mangelhafte Styl zeigt ſich in jedem Stand', und in jeder Lebensart; nirgends aber iſt er auffallender, als in den Gerichtsſtuben. Es darf freylich nicht befremden, daß eine Combinationsart von Begriffen, welche in das letzte Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr paßt, einen Vortrag aufrecht erhält, der das Gegentheil aller logiſchen und äſthetiſchen Gedankenordnung iſt: allein die heilige Themis wird ſicherlich nicht darüber zürnen, wenn man vor ihren Altären endlich einmahl eine Sprache redet, welche durch Einfalt und Natur dem

himmlischen Ursprung dieser Göttinn mehr angemessen ist.

Nichts könnte vielleicht die Fortschritte unserer Prose mehr fördern, als eine lichtvolle und anziehende Darstellung in öffentlichen Vorträgen. Dieß wird aber noch lange ein frommer Wunsch bleiben! Ein gewisser Geist der Innung, der immer auf dem halben Weg' ererbter Traditionen stehen bleibt, ist um so schwerer zu bekämpfen, da er seinen Grund in dem Stolze der Veteranen hat, der aus dem gewohnten Gleise nicht heraustreten, sich dem Genius des Jahrhunderts nicht anschmiegen will, oder nicht kann *).

Wird aber dieser unbiegsame Geist des Herkommens die natürlichen Folgen einer fortschreitenden Kultur immer aufhalten können? Mit neuen Kenntnissen entsteht auch eine neue Bezeichnungsart der Ideen, welche sich mit der hergebrachten Sprache eines barbarischen Jahrhunderts durchaus nicht mehr begnügen kann. Es bleibt daher alle Mahl auffallend, wenn zu einer Zeit, wo die allgemeine Stimmung für Geisteskultur auch dem Gerichts- und Kanzley-

*) Oft auch nicht darf. So wird z. B. beym Reichskammergerichte jede Abweichung von dem hergebrachten Style — bestraft.

ſtyl eine reinere und mehr gebildete Sprache abfordert, das Herkommen unſre Vorſtellungen an den Ideengang der kaum aufdämmernden Vernunft feſſeln will. Und doch lehrt die Erfahrung, wie ſchwer es iſt, eingewurzelte Vorurtheile aus dem gerichtlichen Vortrage zu verdrängen.

Nur wenige ſeltene Menſchen, denen die Natur Genie, und ein Zuſammenfluß günſtiger Umſtände die Macht gab, ihren eigenen Weg zu gehen, wiſſen, gleich einem erhabenen Herzberg, dieſe Klippen zu vermeiden, und den Geſchäftsmann mit dem ſchönen Geiſte zu verbinden. Die Schriften ſolcher außerordentlichen Männer, welche die Philoſophie des Schönen mit der Rechtspflege und praktiſchen Staatskunſt zu vereinigen wiſſen, zeichnen ſich durch eine Wahrheit, eine Energie des Vortrags aus, die aus Seele in Seele ſpricht, weil ſie zwiſchen der weſenloſen Spekulation der Schule, und dem mechaniſchen Gange der Geſchäfte das glückliche Mittel trifft.

Nach dem Beyſpiele ſolcher Männer ſollten unſre Schriftſteller ſich bilden, ihre Ideen ordnen, und ihren Vortrag formen. Allein wie viele von denen, die ſich den Studien gewidmet haben, befinden ſich in der glücklichen

Lage, dieſes thun zu können? Die Nothwendigkeit, eine der drey höheren Fakultäten zu ergreifen, beſtimmt ihre Schreibart ſchon im voraus; ſie formen ſich gemeiniglich nach irgend einem Lieblingslehrer, und es iſt ein ſeltener Fall, wenn dieſer mehr Fleiß auf ſeinen Vortrag wendet, als es ſonſt in ſeinem Fache gewöhnlich iſt. Daher das beſonders den Juriſten ſo eigene Kleben am Alten, und der damit verknüpfte Mangel an Gewandtheit des Geiſtes!

Eine der nachtheiligſten Folgen dieſer Nothwendigkeit — oder ſoll ich ſagen, dieſer Gewohnheit? — ſich der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin ausſchließend zu widmen, iſt die Vereinzelung und getrennte Wirkſamkeit der Geiſteskräfte, die den Styl einſeitig und dürftig macht. Die Gewohnheit, Alles nur aus Einem Standpunkte zu betrachten, verengt den Spielraum der Ideen, und gibt der Vorſtellungsart eine drückende Einförmigkeit, welche ſich dem ſchriftlichen Ausdruck mittheilt. Es wird ein inneres Bewußtſeyn, ein gewiſſes Maß von Größe erfordert, aus dem gewöhnlichen Schlummer zu erwachen, der die Seele unter der Herrſchaft fremder Meinungen wiegt. Dieſe Energie des Geiſtes iſt ſelten, und wo ſie ſich zeigt, da

erwachen zugleich eine Menge Hinderniſſe, die ſie in ihrem Keim erſticken.

Wollte der Himmel, daß ich unter dieſen Hinderniſſen nicht auch den Mißbrauch der Kritik, die kleinlichen Aeußerungen des Neides nennen dürfte, welche die ſchöne Literatur in Deutſchland mehr als bey irgend einem andern Volk, entehren! Zwar iſt nie ein großes Genie, nie ein mächtiges Selbſtwirken dem Schickſale boßhafter Verkleinerung entgangen: aber mit einem ſo hohen Grade von Unvernunft, als ſeit einiger Zeit in Deutſchland geſchehen iſt, ſah man nur ſelten die zerſtörende Verfolgung dem aufkeimenden Genie entgegen arbeiten. Je rüſtiger ein talentvoller Schriftſteller ſeine Laufbahn betritt, deſto mehr kann er ſich darauf verlaſſen, von den kleinen Unterbedienten der Kritik mißhandelt zu werden. Zum Glück haben wir auch Männer, deren Urtheile entſcheiden; und allmählich bildet ſich ein ſelbſt denkendes Publikum, auf welches leidenſchaftliche Ausfälle wenig Eindruck machen. —

Unabhängig von den bisher genannten Hinderniſſen einer guten proſaiſchen Schreibart, gibt's noch eine vierte, die im Stillen und um ſo

tiefer wirkt, da sie ihren Grund in der Eigenliebe der Menschen hat.

Selbstsucht und falschverstandene Originalität haben besonders seit einigen Dezennien einen großen Theil unserer Schriftsteller verleitet, die Bahn der Natur zu verlassen, und durch Schwulst und Ziererey unwahr zu werden. Aus dem oben von mir selbst angenommenen Grundsatze: daß die Sprache Spiegel und Abdruck der Seele sey, hat der talentlose Stolz die krudesten Dinge von der Welt gefolgert. Man schränkte das Verdienst der schriftlichen Darstellung fast bloß auf den getreuen Abdruck seiner eigenen Individualität ein — unbekümmert, ob diese Individualität, ihrem innern Gehalt und dem Grad ihrer Ausbildung nach, würdig sey, dem Publikum dargestellt zu werden, oder nicht. Mancher aufbrausende Jüngling glaubte Original zu seyn, wenn er sich in aller Rohheit einer vernachlässigten Erziehung der Welt zeigte. Daher so manche den guten Ton beleidigende Erscheinung, daher der Mangel des Geschmacks und wesentlicher Kenntnisse bey Schriftstellern, die doch auf das Verdienst eines echten deutschen Styls Ansprüche machten.

Die Sucht, durch zwecklose, aber geräuschvolle Sonderbarkeiten zu glänzen, und schwankende Begriffe von dem Worte Volksgeist, erzeugten jenen abenteuerlichen Styl, der künftig einmahl unter dem Nahmen der Kraftsprache *) das Register der Schwächen unsers Jahrhunderts vermehren wird. Man schien es darauf angelegt zu haben, den guten Geschmack gänzlich zu verdrängen; und das Alles unter dem scheinbaren Vorwande der Entwickelung innerer Thatkraft, der sich die Sprache nach ihren Eigenthümlichkeiten anschmiegen sollte.

Wahr ist's, der schriftliche Ausdruck steht mit dem Charakter der Nation in unmittelbarer Verbindung; er wird durch diesen bestimmt, und muß den Geist desselben in sich aufnehmen. Aber

*) Es ist bekannt, daß diese praetittete Kraftsprache nachher in Paris — dem ehemahligen Mittelpunkt aller Feinheit — Ton wurde; und es wär' eine nicht undankbare Mühe, den Ursachen nachzuspüren, welche diese Erscheinung hervorbrachten, so wie den Absichten, die dadurch bezweckt wurden. Sie dürften nicht sehr versteckt liegen. Merkwürdig bleibt es immer, daß die Sansculottensprache vorhanden war, ehe man von Sansculotten etwas wußte.

warum ſollte er nur die minder liebenswürdige Seite dieſes Nationalcharakters darſtellen? Die Pflicht des Schriftſtellers iſt es, in der Natur und dem Reichthum der Sprache die Wendungen aufzuſuchen, welche durch neue Ideenbezeichnung das Wahre und Schöne heben, und den Forderungen des gebildeten Jahrhunderts entgegen kommen. Verwerflich ſind daher alle Ausdrücke, welche, ſo angemeſſen ſie der Sache ſeyn mögen, entweder durch Rohheit der Vorſtellungen, oder durch Härte und Mißklang der Töne, das äſthetiſche Gefühl empören.

Die Geſetze der Darſtellung fließen nicht bloß aus der objektiven Natur des Gegenſtandes, ſondern auch aus der ſubjektiven Empfänglichkeit für Humanität. Die Linie der Schönheit geht zwiſchen dem Ueberflüſſigen und Genauen mitten durch; die abgebrochene ſentenziöſe Schreibart iſt eben ſo ermüdend, als die gedehnte wortreiche. Die Kraftſprache und der geſuchte Humor jener Schriftſteller mußten daher nothwendig zu den auffallendſten Inkongruenzen verleiten. In manchem Romane oder Schauſpiel aus dieſer Periode reden Prinzen und Grafen mit ihren Vertrauten die Buchſprache des Verfaſſers; die Gaſtwirthe glänzender Reſidenzſtädte verſchlucken die Sylben

im Dialekte des Wansbecker Boten, und im ganzen Werk iſt kein Charakter, als der eines ſchlechten Geſchmacks, und verſäumter Erziehung.

Allerdings liegt in der deutſchen Sprache und ihren Eigenheiten noch ein Schatz von neuen und glücklichen Wendungen verborgen, durch deren Entdeckung ſie an Reichthum, Beſtimmtheit und Harmonie gewinnen muß: dieſe Goldkörner können aber nur durch einen Geiſt, der mit dem nöthigen Scharfblick geläuterten Geſchmack und Bekanntſchaft mit der feinen Welt verbindet, in ihr aufgefunden, und in Umlauf gebracht werden. Die Bemühungen unſrer Kraftmänner mußten daher ihres Zwecks gänzlich verfehlen. Erhabenheit mit Reitz, Energie mit Gewandtheit bezeichnen ein Genie, welches die ſorgfältigere Erziehung aus den Händen der freygebigen Natur empfing, und ausbildete; und nur ein ſolches Genie kann die Sprache bereichern. Nirgends druckt ſich der Grad von Empfänglichkeit für Geiſtescultur und ſittliches Gefühl ſo beſtimmt aus, als im ſchriftlichen Vortrage; man kann der Sprache keine neue Bildung geben, wenn man ſelbſt deren noch bedarf.

Jede Neuheit überraſcht; ſo auch jener geſuchte Styl. Die Menge, die nur das Auffal-

lende ſchätzt, ſtaunte, der Vernünftige ſchwieg. Es iſt noch nicht lange, daß der Ton, in welchem der verſtorbene Schubart ſeine Chronik ſchrieb, von einem großen Theile der Nation beklatſcht wurde: mit welchem Auge wird aber der Nachkomme dieſe und andere Sonderbarkeiten des menſchlichen Geiſtes betrachten?

Jedoch das düſtere Lämpchen, womit die vermeinten Wiederherſteller der alten deutſchen Kraftſprache den Mittag erleuchten wollten, hatte das Schickſal, welches Aufklärungswerkzeuge dieſer Art gemeiniglich zu haben pflegen. Die beſſere Ueberzeugung gewann bald die Oberhand, und ſtimmte den beſſern Theil des Publikums für das Edle und Erhabene.

Die mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Werke einiger unſerer vorzüglichſten Schriftſteller ſind es hauptſächlich, welche dem deutſchen Publikum über die wahre Würde der Schreibart die Augen geöffnet haben. Nur die Verfechter jenes falſchen Geſchmacks ſtreben noch hier und da durch ohnmächtige Verſuche ihrem Götzen zu räuchern; allein die Originalwerke, womit ſie uns von Zeit zu Zeit beſchenken, gleichen den Nebenſonnen, die mit den Nebeldünſten, denen ſie ihr Daſeyn verdanken, auch

wieder verſchwinden. Die Sonne und das wahre Genie behalten immer ihren eigenthümlichen Glanz. Daß jene unnatürliche Natur, die man unter dem Scheine lebender Darſtellung in den ſchönen Künſten einführen wollte, weder im Charakter der Deutſchen, noch in den Eigenheiten ihrer Sprache gegründet war, zeigt der laute und allgemeine Beyfall, womit man die ſchätzbaren Werke der Wiederherſteller des beſſern Geſchmacks aufnahm.

Gleichwohl mußten jene Spielwerke des Eigendünkels, durch eine nothwendige Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung, die Fortſchritte der guten Schreibart auf eine Zeit lang hemmen, und in der Läuterung der Begriffe für Wahrheit und Schönheit eine Stockung verurſachen. Die Schreibart konnte ſich unmöglich veredeln, da man die Gedanken und Empfindungen auf das rohe Naturgefühl einſchränken, und eben dadurch Einheit, Folge und Stetigkeit aus ihnen verdrängen wollte. Ich habe daher immer dieſe Verirrungen des Geſchmacks als eine von den Hauptursachen der langſamen Fortſchritte einer guten Schreibart unter meinen Landsleuten betrachtet, ob ich gleich damit keines Wegs jener kraftloſen Regelmäßigkeit das Wort reden will,

die mit vieler Ordnung und Decenz dem Leser eine Suppe von klarem Waſſer auftiſcht. —

So möchten denn wohl in der Eigenheit unſerer Sprache, und in ihrer ſpäteren Ausbildung; in der Beſchaffenheit unſrer Schulſtudien; im Geiſte der Innung, und einem gewiſſen hergebrachten Geſchäftsſtyle; endlich in der Selbſtſucht und falſch verſtandenen Originalität mancher Schriftſteller, die Haupturſachen liegen, warum wir in Anſehung einer guten proſaiſchen Schreibart gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Engländer und Franzoſen, im Ganzen noch zurück ſind. Ich könnte denſelben noch den ſo oft berührten ausländiſchen Geſchmack unſrer Großen, und die wenige Aufmunterung, welche deutſche Schriftſteller haben, beyzählen: allein dieſes freylich laut ſprechende Hinderniß ſcheint weniger aus ſich ſelbſt zu wirken, als durch die obigen Umſtände herbey geführt zu werden. Wie ſoll unſre Sprache bey der großen Welt Eingang finden, ehe ſie durch einen edlern Ausdruck und mehrere Feinheit, als man bey dem großen Haufen unſrer Schriftſteller findet, ſich dieſer Ehre würdig gemacht hat? Bloße Belohnungen von Seiten der Fürſten ſind dazu nicht hinreichend; nur das Genie und anhalten-

der Fleiß können unsrer Sprache, bey ihrem Reichthum und ihrer Kraft, auch die gefällige Biegsamkeit geben, wodurch sie dem gebildeten Weltmann eben so angenehm, als befriedigend für den Gelehrten werden wird.

Der Monarch, den die Welt unter dem Nahmen des Einzigen verehret, hielt es, bey aller seiner Vorliebe für französische Sprache und Literatur, nicht für unmöglich, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache dereinst noch von einem Ende Europens zum andern würde geredet werden. Er glaubte sogar diese schönen Tage unsrer Literatur annähern zu sehen, und verkündigte sie als gewiß *).

Wenn die Ausbildung der Sprache, und also auch die gute prosaische Schreibart, durchaus veredelte Gedanken und Empfindungen voraussetzt, und wenn es gerade der in unserer Verfassung liegende Mangel großer Veranlassungen war, der die deutsche Prose bisher in ihrer Mittelmäßigkeit erhielt: so scheint beym ersten Anblick die Aussicht, welche der Geist unsrer Zeit, und ein Zusammenfluß der außerordentlichsten Bege-

*) Man sehe den Schluß der Abhandlung des königlichen Weisen *de la Literature allemande*.

benheiten dem Auge des Beobachters darbiethet, nichts weniger als erheiternd zu seyn. Offenbarer Rückfall zu gesetzloser Verwilderung auf einer, muthlose Erschlaffung auf der andern Seite, die beyde unser Jahrzehend so stark bezeichnen, führen eine Menge trauriger Ahndungen herbey *). Allein der Sturm wird verbrausen, und er selbst wird den Zeitpunkt herbeyführen, wo das erwachte Gefühl der Selbstständigkeit die Wolken durchbrechen, und sich zur Flamme läutern wird!

Eine Erschütterung, wie die gegenwärtige, muß, indem sie jede schlummernde Kraft weckt, in allen Fächern des Denkens und Handelns eine Regsamkeit erzeugen, die eine ganz neue Schöpfung hervorbringen wird. In einer solchen Periode ist es, wo die Geistesblüthen der Wahrheit und Schönheit sich entfalten, wo aus dem Kampfe der Vorurtheile mit der Vernunft die unerwartetsten Erscheinungen hervortreten.

Sollte dieser Zusammenfluß von Umständen nicht auch unsre prosaische Schreibart ihrer Vollkommenheit nähern? Sollte sich nicht auch die Sprache abglätten, wenn durch geweckten Volksgeist, durch lebhafteres Interesse an den Anlie-

*) Dieser Aufsatz ist im Jahre 1793 geschrieben worden.

genheiten der Menschheit, die Denkart bestimmter, der Geschmack feiner und edler wird? — Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist dieß nicht mehr, als eine sehr richtige Folgerung aus unzweifelten Prämissen. Ein harmonisches Gefühl für das Wahre und Schöne wird der Gedankenordnung von selbst eine blühendere und gebildetere Sprache abnöthigen — eine Sprache, welche die Kultur zur Vernunftfreyheit auf die dem mannigfaltigen Bedürfnisse der Hoheit, der Stärke, des Reitzes, angemessenste Art ausdruckt.

Dieser Gedanke, der in mehr als einer Rücksicht so herzerhebend ist, wird noch wohlthätiger, wenn wir dabey einen Blick auf das zerrüttete Frankreich, und die Ursachen seiner tiefgesunkenen Literatur, werfen. Die gegenwärtige Krise dieses unglücklichen Landes mag einen Ausgang nehmen, welchen sie will, sie wird unser bisheriges Verhältniß gegen Frankreich in sehr wesentlichen Punkten auflösen. So viele Thatsachen und Ereignisse, einzig in der Geschichte, und unabsehbar in ihren Folgen, müssen, nach dem unwandelbaren Gesetze moralisch-physischer Verkettungen zwischen Ursache und Wirkung, ein ganz neues Verhältniß hervorbringen, da die Grundpfeiler des alten auf immer gestürzt sind.

Mit diesem neuen Verhältnisse wird auch der bisherige Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf die unsrige sich umstimmen, und es steht nur bey uns, den Wink zu nutzen, den uns der Zusammenfluß von Zeitumständen gibt. Die schöne Periode der französischen Literatur ist vorüber, und wird nie, oder in ganz veränderter Gestalt wiederkehren. Dieser Umstand — so wie überhaupt das einer neuen Schöpfung entgegen reisende Jahrhundert — fordert alle unsre Kräfte auf, die Geistesstimmung der Nation zu erhöhen, und zu läutern. Jene allgemeine Regsamkeit, welche die patriotischen Tugenden belebt, wird auch unserm schriftlichen Vortrage, bey seiner philosophischen Stärke, den Geist der Anmuth mittheilen, und dadurch bestätigen, was der gekrönte Weltweise im Geiste voraus zu sehen glaubte.

Die Hoffnung zu dieser glänzenden Periode unsrer Literatur kann wohl nichts mehr beleben, als eine nähere Entwickelung der eigenthümlichen Vorzüge unsrer Prose, und folglich eine allgemeine Charakteristik unsrer besten Prosaisten. Diese wird uns mit dem Geiste der Nation, so wie mit der herrschenden Art seiner Kraftäuße-

rungen, bekannt machen, und dadurch den Gesichtspunkt angeben, auf den wir den Blick heften müssen. Der Blumen sind noch viele, welche die Hand dessen, der sie zu finden weiß, pflücken und in einen Kranz winden kann.

Den Hauptcharakter aller guten deutschen Prosaisten find' ich in hoher bedeutungsvoller Wahrheit, für den Verstand faßlich, und philosophisch bestimmt dargestellt — vielleicht kann man bald hinzusetzen: schön und lebhaft empfunden.

So zweydeutig der Charakter der Deutschen durch den Auftrag fremder Farben werden mußte, so leuchtet er doch in den Werken unsrer vorzüglichsten Schriftsteller durch eine entschiedene Wahrheitsliebe, durch geschärftes Urtheil, und durch sittliche Güte hervor. Daher ein gewisser Ernst, der nur selten durch das gefällige Talent, den Gedanken von der Form los zu winden, und ihn im leichten Gewande der Grazien zu zeigen, gemildert wird.

Da die Denkkraft der Deutschen weder durch übergroßen Reichthum und Gemächlichkeit des Lebens üppig gemacht, noch durch drückendes

Elend gelähmt wird: so schweift sie selten in gigantische Bilder aus; gesunder, gerader Verstand leuchtet überall durch. Sie zeichnet sich durch einen sich immer gleichen, hellen und männlichen Geist aus, der nicht blendet, aber leuchtet und erwärmt; nicht hinreißt, aber mächtig an sich zieht. Selbst unsre feurigsten Dichter zeigen in ihren Schöpfungen eine Wahrheit und Genauigkeit, die sie von der zügellosen Phantasie der Spanier und Italiener, so wie von dem grellen Farbenauftrage der Britten, merklich unterscheidet. Eben dieß gilt auch von unsrer Prose; sie schwillt minder zu Gleichnissen und Metaphern auf, dagegen unterscheidet sie sich von der spielenden Weichheit der ehemahligen französischen Prose durch einen sehr männlichen Gang.

Wenn ich hohe, bedeutungsvolle Wahrheit zum Hauptmerkmahle der deutschen Prose gemacht habe, so schließe ich darum das liebenswürdige Talent nicht aus, die Resultate des Tiefsinnes gefällig einzukleiden, und dieser Hülle soviel Reichthum zu geben, als sich mit der Würde des Gegenstandes verträgt. Allein dieses Talent ist offenbar bey unsern Schriftstellern seltener, und

ſelbſt bey den vorzüglichſten dem Verdienſte des ſcharfen und richtigen Denkens untergeordnet, ſtatt daß es bey den ſüdlichern Nationen meiſt die Oberhand hat.

Derjenige Schriftſteller wird vollkommen ſeyn, welcher die Würde des Gegenſtandes mit der Anmuth des Vortrags ſo zu vereinigen weiß, daß dadurch, nach Horazens berühmtem Ausſpruche, der Zweck des Nutzens und Gefallens in gleichem Maß erreicht wird. Dieſe Vereinigung aber iſt die Klippe, woran die meiſten Schriftſteller ſcheitern. Entweder haben ſie den Zweck, nützliche Kenntniſſe zu verbreiten, oder durch Erregung der Leidenſchaften das Bedürfniß des Vergnügens zu befriedigen. Im erſtern Falle begnügen ſie ſich meiſt mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes, und vernachläſſigen die ſchöne Behandlung; im andern richten ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den Vortrag — aber nicht ſelten auf Unkoſten des Inhalts. Das große Geheimniß, den vollendeten Schriftſteller zu bilden, liegt in der Kunſt, zwiſchen beyden Extremen die Mittelſtraße zu halten.

Vielleicht iſt der Geiſt der deutſchen Nation mehr als irgend einer andern geſtimmt, ſich die-

ſen Vorzug eigen zu machen, ſobald eine glückliche Lage ſeine Kräfte weckt und ordnet. Unſre Sprache ſelbſt wird ſeiner erwachten Thätigkeit entgegen kommen; ihre lebhaften, kühnen und gefühlvollen Bilder werden dem Vortrage bey ſeiner philoſophiſchen Beſtimmtheit eine Wärme und Innigkeit mittheilen, die vielleicht keine der neueren kultivirten Sprachen zu erreichen vermag. Die vielſeitige Bildſamkeit, beſonders die ſo charakteriſtiſchen Zuſammenſetzungen, welche die deutſche Sprache mit der griechiſchen gemein hat, ſo wie der uneigentliche Gebrauch ſtark bezeichnender Worte und Redensarten, wodurch ſie den Geiſt des Morgenlandes in ſich aufnimmt — dieß Alles macht ſie vorzüglich zu dieſer Energie des Ausdrucks geſchickt, die in Verbindung mit dem Geſetze der äſthetiſchen Schönheit alle Forderungen des Geſchmacks befriedigt.

Nur daß unſre Schriftſteller weder die Grundzüge aller ſchönen Darſtellung — Wahrheit, Reitz und Lebhaftigkeit — noch das Eigenthümliche ihres Landes und ihrer Zeit vergeſſen! Ihre Schreibart ſey wahr, wie der Charakter der Nation, ruhig, wie der Verſtand, und blühend, wie die Natur! Ohne die Aufmunterungen der

übrigen gebildeten Nationen zu haben, hat ſich unſre proſaiſche Schreibart immer ſchon zu einer ehrenvollen Höhe geſchwungen. Vielleicht führt das neue Jahrhundert den Grad von Vollkommenheit herbey, deſſen ſie fähig iſt, und der ihren Produktionen unmittelbar neben den Werken der Griechen und Römer den Rang anweiſen wird.

# X.

## Gerechtigkeit und Recht.

In uralten Zeiten hatten sich die Priester der Gerechtigkeit eines Tags in den wollüstigen Irrgängen idealischer Gefilde zerstreuet; und statt auf die Stimme der Bittenden zu achten, horchten sie dem melodischen Murmeln irgend eines Wasserfalls, oder dem Säuseln verbuhlter Abendwinde in den Myrten- und Pomeranzenhainen.

Der Göttinn, welche sich von ihren Priestern verlassen sah, widerfuhr etwas Menschliches — sie entschlief auf ihrem Throne. Vielleicht war es nur ein leichter Schlummer, der das müde Haupt der Richtenden wiegte: aber ein wachsamer Feind lauert seinem Gegner die kleinste Schwäche ab, und von je her hatte die Gerechtigkeit wachsame Feinde, nähmlich die Leidenschaften der Menschen. Diese hatten das Nicken der Göttinn kaum bemerkt, als sie Kriegsrath hielten, die Unerbittliche entweder vom Throne zu stoßen, oder doch ihre areopagische Strenge ihnen unterwürfig zu machen.

Die Leidenschaften pflegen sonst üble Rathgeber zu seyn; aber hier waren sie es nicht, und man muß gestehen, daß sie mit einem viel glücklichern Erfolge zu Werke gingen, als in den meisten Fällen, wo wir armen Sterblichen uns von ihnen leiten lassen.

Sie nahten ihrer Feindinn mit der vorsichtigen Entschlossenheit nächtlicher Diebe. Die Eigenliebe und der Geitz wagten es zuerst, die Binde aufzulösen, womit die Göttinn ihre Augen bedeckt hielt. Aber die stille Größe, und der furchtbare Ernst ihres Angesichts war ihnen auch im Schlummer unausstehlich. Daher verwandelte sich der Geitz in das Zünglein, welches an ihrer Wage den Ausschlag gab; die Eigenliebe aber setzte sich der Gerechtigkeit auf die Nase, und ward daselbst zu einer ungeheuern Brille, welche die sonderbare Eigenschaft hatte, daß sie bloß angenehme Gegenstände dem Auge näherte.

Der Neid, der Stolz und die Arglist entfernten darauf die Wahrheit vom Throne der Göttinn, mit der ernstlichen Warnung: künftig nie wieder in ihrem eigenen Gewande, das ist im Gewande der Natur, zu erscheinen, weil es gegen die Ehrerbiethung sey.

Bald nachher legte der Hunger ein Ey, welches die Zwietracht in kurzer Zeit ausbrütete. Es kam etwas Insektenartiges hervor, eine Legion Miltonischer Teufelchen, die aber mit schnellem Wachsthum zur männlichen Stärke gelangten, und Rabulisten genannt wurden. In dieser Geschichte liegt, im Vorbeygehen gesagt, der Grund von einer bekannten Volkssage: daß der Hahn in seinem Alter ein Ey lege, woraus hernach ein Basilisk entstehe; und wird hiermit zugleich das Ansehen vieler berühmten Männer gerettet, welche die Wirklichkeit der Basiliske behauptet haben.

Statt der ehemahls gebräuchlichen Gründe, welche die Wahrheit der Göttinn in die Wagschalen legte, schuf nun die Thätigkeit der Rabulisten ein Etwas, welches man — wie einige Philosophen vermuthen, durch einen Gegensatz — Akten, das ist Verhandlungen, nannte. Es war dieß ein Ganzes, das aus unzähligen zwecklos vermischten Theilen bestand, und dem bis auf den heutigen Tag zur Vollkommenheit nichts fehlet, als das göttliche Machtwort: Es werde Licht!

Weil aber diese an sich leichte Ware die Wage der Göttinn nicht scharf genug anzog,

um den Ausschlag zu geben: so mußten derselben noch andere — runde Beweisgründe beygefügt werden; und das neue Zünglein an der Wage verfehlte nie, sich auf die Seite zu neigen, wo diese letzteren das Uebergewicht hatten.

Endlich trug man eine Menge abgerissener Blätter aus Gesetzbuchern, und aus den zahlreichen Kommentarien der Schriftgelehrten über die Gesetze, zusammen, und machte daraus einen Mantel, welcher der Gerechtigkeit um die Schultern gelegt wurde. Er war so groß, daß man von der Göttinn fast nichts mehr zu sehen bekam, als denjenigen Theil der Nase, welchen die Brille nicht bedeckte, der denn, versteht sich, sehr klein war.

Nachdem man nun also der Gerechtigkeit die Binde abgenommen, ihr eine andere Wage mit andern Gewichten gegeben, einen papiernen Mantel umgehangen, und eine Brille auf die Nase gesetzt hatte: so entstand daraus eine neue Gottheit, welche man, zum Unterschied von der alten, nicht mehr Gerechtigkeit, sondern Recht nannte.

# XI.

## Ueber bildende Kunst der Alten, die Ursachen ihrer Schönheit, und ihre Anwendung auf den Geist des Jahrhunderts.

Eine Vorlesung, gehalten in der Versammlung der Fürstlichen Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel am 8. Junius 1793.

Unter die Eigenheiten, wodurch das achtzehnte Jahrhundert sich in seiner letzten Periode so auffallend auszeichnet, gehört auch der Geschmack am Antiken, in den bildenden Künsten sowohl, als in den zur Bequemlichkeit abzweckenden Verschönerungen der Zimmer, und den mancherley Werkzeugen eines feineren Lebensgenusses.

Daß die Kunst nichts Höheres und Vollendeteres hervorgebracht habe, als die Meisterwerke Griechenlands aus der schönen Zeit dieses von der Natur begünstigten Erdstrichs, kann als ein Postulat um so mehr angenommen werden, da der Ausspruch aller Nationen hierin längst ent-

ſchieden hat. In ſo weit ſcheint alſo der vorzügliche Geſchmack der Neueren für das Antike ſich auf jenes unumſtößliche Schönheitsgeſetz zu gründen, welches, alt wie die Welt, zu jeder Zeit und unter jedem Himmelsſtriche ſeine wohlthätigen Wirkungen äußert.

Nichts deſto weniger iſt es eine der näheren Beleuchtung würdige Frage: ob der Geſchmack der alten Künſtler auf unſer Zeitalter anwendbar ſey, und welche Folgen ſich daher erwarten laſſen?

Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir vor allen Dingen den Urſachen nachſpüren, welche die unerreichbare Schönheit der Antiken hervorbrachten. Dieſe werden uns die Wirkungen berechnen laſſen, welche die Uebertragung des Geſchmacks der Alten auf neuere Zeiten hervorbringen kann, und die Gränzlinie beſtimmen, wo ihre Nachahmung aufhören muß. Das Bekannte wird in gewiſſer Rückſicht neu werden, in ſo weit es nähmlich bey der Nachahmung der Antiken bisher außer Acht gelaſſen worden iſt.

Jene Urſachen aber laſſen ſich, meiner Einſicht nach, auf drey der vornehmſten zurückführen, unter denen die übrigen minder wichtigen enthalten ſind.

Die erſte derſelben iſt wohl unſtreitig Energie des Geiſtes in ihrer vollendeten Kraftäußerung — erhöht durch die konzentrirte Wirkung aller intenſiv und extenſiv ſtrebenden Seelenvermögen auf einen einzigen beſtimmten Punkt.

Man würde Unkunde der bekannteſten Denkmahle alter Kunſt verrathen, wenn man dieſe Energie des Geiſtes läugnen wollte, die in ihrem Ausdruck liegt, und ihnen das Göttliche mittheilt, wodurch ſie in ihrer Art ſo einzig ſind. Dieſe Energie des Geiſtes aber, dieſe Sammlung der edelſten Naturkräfte in einem allgemeinen Brennpunkte — was iſt ſie anders, als Reife des ſich entwickelnden Genie's? Form der aus dem Innern ſtrebenden Kräfte, welcher das allgemeine Geſetz der ſchönen Darſtellung Harmonie, ſo wie die Einwirkung günſtiger Lagen und Verhältniſſe Reitz und Beſtimmtheit gibt?

Vereinzelung der Ideen und getrennte Wirkſamkeit geht entweder vor der Epoche hoher Geiſteskultur voran, oder ſie iſt ein ſicheres Kennzeichen ihres Verfalls. Wenn es alſo erwieſen iſt, daß die Meiſterwerke griechiſcher Kunſt zu einer Zeit entſtanden ſind, wo die verſchiedenſten Naturanlagen ſich jugendlich ſtark zu einem ſchönen Ganzen geordnet hatten, und der Geiſt der

Nation mit ungetrennter Kraft wirkte: ſo berechtigt uns dieß, von der Erſcheinung auf ihre Urſache zurück zu ſchließen, das iſt, die hohe Schönheit griechiſcher Kunſtwerke in der Energie des Geiſtes eines von der Natur vorzüglich begünſtigten Volks zu finden.

Unmittelbar an dieſe erſte Haupturſache von der hohen Schönheit griechiſcher Kunſtwerke ſchließt ſich, als die zweyte, die edlere Beſtimmung der bildenden Kunſt, welche den Ehrgeiz der Künſtler ſpornt, und ein mächtigeres Emporſtreben ihres Genie's erzeugt.

Zur Zeit der Blüthe griechiſcher Kunſt hatten ſich die Religionsbegriffe, ſeit ihrem Uebergang aus dem Fetiſchismus und der Aſtrolatrie zur Idololatrie, zu einem Grade von Feinheit geläutert, der die Formen ihrer Darſtellung veredelte, und ſie ſelbſt philoſophiſcher Ideen empfänglich machte. Die Symbole höherer Mächte waren jetzt nicht mehr jene rohen Geſtalten, mit denen nur Furcht und Aberglaube den Begriff der Gottheit verbinden konnte. Man ging allmählich zu feineren Vorſtellungen höherer Weſen über, und man ſuchte ſie mit der ſchönen Sinnlichkeit in Harmonie zu ſetzen. Daher das ſo ſichtbare Emporſtreben der griechiſchen Kunſt zum

Ideale; daher jener lobenswürdige Ehrgeiz der Künstler, alles Mittelmäßige zu verschmähen, und mit Anstrengung aller Kräfte nach dem Vollendeten zu ringen.

Man wende nicht dagegen ein: daß die Kunst der Griechen nicht bloß auf Darstellung der Götter eingeschränkt gewesen sey, sondern daß sie auch auf ikonische Verewigung ihrer Helden und Weisen sich erstreckt habe. Der hier angenommene Unterschied ist nur scheinbar. Wer waren die Gottheiten Griechenlands ihrem Ursprunge nach? Selbst in späteren Zeiten war die ikonische Darstellung eines merkwürdigen Mannes immer mit einer Art von Apotheose verbunden. Man erinnere sich hier an das den Kampfrichtern vorgeschriebene Gesetz, nach welchem nur dem dreymahligen Sieger in den olympischen Spielen eine ikonische Statue zuerkannt werden durfte *).

Eine solche erhabene Bestimmung der Kunst, nur das Göttliche oder dem Göttlichen sich Nähernde darzustellen, mußte bey dem Künstler ein edles Gefühl seiner Würde erzeugen, und jede Spannkraft des Genie's in Bewegung setzen, um Wirkungen hervor zu bringen, denen die Kunst der Neueren bey ihrer meist dürftigen Be-

*) Plinius, im 9. Abschn. des XXXIV. Buchs.

ſtimmung entſagen muß. Selbſt im Koloſſaliſchen, im Zuſammenſchmelzen verſchiedener Naturen, und in den ſymboliſchen Attributen alter Kunſtwerke liegt oft eine Größe und Kühnheit des Geiſtes, die zur Bewunderung hinreißt.

Dieſe Größe des Geiſtes, dieſe wohlberechnete Wirkung der alten Kunſtwerke, hatte ſicherlich ihren Grund zum Theil in der edleren Beſtimmung derſelben, den Gemeingeiſt des Volks zu patriotiſchen Tugenden zu beleben — dadurch, daß man die Eigenſchaften der Gottheit in einer ſchönen Sinnlichkeit anſchaulich machte.

Eine dritte Haupturſache, und gleichſam die Führerinn der beyden vorhergehenden, welche ohne ſie ſo leicht das Abenteuerliche, als das wirklich Schöne, treffen können, iſt die vertraute Bekanntſchaft mit der ſchönen Natur, und die daher entſtehende Läuterung der Begriffe zu einem mahleriſchen Ideale. Die unverſiegbare Quelle äſthetiſcher Schöpfungskraft iſt die Natur ſelbſt.

Ob ich gleich weit entfernt bin, den Empirikern der Kunſt beyzupflichten, welche die Urſache von der hohen Schönheit der Antiken bloß in der glücklichen Lage Griechenlands, und der vollendetern Bildung ſeiner Bewohner finden:

so bin ich doch nichts desto weniger von der Wahrheit überzeugt: daß die schönere Natur, welche die Künstler Griechenlands vor Augen hatten, auf ihren Geist gewirkt, und ihr Vorstellungsvermögen bis zu jener Reinheit geläutert habe, die in mannigfaltig veränderter Gestalt in ihre Schöpfungen überging.

Bloße Nachahmung der schöneren Natur würde nicht hinreichend gewesen seyn, griechische Kunstwerke hervor zu bringen: allein die schaffende Einbildungskraft bekommt doch immer den ersten Stoß von außen — nur bleibt bey feiner organisirten Menschen die Vernunft nie unthätig, wann jene ihr verschönerndes Spiel treibt. Ein höheres Bedürfniß fordert den sinnlichen Eindrücken eine Läuterung zur idealischen Reinheit ab; das Geschmacksurtheil sucht die Gesetze seines Verfahrens damit in Uebereinstimmung zu bringen.

Das schaffende Genie war es also eigentlich, welches die alten Kunstwerke hervorbrachte; aber es würde vielleicht bey einem niedern Grade von Schönheit stehen geblieben seyn, wenn nicht eine vollendete Natur seine Anschauungen veredelt, und zu Hervorbringung noch größerer Schönheiten hinauf gestimmt hätte. In soweit kann

hat das glückliche Klima Griechenlandes und seine schönere Menschheit offenbar Einfluß auf die Werke seiner Künstler gehabt. —

Diese bisher angeführten Ursachen von der hohen Schönheit der alten Kunstwerke, indem sie das Nachdenken auf die wahren Quellen derselben zurückführen, bezeichnen zugleich den Weg, auf welchem allein sich die neuere Kunst dem Ideale von Vollkommenheit nähern kann, welches sie auf dem Wege der Nachahmung immer vergeblich suchen wird.

Das unbedingte Uebertragen des in den alten Kunstwerken herrschenden Geschmacks auf unser Zeitalter und seine Kunstprodukte, kann nur in so weit zur Veredlung unsers Gefühls wirken, als die Vorzüge jenes Geschmacks sich auf ästhetische Wahrheit und Schönheit stützen. Warum aber sollten wir diese Töchter des Himmels nur in den Ueberresten griechischer Kunst suchen? Sind sie von der Welt verschwunden? und haben wir vergessen, daß sie nie durch Nachahmung, sondern nur durch Gleichgefühl sich mittheilen?

Um die hohe Schönheit der Antiken auf unser Zeitalter überzutragen, müssen wir nicht ihre Form nachahmen, sondern den Geist, in und

mit welchem die griechischen Artisten ihre Kunstwerke hervorbrachten, in der uns umgebenden Natur aufsuchen, und unseren Produktionen aneignen.

Dieser Geist, welcher in den Antiken athmet und ihnen einen Reiz, eine Großheit mittheilt, die sich nur fühlen lassen, ist nichts anders, als ein stetes Aufstreben der produzirenden Kräfte nach jener reinen, veredelten Natur, welche, unabhängig von allen Wechselbeziehungen der Formen, der Geschlechter, und selbst der klimatischen Verhältnisse, ein in sich vollendetes Ganze darstellt.

Es leuchtet ein, daß dieses Aufstreben der Kunst, nur die geläuterte, von den Wirkungen ihrer gegen einander streitenden Kräfte befreyte Natur darzustellen, an kein Land und kein Zeitalter ausschließend gebunden ist; wiewohl freylich ein milder Himmel und der Zusammenfluß begünstigender Umstände ihnen sehr zu Statten kommen. Dieß war der Fall bey den alten Griechen.

Bey jener noch ungeschwächten Energie des Geistes, bey der edlern Bestimmung der Kunst, und bey dem Anblick der herrlichsten Natur, mußte es dem Griechen mehr als irgend einem andern Erdbewohner gelingen, in der Kunst das Vortreffliche zu erreichen. Zwey Extreme stan-

den vor ihm: das reine Ideal der Gottheit, wie es durch den schöpferischen Geist seiner Dichter von der Menschenform abstrahiret, und in die höhere Region des Geisterreichs hinüber gespielet war, und der unveränderte Abdruck wirklicher Menschheit in den schönen Formen, die er täglich vor Augen hatte. Sein feines Gefühl sagte ihm, daß es zwischen beyden noch eine Mittelgattung geben müsse. Er trug also die höhere Natur seiner Gottheiten in die Werke der Kunst über, und erhöhte diese dadurch zu Idealen, indem er gleichsam die Gottheit vom Himmel rief und sterblichen Augen versinnlichte.

Aber auch hier blieb der griechische Künstler nicht stehen. Sein lebhafter Geist, einmahl an das Erhabenschöne gewöhnt, und durch die Philosophie auf das Wahre zurückgeführt, fand in der ihn umgebenden Natur selbst das reine Abstraktum der Natur. Er wußte aus den verschiedensten Formen menschlicher Bildungen die geistlose Menschheit abzuscheiden, und selbst die eigenthümlichen Vorzüge beyder Geschlechter — gebiethende Kraftäußerung, und empfängliche Anmuth — in einem hohen Ideale zu vereinigen. Daß die griechischen Künstler aus den besten Zeiten wirklich in diesem Geist und mit dieser

Absicht ihre vortüglichsten Kunstwerke hervorgebracht haben, lassen die Denkmahle des Alterthums kaum bezweifeln, wenn auch nicht die Geschichte selbst dazu die Belege lieferte. Es ist bekannt, wie sehr die alten Artisten die Ideen ihrer Dichter und Weisen benutzten, und sinnlich darzustellen suchten; und welchen Einfluß hinwieder ihre Kunstwerke auf die mannigfaltigen Aeußerungen der Denkkraft hatten. Noch ist es zweifelhaft, ob die liebenswürdigen Schwärmereyen des Plato von der ursprünglichen Vereinigung beyder Geschlechter in einer allgemeinen Menschenform den Künstlern die erste Veranlassung zu jener erhabenen Idee waren, die ihren Kunstwerken das Göttliche mittheilt; oder ob Plato selbst sie von ihnen entlehnt habe? Gewiß ist es, daß z. B. ein Bacchuskopf, wie deren welchen Winkelmann*) von einem geschnittenen Steine des Farnesischen Museums in Neapel hat abbilden lassen, Alles versinnlicht, was Plato Schönes über das allgemeine Ideal der Menschheit gesagt hat.

Ohne uns eben in die Region jener exaltirten Ideale zu versteigen, benutzen wir die Idee, welche den alten Kunstwerken zum Grunde liegt;

*) Geschichte der Kunst; Dresden 1764. S. 145

dieß iſt der einzige wahre und die Mühe belohnende Weg, ſie nachzuahmen. Die Vereinigung einzelner Naturſchönheiten in einem konzentrirten Ganzen iſt an keine Zeit, und an kein Land ausſchließend gebunden. Die innere Stimmung der Geiſteskultur führt unter jedem Himmelsſtriche das Genie in dieſes Heiligthum der Kunſt, wo die Natur — frey von den Schranken des Zufalls, die alles Wirkliche einengen — als das reine Abbild ihrer ſelbſt erſcheint. Auch unſere Natur, auch die Menſchheit neuerer Zeiten iſt einer ſolchen geläuterten Darſtellung fähig. Die Schöpfungen unſerer Artiſten dürfen nicht gerade griechiſche Kunſtwerke ſeyn; das große Geheimniß der vollendeten Darſtellung beſteht darin, das Gebeth der äſthetiſchen Schönheit als die freye Willkür der Natur durchſcheinen zu laſſen, das iſt, die Wirklichkeit dem Geſetze des Erhabenſchönen unter zu ordnen.

Wie viel aber fehlt den neueren Kunſtwerken noch bis zu dieſem Grade der Vollendung! Wo findet man in unſern Denkmahlen und ſo genannten Werken des Geſchmacks das Große, Seelerhebende, welches der griechiſchen Kunſt aus der Zeit des Perikles eigen iſt? Sind nicht auf manchen alten Münzen die Figuren ſeiner

und geistreicher ausgeführet, als auf unsern Medaillen? — Wir würden diese Höhe nicht erreichen, wenn wir nicht ihre Veranlassung in der uns näher liegenden Natur, und im Geiste der Zeit aufsuchen.

Hieraus läßt sich leicht abnehmen, was von dem herrschenden Geschmack am Antiken zu halten sey, in so fern er sich bloß auf die Form, nicht auf die innere, aus sich selbst wirkende Energie des Geistes stützt, die diese Form hervorbrachte. Für die bildende Kunst selbst wird die Nachahmung der Antiken immer nur von beschränktem Nutzen seyn, so lange sie nicht aus der ersten ursprünglichen Quelle schöpft, welche jene Reste griechischer Kultur in ihrer Art so einzig macht.

Der Künstler kann nur dann versichert seyn, auf die Einbildung, und durch diese auf die mannigfaltigen Kraftäußerungen des Willens zu wirken, wenn er dem Spiel ihrer Bilder keine andere Haltung gibt, als die im Geiste der Menschheit, und im Zusammentreffen von Zeit und Umständen gegründet ist. Die Wirkung der schönen Kunst richtet sich nach den subjektiven Dispositionen der Einbildungskraft, welche durch Klima, Zeit und äußerliche Lagen — so wie

durch den gröſsern oder mindern Grad von Gesetzkultur — bestimmt werden, und eben durch diese Bestimmung, unbeschadet ihrer Freyheit, das Gesetz einer unerlaſslichen Nothwendigkeit in sich aufnehmen, wovon kein Künstler abweichen darf, der den Endzweck der Kunst — Täuschung und Rührung — vor Augen hat.

Es scheint zwar widersprechend zu seyn, die Einbildungskraft zu eben der Zeit, wo man ihren Operationen unbeschränkte Freyheit einräumt, dem Gesetz einer klimatischen und ästhetischen Nothwendigkeit zu unterwerfen: allein gerade diese Nothwendigkeit ist es, wodurch die instinktartige Willkür des Naturmenschen zur Vernunftfreyheit veredelt wird. Die Imagination, wenn sie durch die schöne Kunst in Bewegung gesetzt wird, ist frey, und gehorcht blos dem Gesetz ihrer eigenen Operationen: diese Operationen aber sind sowohl durch die Art der Empfänglichkeit für äuſserliche Eindrücke, als durch den Umfang der Ideenwelt umschrieben, und die freye Willkür der Imagination nimmt, ihr selbst unbewuſst, die Richtung einer gesetzlichen Kultur. Diesen Gang der Einbildungskraft muſs der Künstler zu berechnen wissen, das ist, er muſs auf den Geist seiner Zeit und seines Landes

Rücksicht nehmen, — oder sein Kunstwerk ist todter Buchstabe, hingemahlet für ein Auge, das seine Bedeutung nicht aufzufassen, seinen Sinn nicht zu entziffern vermag.

Wodurch wird nun der Künstler in den Stand gesetzt, die Wirkung seines Kunstwerks auf diese Art zu berechnen? Gewiß nicht durch unmittelbare Uebertragung des den Ueberresten griechischer Kunst eigenen Geschmacks! So vortrefflich dieser an sich selbst ist, so trägt er doch zu sehr das Gepräge seines Zeitalters, um unsern Sitten und unserer Geisteskultur anzupassen. Nur durch beständige Rücksicht auf die Ursachen jener hohen Schönheit, die wir an den Antiken bewundern — auf das Gesetz des Zusammenhangs nach Zeit und Ort — wird es der Kunst gelingen, den reinen Abdruck eines Ideals im Genius der Zeit selbst zu entdecken.

Auf diese und keine andere Art läßt sich der Geist alter Kunstwerke mit Erfolg auf unser Zeitalter übertragen. Nicht die Form der Antiken, sondern die Gründe, die Veranlassungen, die ihnen diese Form gaben, müssen wir festhalten, und in das Bedürfniß unserer Kunstprodukte verweben. Auf diesem Wege werden wir, gleich den Alten, in der uns umgebenden Natur

die höhere, von aller Beschränktheit des Wirklichen gereinigte Natur finden.

Der wahre Grund des Wohlgefallens an den Werken der bildenden Kunst liegt nähmlich in dem dunkeln Gefühl eines in der uns umgebenden Natur vorhandenen Ideals von Schönheit, dessen wohlthätiger Einfluß, gleich einer unsichtbaren Gottheit, alle unsre Denk- und Gemüthskräfte erweitert, und zum Anschauen einer reineren, vollendetern Natur erhöht.

Um sein Kunstwerk in diesen Kreis des Wohlgefallens, in dieses Reich der Schönheit hinüber zu spielen; was kann der Künstler anders thun, als den Charakter der Zeit und des Volks, für welches sein Kunstwerk bestimmt ist, in der Reinheit eines Ideals darzustellen? Er wird von der wirklichen Menschheit den Maßstab nehmen, welcher dem Umfang seiner Ideen Form und Ausmessung gibt; aber er wird nie beym Individuum stehen bleiben, will er anders nicht seines Zwecks gänzlich verfehlen. Nur durch Läuterung der ihm vorschwebenden individuellen Natur zum Ideale der Natur wird er seinem Kunstwerk den Adel und die Allgemeinheit geben, die seine Würkung sichern. Diese Allgemeinheit aber muß gleichwohl das Gepräge von Zeit und Klima

tragen, wenn sie eine Wirkung hervorbringen soll, die derjenigen ähnlich ist, welche die Kunstwerke Griechenlands so sehr auszeichnet.

Ich wende mich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu einem unserm Zeitalter näher liegenden Bedürfnisse. Wenn das bisher Gesagte in der Natur der Sache selbst gegründet, und also keinem Zweifel unterworfen ist: so bieten sich dem Freunde des Wahren und Schönen eine Menge Erscheinungen an, die mit unserer gerühmten Kultur schwer zu vereinigen sind. Warum thun unsre Künstler so wenig die Vortheile, welche der Geist des Zeitalters, und ein Zusammenfluß der außerordentlichsten Begebenheiten anbiethet, um auch die bildende Kunst bis zu jener Würde zu erheben, wo sie Theil an öffentlichen Angelegenheiten nimmt, und sowohl Denkmahl als Beförderungsmittel Deutscher Vaterlandsliebe und eines echten Patriotismus wird? Die Entschuldigung, daß Werke dieser Art bey dem Mangel des griechischen Gemeingeistes nicht belohnend seyen, kann sie bey der Nachwelt nicht rechtfertigen. Es stand zum Theil bey ihnen, diesen Gemeingeist zu wecken. Der Gedanke an mein Vaterland, und an den erhabenen Beschützer der Künste, Wilhelm

den Neunten, erwacht bey mir, und gibt dem, was ich bisher gesagt habe, neue Lebhaftigkeit. Die Bilder so mancher großen und edlen Menschen, so mancher Auftritte der Vergangenheit bis auf die neueste Zeitgeschichte, gleiten vor meiner Seele vorüber, und machen mir das Bedürfniß einer edlern Bestimmung in der bildenden Kunst recht fühlbar.

Es liegt in der Natur der schönen Künste, sich aus innerer Thatkraft zu entwickeln: nichts desto weniger aber kann diese Entwickelung durch die schützende und lenkende Hand des Regenten, so wie durch den aufmunternden Beyfall des Publikums, gefrühzeitigt und ihre Wirkung verstärkt werden.

In dieser Rücksicht nimmt ein berühmter Schriftsteller unserer südlichen Nachbarn *) den Einfluß der schönen Künste unmittelbar in den Geist der Gesetzgebung auf, und verspricht sich davon die stärksten Wirkungen. "Die schönen Künste," sagt er sehr treffend, "die durch das enge Band zwischen dem Schönen, dem Wahren und Guten auf den öffentlichen Unterricht

*) Der Ritter Gaetano Filangieri, im VII. Bande seiner *Scienza della legislazione*, Neapel, 1785., III. Theil 55. Kapitel.

und die Sitten einen so entschiedenen Einfluß haben, fordern den Schutz und die Leitung der Gesetzgebung. Man muß sie gebrauchen, um Verdienste zu belohnen, Tugenden zu ehren, große Thaten zu verewigen. Man befördere, wie in Griechenland, die Künste durch die Tugend, und die Tugend durch die Künste, indem die Werke des Künstlers die Tugenden des Helden krönen, und die Tugenden des Helden das Talent des Künstlers wecken. Nehmen die Künste auf diese Weise einen ausgezeichneten Platz unter den Mitursachen des Patriotismus und des Ruhms ein: so fühlt sich auch der Künstler geehrt, als ein Mann, welchem die Gesetze und der Staat eines der wichtigsten Geschäfte übertragen haben."

Diese Gedanken eines scharfsinnigen Welt- und Menschenkenners verdienen dem Geist unserer Zeiten nachdrücklich empfohlen zu werden, um den schlummernden Patriotismus zu wecken, die Kunst, und durch sie die Menschheit, zu veredeln. Sie geben zugleich befriedigende Aufschlüsse über die Ursachen der hohen Schönheit griechischer Kunstwerke, und bezeichnen den einzig richtigen Weg, auf dem wir sie mit Erfolg nachahmen können.

# XII.

## Die zwey Schutzgeister.

### Gespräch.

Ariel.

Wohin so traurig, Bruder? Denn auch du bist eines Dichters Schutzgeist.

Zardi.

Ich? — Aber sage mir erst, wohin so fröhlich du?

Ariel.

Der Sterbliche, der meiner Obhuth anvertrauet ist, schlummert eben an einem Wasserfall, im Schatten rosiget Gesträuche, Homer neben ihm aufgeschlagen. Dort hab' ich ihn dem Traumgott überlassen, der mit linden Flügeln über seiner Phantasie schwebt, wie der Westwind über einem Blumenbeet. Er lächelt, und die Bilder, die er sich wachend schuf, schwimmen — gleich silbernen Wölkchen vor dem Mond — auf seiner Stirne. Siehst du diese Blumen hier?

Zardi.

Sie beschämen den Regenbogen. O sage mir, welche von den tausend Sonnen des großen Weltalls hat sie ihrem Planeten entlüft?

Ariel.

Keine von den tausenden hat sie einem vergänglichen Weltkörper entküßt, denn sie sind unsterblich — die jüngstgebohrnen für den Kranz meines Dichters. Ich will sie der Muse auf den Altar legen.

Zardi.

Siehst du diese Nesseln in meiner Hand?

Ariel.

Du bist nicht mein Bruder!

Zardi.

Verachte mich nicht! Daß du einen Glücklichern durchs Leben leitest, hängt nicht von deiner Wahl ab. Denn was hab' ich gesündigt, daß ich verdammt bin, einen Reimer zu begleiten? Jetzt will ich der Muse diese Nesseln — unsre jüngste Ernte — darbringen, und sie anflehen, daß sie meinen Unbesonnenen von seiner Reimsucht heile.

Ariel.

Unsterbliche kümmern sich darum nicht.

Zardi.

Aber Unsterbliche können das betrügliche Dunkelklar der Einbildung in Tag und Nacht verwandeln, das ist: ganz oder gar nicht erscheinen.

Ariel.

Schön und eine Seeligkeit iſt's, vor tauſenden leuchten, durch die Kraft des Gottes, der in uns wirkt, Herr der Welt und ihrer Schönheiten, und — welches über das Alles geht — Herr ſeines Schickſals ſeyn! Dem Ahnen- und Beutelſtolz, der vornehmen Unwiſſenheit Verachtung zulächeln, zufrieden mit dem Glück, der kleinen Zahl beſſerer Menſchen zu gefallen. In dieſer Lage befindet ſich mein Trauter.

Zardi.

Siehſt du? Wie peinlich muß es denn nicht ſeyn, dieſe Vorzüge ſchätzen, ſuchen, und bey aller Anſtrengung verfehlen! O die kalte Gleichgültigkeit der Helden! Sie ſind's, die am wenigſten Lärm machen, und am meiſten entſcheiden.

Ariel.

Ich vergeſſe den Himmel, um meinem Lieben nahe zu ſeyn, wenn er ſich in ſeinen Entzückungen verliert.

Zardi.

Ich wollte meinem Ungehorſamen in jedem andern Geſchäfte behülflich ſeyn, als in dem, wozu er nicht gebohren iſt. Ich zittre, wenn ihn die Reimſucht befällt, und doch kann ich ihn davon nicht heilen. Die Blumen welken

unter ſeinen Händen; ſtatt des Lobes, erntet er Spott, und allgemeine Verachtung iſt die Frucht ſeiner Nachtwachen. Noch laſſen ihn Eigenſinn und Eigenliebe den Mangel der Talente nicht fühlen. Er tobt über die Kunſtrichter, weil ſie die Wahrheit ſagten, und ſchilt die Welt undankbar, weil ſie keine Schönheit da finden kann, wo keine iſt.

Ariel.

So iſt er durch eigene Schuld unglücklich, den du leiteſt. Du dauerſt mich!

Zardi.

Iſt denn dein Trauter glücklich, weil er's ſeyn will?

Ariel.

Ich weiß nicht. Aber dieſe Blumen ſind doch ſehr ſchön!

Zardi.

Und dieſe Neſſeln ſehr brennend!

# Kleine Schriften

von

Joseph Friedrich Engelschall,
Professor der schönen Literatur zu Marburg.

---

Nach des Verfassers Tode

herausgegeben

von

Carl Wilhelm Justi,
Superintendenten, Konsistorialrathe und Professor zu Marburg.

---

Zweyter Theil.

---

Göttingen. 1805.
Bey Heinrich Dieterich.

# Inhalt

## des zweyten Theils.


I. Ueber Wachsbildnerey. S. 1

II. Ueber die Möglichkeit und Erforderniſſe einer wiſſenſchaftlichen Pathognomik. 39

III. Ideen zu einer allgemeinen Charakteriſtik der Menſchheit, in Rückſicht auf Pathognomik. 71

IV. Der Löwenſtein. 130

V. Ueber das Kunſtgefühl. Urſachen ſeines Mangels und ſeiner Verſtimmung. 158

VI. Johann George Nispel. Ein Beytrag zur Künſtler-Geſchichte. 181

VII. Charakteriſtik des deutſchen Volksaberglaubens. Eine Skizze. 186

VIII. Der Eliſabeth-Brunnen bey Schröck unweit Marburg. S. 226

IX. Die Perle und der Thautropfe. 242

X. Juſt. Pöllner, oder Abenteuer und Beſonnenheit. 244

XI. Geſchichte der Kunſt. Ein Fragment. 320

XII. Anhang. Auswahl einiger ſpätern Gedichte, welche in der Sammlung des Verfaſſers (Marburg und Leipzig 1788.) nicht vorkommen. 375

# I.

# Ueber Wachsbildnerey.

— Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti: si non, his utere mecum.

Hor. Ep. l. 1. 6.

Der Geschmack, den das Publikum an natürlich bekleideten Wachsstatüen *), wodurch man verstorbene oder noch lebende merkwürdige Personen in aller ihrer Individualität darzustellen meint, seit einiger Zeit gefunden hat, verdient um so mehr den Blick der Beobachtung, da die bildende Kunst und die herrschende Art ihrer Darstellung mit der Stufe der Kultur, auf welcher sich eine Nation befindet, im genauesten Verhältnisse steht.

Ich habe bey unsern Kunstlehrern über diese den neueren Zeiten eigene Art der Darstellung

*) Man sollte sie eigentlich große Puppen nennen, um jenes Kunstwort nicht zu mißbrauchen.

wenig Befriedigendes gefunden: indessen ist die Sache, wegen ihres Einflusses auf die bildende Nachahmung des Schönen, nicht so gleichgültig, als man wähnen möchte. Manche neuere Erscheinungen in der bildenden Kunst sind leider von der Art, daß sie von dem Geschmack des sich neigenden Jahrhunderts nicht die besten Begriffe erregen. Mit Vorbeygehung aller übrigen Ausartungen der Kunst weilen wir jetzt bloß bey der Wachsbildnerey, und ihrer Wirkung.

Im Sommer des Jahrs 1790. wurden vom Hrn. Münzgraveur Kirchner in Cassel sechs für einige fürstliche Höfe verfertigte Wachsstatüen öffentlich gezeigt. Auch ich habe sie genau betrachtet, und sie waren es eigentlich, welche mich bewogen, meine schon ehedem über diesen Gegenstand gesammelten Gedanken in einige Ordnung zu bringen. Ehe ich aber dieselben dem Leser vorlege, wird es nicht zweckwidrig seyn, diese Wachsstatüen etwas näher zu beschreiben.

Die abgebildeten Personen waren: 1) Joseph II. Römischer Kaiser, 2) Katharina II. Kaiserinn von Rußland, 3) Friederich I. König von Schweden und Landgraf zu Hessen, 4) Pius VI. jetztlebender Papst, 5) Elisabeth, die Heilige genannt, Landgräfinn zu Hessen,

6) Juliane, zweyte Gemahlinn des Landgrafen Moritz zu Hessen, gebohrne Gräfinn zu Nassau.

Alle diese Personen, in natürlicher Größe und in ihrer gewöhnlichen Kleidung gegen einander über sitzend, machten eine beym ersten Anblick sehr auffallende Gesellschaft aus. Doch bestand das Auffallende nicht bloß in der Zusammenstellung dieser der Zeit und dem Charakter nach freylich sehr verschiedenen Personen, sondern ein gewisser Schauder, der uns beym Anblick solcher Wachsstatuen gemeiniglich anwandelt, war es, den ich auch hier durch die Erfahrung bestätigt fand. Ueber diesen Schauder und seine Ursachen werd ich mich unten weiter verbreiten.

Ich betrachtete diese merkwürdigen Menschen, und fragte während der Betrachtung mein Gefühl; ich verglich den Eindruck, den sie auf mich machten, mit den Bildnissen, welche die Geschichte von ihnen aufgestellt hat, und ich muß gestehen, daß die Resultate dieser Vergleichung wenig befriedigend waren.

Diese Wachsstatuen, welche, wie der Künstler versichert, nach Originalporträten bis zur Täuschung getroffen seyn sollten, standen nicht nur an Geist jedem halbweg guten Porträt nach,

sondern sie schienen mir auch schlechterdings nichts von den aus der Geschichte bekannten Charakteren der Original auszudrücken. Gleichwohl ist überlegte Darstellung eines Charakters im Momente der originellsten Thatkraft ein Gesetz, von dem kein ikonischer Künstler dispensirt werden kann.

Natürlich hafteten meine Blicke zuerst auf dem jüngstverstorbenen Kaiser Joseph. Ich sah einen wohlgebildeten Mann, mittler Größe, in grüner roth aufgeschlagener Uniform, mit dem Orden des goldenen Vließes gezieret; übrigens anmaßungslos vor sich hin sitzend. Sein Gesicht war in Ansehung des mechanischen Theils der Natur so nahe als möglich gebracht: ob es dem Monarchen gleiche, kann ich nicht sagen, da ich weder ihn selbst, noch eine zuverlässige Abbildung von ihm gesehen habe. Was ich aber am meisten suchte — Josephs unverkennbare Geistesgröße sowohl, als die Spuren seiner Mühseligkeiten — fand ich nicht. Ich kann mir's nicht ausreden lassen, daß Ruhmbegierde, eine der tiefwirkendsten Leidenschaften, in diesem Gesichte gewühlt haben müsse, wovon ich keine Spur entdeckte. Was ich sah, war nicht die Physiognomie eines Fürsten, der mit rastlosem

Bestreben sein Reich und sein Volk zum ersten in Europa machen wollte, und dessen gigantische Entwürfe nur darum scheiterten, weil das Volk, welches er beherrschte, noch zu wenig aufgeklärt und eifersüchtig auf die Konstitution des Landes, seine wohlthätigen Absichten verkannte. Daher tiefer Unmuth, der im furchtbaren Kampfe mit Geistesgröße in der Natur unstreitig auffallen mußte, und wovon ich in dieser Abbildung keine Spur entdeckte. Ein ziemlich gemeines mich anstarrendes Gesicht konnte schwerlich der Kaiser Joseph in der wunderbaren Mischung seiner Tugenden und Eigenheiten seyn.

Fast gleiche Empfindung flößte mir die Abbildung der Russischen Kaiserinn ein. Ich hätte eher Alles vermuthet, als daß ich den Schatten dieser großen Frau vor mir sähe. Auch fand ich keine Aehnlichkeit mit den mir bekannten Bildnissen, die wenigstens in den Hauptzügen übereinstimmen. Eben so wenig Ausdruck: es war höchstens die Vorstellung einer Dame von gewöhnlichen Geistesfähigkeiten. Ihre prächtige Robe von Muselin, und der bis auf die Erde herabwallende Hermelinmantel von dunkelrothem Sammet ersetzten die Majestät nicht, die ich im Antlitze vergeblich suchte.

Bloß die braune Gesichtsfarbe des Königs von Schweden ließ, auf die Heldenthaten seiner Jugend schließen; übrigens wenig Charakteristisches.

Von der Landgräfinn Elisabeth läßt sich um deßwillen nichts Bestimmtes sagen, weil sie eine Heilige ist, und die Abbildungen solcher geweihten Personen bekanntlich eben so unzuverlässig sind, als manche ihrer Tugenden. Die Geschichte sagt, daß diese Fürstinn sehr schön gewesen sey, und in so weit stimmt die Abbildung mit der Geschichte überein. Wenn ich aber die Erzählungen von ihren Widerwärtigkeiten, und von ihrer büßenden Lebensart lese: so kann ich mich nicht enthalten, die frische Röthe ihres Angesichts in dieser Wachsstatüe ein wenig auffallend zu finden.

Bey dem übrigens nicht schönen Gesichte der Gemahlinn Landgraf Moritzens muß man den Fleiß des Künstlers bewundern, indem selbst die Pockengruben sehr natürlich nachgeahmt sind.

Noch den meisten Ausdruck schien mir die Abbildung des Papstes zu haben, — nicht eben im Angesichte, sondern in der ganzen Stellung. Ein langer ansehnlicher Mann, im perlenfarbenen mit Spitzen besetzten Talar und rothen sammtnen

nen Mäntelchen, die rechte Hand in einer Bewegung, als ob er den Segen ertheile, hat beym ersten Anblick etwas Anziehendes.

Von dieser kurzen Charakteristik wende ich mich nun zur Wachsbildnerey und der Art ihrer Nachahmung selbst.

Nie wußte der kleine Halbgott Mensch seinen Bestrebungen Gränzen zu setzen. Die Erfindungen seiner Verfahren wurden ihm bald gleichgültig; nur das Neue, welches er für vollkommner hielt, reitzte ihn. Aber nach jenem unwandelbaren Gesetze der Natur, welches keinen Stillstand erlaubt, ging er nicht selten zurück, indem er vorwärts zu gehen glaubte. Die schöne Kunst des Zeichnens fing in Griechenland mit einem Schattenrisse an, durchlief alle Stufen ihrer Veredlung, und schien zu den Zeiten des Perikles den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben. Sie sank also allmählich wieder, und verlor sich fast gänzlich unter dem Druck der Barbarey des Mittelalters. Bald rang sie, durch die Fürsten des Hauses Medicis neu belebt, nach ihrer vorigen Höhe, und lieferte Werke der Bewunderung — artete von neuen in übertriebene Spitzfindigkeit aus, ging zur Wachsbildnerey über, und verliert sich

vielleicht künftig in ihrem ersten Ursprung — einer Silhouette.

So hielt die Kunst von jeher mit der Menschenbildung gleichen Schritt: sie hatte, eben so wie diese, ihre Kindheit, ihr männliches Alter, und ihren Verfall durch allzu große Verfeinerung — bis sie gleich einem Phönix aus den Trümmern ihrer Vernichtung in verjüngter Schönheit neu hervorging.

Ob dieses bey unsrer entarteten Kunst der Fall seyn werde, kann nur die Zeit lehren; ich habe es hier mit der Wachsbilderney zu thun.

Wenn ich meine eigene Erfahrung mit allen mir bekannt gewordenen Beobachtungen über Wachsstatüen vergleiche, so lassen sich daraus ziemlich zuverlässig folgende Resultate herleiten:

a) diese Wachsstatüen in jeder Gestalt und Größe machen niemahls auf Geist und Herz denjenigen Eindruck, welchen vorzügliche Werke der Mahlerey und Bildhauerkunst bey wohl organisirten Menschen hervorbringen.

b) Der Anblick natürlich bekleideter Wachsstatüen ist fast durchgehends mit einem gewissen Schauder verknüpft, dessen Ursache man sich nicht sogleich erklären kann.

Beyde Erſcheinungen verdienen durch Aufſuchung ihrer Urſachen in ein helleres Licht geſtellt zu werden.

1. Warum bringen Wachsſtatüen bey wohl organiſirten Menſchen, in ſchönen und gebildeten Seelen, keine der Mahlerey und Bildhauerkunſt ähnliche Wirkung hervor?

Mich dünkt, die Urſache liege theils in dem Umſtande, daß die Wachsbildnerey durch die Art ihrer Nachahmung das Hohe und Göttliche der Kunſt gänzlich ausſchließt, theils darin, daß ſie wirkliche Natur mit nachgeahmter verbindet, ohne dieſe Nachahmung bis zur wirklichen Natur hinaufſtimmen zu können, woraus nothwendig ein Mißton in der Zuſammenſetzung, und bey dem Anſchauer ein unangenehmes Gefühl entſteht. Wirkliche Natur aber iſt mir in unſerm Falle die Bekleidung ſolcher Statüen, nachgeahmte ſind die aus Wachs geformten nackten Theile. Hier wird alſo nachgeahmte Natur zur Hauptſache, und wirkliche zur Nebenſache gemacht; wir ſehen einen natürlichen Roſenſtock, dem man aus Taft verfertigte Blumen aufgeheftet hat.

Wann wird man aufhören, das Unterſcheidende der Natur und der Kunſt zu verkennen?

Waren seit den ersten Versuchen Jahrtausende nicht hinreichend, den stolzen Geist des Menschen zu überzeugen, daß die Natur nach allen ihren Eigenheiten ewig unerreichbar bleiben wird? Alles, was die Natur hervorbringt, muß zur Vollkommenheit des Weltalls mitwirken, und ist diesem Endzweck verhältnißmäßig untergeordnet — ein Ganzes, dessen Theile unter sich selbst und mit der bewegenden Ursache zusammenhangen, und sich in ihren Wirkungen begegnen; dem aber eben deßwegen die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die nur ein Werk der schöpferischen Kunst ist. Vollkommenheit des Weltalls, das ist die harmonische Wirkung aller seiner Theile zum Ganzen, kann nicht, wie in der Kunst, durch den vereinzelten Begriff von bedeutungsvoller Wahrheit und Schönheit erschöpft werden.

Ferner, in der lebenden Natur gibt es keinen Stillstand, keinen Ruhepunkt, der mehrere der Zeit und dem Raume nach verschiedene Einheiten zu einem stehenden Ganzen in sich vereinte. Alles ist fortströmender Genuß, vorübergleitende Erscheinung von Bildern, aus denen nur der Verstand ein vollendetes Ganze zusammen setzen kann. Dieses vollendete Ganze ist es eigentlich, was

ich unter dem Hohen der Kunst verstehe, und worin sie die Natur übertrifft.

Wenn aber in dieser Rücksicht die Natur hinter der Kunst zurück bleibt, so steht ihr die Kunst hinwieder darin nach, daß die Natur nicht über einen gewissen Punkt hinaus nachgeahmt werden darf, weil sie, sobald die Aehnlichkeit zu groß wird, alle Bemühungen der Kunst sie zu erreichen vereitelt.

In diesem meist übersehenen Unterschied der Darstellung liegt die Quelle mancher Mißverständnisse, und die Auflösung mancher problematischen Erscheinungen, wohin ich auch die Wirkungen der Wachsbildnerey rechne.

Warum mißfällt uns eine bemahlte Statue? und warum betrachten wir mit Entzücken eben dieselbe Vorstellung durch die kluge Vertheilung von Licht und Schatten auf einer Fläche ausgedrückt? Im ersten Falle sehen wir eine unvollkommene Natur; im andern überrascht uns das Täuschende der Kunst, und der Schöpfergeist, welcher heterogene Dinge mit einander zu vereinigen — einer Fläche Rundung und Vertiefung zu geben wußte.

Diese Wirkung der Mahlerey ist eben diejenige, welche die Schönheit überhaupt hervorbringt, und

aus welcher daher einige Philosophen, z. B. Mendelssohn, den Begriff des Schönen haben entwickeln wollen. Das überraschende Zusammentreffen des Zufälligen oder Fremdartigen mit den Forderungen der Vernunft erzeugt ein für den Geist belebendes und beschäftigendes Wohlgefallen.

Eben dieser Kontrast gefällt uns an dem belebten Marmor. Die Idee des Lebens, und die des todten Steins verschmelzen in einander, und gewähren dem Verstande jenes feine und geistige Vergnügen, welches aus der schicklichen Vereinigung ganz verschiedener Gegenstände entspringt. Die Kunst ist für das Auge das, was der Witz für die Denkkraft ist; in beyden wird die Aehnlichkeit nur durch den Nebenbegriff der Verschiedenheit reitzend. Das Vergnügen, welches echte Kunstwerke der Seele gewähren, gründet sich auf eine bestimmte Art von Beschäftigung ihres Thätigkeitstriebes.

Machen wir jetzt von diesen Erfahrungssätzen die Anwendung!

Jedes Naturprodukt, ist durch seine innere Organisation sowohl, als durch die Einwirkung äußerer Gegenstände, mit der allgemeinen Ordnung der Dinge verkettet, also nie für sich

allein, und durch ſich allein daſtehend. Die vegetirende Pflanze, und die ganze Stuffenfolge organiſirter Weſen bis hinauf zum denkenden Menſchen — welch' ein künſtliches, und ſowohl unter ſich ſelbſt, als mit den äußern Gegenſtänden, fein verflochtenes Gewebe zeigen ſie uns in ihrem inneren Bau! Und dieſe Verbindung aller Theile zu einem harmoniſchen Ganzen enthält den Grund aller Veränderungen, welche im Innern eines ſolchen organiſchen Weſens vorgehen, und ſich mehr oder weniger auf ſeiner Oberfläche äußern. Dieſe Aeußerungen der im Innern vorgegangenen Veränderungen ſind es, was wir Ausdruck nennen.

Um alſo dem nachgeahmten Ausdruck den Grad von Täuſchung zu geben, der ihn von der wirklichen Natur nicht mehr unterſcheiden ließ, mußte die Kunſt mit einem alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes überſteigenden Scharfblicke nicht bloß die Oberfläche, ſondern zugleich das wunderbar verflochtene innere Triebwerk des organiſchen Körpers, den ſie darſtellen will, durchſchauen — welches in dem erforderlichen Grade unmöglich iſt. Echte Kunſtwerke unterſcheiden ſich daher durch eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit; ſie ſtehen durch ſich und für ſich allein

da, unabhängig von den unzähligen Wechselbeziehungen, wodurch jedes Naturprodukt in seiner Art modificirt, und in seiner Bestimmung vervielfältigt wird.

Hierzu kommt noch das oben erwähnte beständige Fortwirken jeder lebenden Natur, deren Kräfte sich nur durch Succession äußern. Diese fortschreitende Entwickelung der Kräfte läßt uns im gesellschaftlichen Leben den Menschen immer von mehr als einer Seite sehen; man betrügt sich, wenn man bey Erblickung einer Person nur den gegenwärtigen Eindruck für das Bild derselben hält, es ist das aus der Vergangenheit und Gegenwart koncentrirte und verschmolzene Bild. Selbst bey Personen, die wir zum ersten Mahl erblicken, stellen wir stille Vergleichungen an; das Bild, welches sich der Verstand von ihnen entwirft, ist nie ganz rein, sondern das Aggregat mehrerer, durch die Association der Ideen verschmolzener Verstellungen.

Dieser Umstand, auf dem größten Theils die Nothwendigkeit eines Ideals in der Kunst beruht, erklärt zugleich die Ursache, warum ein aus Wachs geformtes Gesicht niemahls den Eindruck macht, den ein gutes Gemählde, oder ein vorzügliches Werk der Bildhauerkunst hervor-

brinat. Die Wachsbildnerey nähmlich, wenn sie einen Menschen in täuschender Aehnlichkeit darstellen wollte, müßte, mit den geheimen Triebfedern seiner ehemahligen und jetzigen Gemüthsbewegungen vertraut, nicht nur seine gegenwärtige Individualität, sondern auch deren Beziehung auf ehemahlige Lagen und Verhältnisse ausdrücken, und so das tausendfache Spiel menschlicher Gedanken und Empfindungen in einem harmonischen Ganzen darstellen.

Nicht bloß die Gegenwart, auch die Vergangenheit ist im Angesichte des Menschen abgedruckt. Diesen Abdruck mit allen seinen Nuanzen auf eine leblose Masse über zu tragen, kann mit einem hohen Grade von Täuschung nicht geschehen, ohne diese Nuanzen in ihrem ersten Ursprung aufzusuchen, und ihre Verbindung unter einander zu durchschauen. Die bildende Kunst gleicht hierin der Menschenkenntniß, welche, wie Hr. Maimon irgendwo richtig bemerkt, nicht darin besteht, daß man die eine oder die andre auffallende Eigenschaft eines Menschen anzugeben weiß, sondern daß man die verschiedenen, und selbst widersprechend scheinenden Aeußerungen desselben auf seine Individualität reduciren kann.

Um dieſes mit Erfolg zu leiſten, haben Mahlerey und Bildhauerkunſt einen ungleich größeren Spielraum, als die Wachsbildnerey, welche, da ſie Form und Kolorit mit einander verbindet, die Aehnlichkeit zu weit treibt, und eine Art der Darſtellung wagt, die immer hinter ihrem Originale zurück bleiben wird.

Mit der Unmöglichkeit, einem aus Wachs geformten Angeſichte die Wahrheit und Wärme des lebenden Ausdrucks mitzutheilen, iſt noch die Schwierigkeit verbunden, denn aus Holz, Leder und andern Materialien verfertigten Körper das auch unter der Bekleidung ſichtbare Ebenmaß, und den Gliedern die angenehme Schwunglinie zu geben, die ſie von wirklicher Natur nicht unterſcheiden ließ. Es iſt nicht einerley, ein bekleidetes Glied, und die ausgeſtopfte Bekleidung eines Gliedes zu ſehen. Der Mangel dieſer Konvenienz muß auch dem Auge des Ungeübten auffallen; er vermehrt das Unangenehme des Eindrucks, den die verfehlte Darſtellung eines lebenden Geſichts macht.

Die Mahlerey, welche durch kluge Vertheilung des Lichts Erhöhungen und Vertiefungen auf einer Fläche ſchafft, kann mit mehr Leichtigkeit der obigen Forderung zum Theil ein Genüge

leiſten, dadurch, daß ſie idealiſirt, und der Zeit und dem Raume nach verſchiedene Erſcheinungen mit einander verſchmelzt. Sie hat das voraus, daß ſie die Stellung ihrer Figuren anordnen, ihnen Bewegung und abweichende Richtungen geben, und ſie alſo im vortheilhafteſten Lichte zeigen kann. Sie ahmt die Natur nach, aber ſchöpferiſch, und ohne, wie die Wachsbildnerey, ihre Nachahmung mit wirklicher Natur zu vermiſchen. Das Sinnreiche, welches in der Art ihrer Darſtellung liegt, beſchäftigt den Geiſt auf eine wohlthätige Art: der idealiſirte Schein der Wirklichkeit iſt immer reitzender, als dieſe ſelbſt.

So auch in Anſehung der Bildhauerkunſt; die ſtille Vergleichung ganz heterogener Dinge iſt eine unerſchöpfliche Quelle des geiſtigen Vergnügens. Der Anblick des einfarbigen todten Steins, verknüpft mit der Idee des Lebens und der überwundenen Schwierigkeit, hat etwas höchſt Angenehmes, und gibt dem Ausdruck eine bedeutungsvolle Stärke. Die Wirkung der Bildhauerkunſt, ſo wie die der Mahlerey, hat immer einen Zuſatz vom Erhabnen, welches die Seele weit ſtärker beſchäftigt, als das bloß Wahre oder Schöne.

Was thut hingegen die Wachsbildnerey, wenn sie mit dem ihr eigenen kleinlichen Fleiß ein lebendes Individuum darzustellen wagt? Sie trägt die Oberfläche eines Gegenstandes auf einen andern Gegenstand über: aber weil diesem andern Gegenstande die Basis der Bildung, das ist die innre aus sich selbst wirkende Kraft, und also auch die Harmonie der sich gegen einen bestimmten Punkt bewegenden Theile, mangelt: so tritt Kälte und Vereinzelung an die Stelle der gefälligen Einheit im Mannigfaltigen: das nachgeahmte Leben, und der Mangel des Lebens machen einen widerlichen Kontrast — die ganze Wirkung ist verfehlt.

Wenn aber die Wachsbildnerey in Darstellung lebender Natur soweit hinter den Forderungen des ästhetischen Gefühls zurück bleibt, so ist sie vielleicht desto mehr geeignet, die leblose Natur täuschend nachzuahmen. Man muß gestehen, daß sie z. B. in Baumfrüchten und anatomischen Präparaten Nachbildungen geliefert hat, welche dem eigensinnigsten Geschmack kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Man hat die innern Theile des menschlichen Körpers mit solcher Kunst und Genauigkeit in Wachs nachgebildet,

daß ſie bey anatomiſchen Vorleſungen gebraucht werden konnten.

Ohne entferntere Beyſpiele deſſen, was die Wachsbildnerey in dieſem Fache leiſten kann, aufzuſuchen, darf ich hier nur den Hrn. Schildbach in Caſſel und ſeine Produkte nennen. Dieſer genievolle Mann weiß Baumfrüchte, Wurzeln und Küchengewächſe mit ſolcher Genauigkeit aus Wachs nachzubilden, daß ſie ſelbſt in der Nähe durch das bloſe Geſicht von wirklicher Natur nicht zu unterſcheiden ſind. Ich ſah unter andern bey ihm die Hälfte einer Zitrone, wo das innere Mark nebſt einigen durchſchnittenen Kernen ſowohl, als die äußere Rinde, ſelbſt das geübteſte Auge zweifelhaft lieſſen. Eben ſo täuſchend waren die Nachbildungen verſchiedener andern Obſtarten.

Dieſe Kunſt der Nachbildung kann allerdings für die Wiſſenſchaften wohlthätig werden, in ſo ferne ſie Naturprodukte entfernter Weltgegenden dem Auge des Forſchers mit phyſiſcher Genauigkeit darſtellt. Hier ſcheint alſo die Wachsbildnerey in ihrem eigenen Fache zu ſeyn; ſelbſt die Mahlerey kann dieſe Genauigkeit, dieſe Wahrheit der Darſtellung nicht erreichen.

Man gönne der Wachsbildnerey diesen Vorzug! Sie zeige sich uns immer als die getreue Nachbildnerinn der leblosen Natur; als solche hat sie Ansprüche auf unsern Dank. Aber auch als schöne Kunst? Ich denke nicht! Gerade die allzugroße Aehnlichkeit mit der wirklichen Natur stört das ästhetische Vergnügen, welches, nebst der Homogenität durchaus sinnliche Verschiedenheit verlangt.

Die zu genaue Nachahmung der Natur verfehlt also immer den eigentlichen Zweck der Kunst; wagt sie sich vollends an Darstellung des Menschen, so ist sie mit einer unvermeidlichen Unvollkommenheit verknüpft. Hierin liegt ein Hauptgrund des Mißfallens, womit wir bekleidete, Wachsstatuen betrachten. Es gibt unverkennbare Grundsätze der Harmonie und Verschiedenheit zwischen Natur- und Kunstprodukten, deren warnende Stimme uns erinnert, beyde Arten der Schöpfung nicht mit einander zu verwechseln — von keiner die Eigenschaften und Beziehungen der andern zu fordern. Das Letztere thut aber die Wachsbildnerey wirklich; und weil diese Forderungen nicht befriedigt werden können, so erklärt sich's daher, warum sie in Ansehung der Wirkung hinter der Mahlerey und

Bildhauerkunst so weit zurück bleibt. Wir wollen durch jedes Kunstprodukt in Affekt gesetzt werden, und diese Erwartung wird im gegenwärtigen Fall auf eine peinliche Art getäuscht. Die Kunst, eingedenk ihrer Würde, soll nachahmen, nicht nachäffen *).

11. Ich wende mich jetzt zu dem zweyten der oben erwähnten Erfahrungssätze, daß nähmlich der Anblick natürlich bekleideter Wachsstatuen fast durchgehends mit einem gewissen Schauder verknüpft sey, dessen Ursache man sich nicht erklären kann.

*) Der Begriff von Nachahmen nähert sich in seiner Auflösung den Begriffen von nachstreben, wetteifern. "Durch mein Vorbild ist mir bloß das Ziel höher, als von mir selbst, hinauf gesteckt. Nach diesem Ziele muß ich nun, nach meinen Kräften, auf meine Weise, streben; zuletzt mein Vorbild selbst vergessen, und suchen, wenn es möglich wäre, das Ziel noch weiter hinaus zu stecken." Moritz, über die bildende Nachahmung des Schönen. Braunschweig 1788, S. 5. Edler und bestimmter kann der Begriff nicht angegeben werden. Von ihr ist das Nachäffen wesentlich verschieden, welches in der Uebertragung einer Oberfläche, ohne den innern aus sich selbst wirkenden Geist, besteht.

Von jenem Schauder, der aus täuschender Nachbildung eines in der Natur selbst furchtbaren Gegenstandes, oder aus widernatürlichen Verzerrungen und Stellungen, entsteht, ist hier gar nicht die Rede; denn in diesem Falle liegt die Ursache im Gegenstande selbst, nicht in der Abbildung. Bloß das überraschende, zurückstoßende Gefühl, welches uns beym Anblick solcher Wachsstatuen, die an sich nichts Widerliches haben, ergreift, kommt hier in Betrachtung.

Auf die Erfahrung gestützt, glaub' ich sicher annehmen zu können: daß jeder Schauder mit einem dunklen Bewußtseyn einer uns drohenden Gefahr, oder mit dem Gefühl eines Gegenstandes verknüpft sey, der unsre ruhige Lage stört, und uns in eine fremde mißbehagliche versetzt. Der Blick in einen gähnenden Erdschlund ist schauderhaft, weil wir uns des Gedankens hinabzustürzen nicht erwehren können; die Beschreibung der Hinrichtung des Damien ist schauderhaft, weil sie das Gefühl der Menschheit empört, und uns mit Empfindungen erfüllet, die durch den Kampf zwischen Schrecken, Mitleid und Selbsterhaltung peinlich werden.

Wie läßt sich nun diese Erscheinung auf Wachsstatuen anwenden? Dem ersten Anblick

nach ist hier nichts von einer uns drohenden Gefahr, oder einer peinlichen Veränderung unseres Zustandes, zu entdecken: treten wir aber näher hinzu, so finden wir allerdings etwas dem Aehnliches.

Der mit dem Anblick natürlich bekleideter Wachsstatuen verknüpfte Schauder läßt sich auf zwey Hauptursachen zurückführen; Ursachen, die sich anfänglich zu widersprechen scheinen, bey genauerer Betrachtung aber doch unter einem gemeinschaftlichen Prinzip begriffen sind.

Die erste dieser Ursachen ist das uns überall begleitende Bewußtseyn der in unserer Natur liegenden Fülle lebendiger Kräfte. Die Energie des Lebens, welche der Mensch mit seinem Wesen verbindet, und der hohe Werth, den er auf diesen Vorzug setzt, macht ihm jede seiner Natur analoge Erscheinung interessant. Tritt er näher hinzu, und findet diese Erscheinung gleichwohl von sich und seiner Natur wesentlich verschieden, so bebt er zurück; sein ganzes Gefühl sträubt sich gegen ein Wesen, das ihm zugleich äußerst ähnlich, und äußerst unähnlich ist.

Diesem nach wäre der Schauder in dem Umstande zu suchen: daß die Erscheinung,

indem sie anzieht, zurückstößt, und die Seele mit dem peinlichen Gefühl einer sich uns nähernden, und doch durchaus unähnlichen Natur erfüllt.

Worin besteht aber dieß Zurückstoßende? diese unähnliche Aehnlichkeit, die uns eine so widerliche Empfindung einflößt?

Der Manael des wirklichen Lebens an einem Objekte, das übrigens alle äußerliche Merkmahle eines belebten Körpers hat, ist ein zu natürlicher Grund dieser Erscheinung, als daß er sich dem Beobachter nicht sogleich anbiethen sollte. Eine dunkle Vorstellung von Leben und Mangel des Lebens scheint in diesem Augenblick das Gefühl der getäuschten Erwartung aufzuregen, und dadurch eine plötzliche Alteration hervor zu bringen.

Diese Meinung enthält allerdings die zunächst liegenden Ursachen der obigen Erscheinung; nur müssen diese Ursachen erst näher bestimmt werden, und da dürfte sich's leicht ergeben, daß der Grund des Schauders nicht sowohl in dem Mangel des Lebens, als vielmehr in der sich uns unwillkührlich aufdringenden Ahndung eines wirklich lebenden und handelnden Wesens, zu suchen sey.

Wäre die Lebloſigkeit an ſich abſchreckend, warum iſt ſie's nicht in der Mahleren, wo doch die Täuſchung auf einen ſehr hohen Grad getrieben werden kann? Warum betrachten ſelbſt zärtliche Perſonen, die ſonſt ſchlechterdings nichts Abſchreckendes ertragen können, einen lieben Verſtorbenen, ſo lang ihn der Tod noch nicht entſtellt hat, mit behaglicher Wehmuth — ſelbſt mit einer Art von düſterm Vergnügen? und warum können eben dieſe Perſonen ſich beym Anblick bekleideter Wachsſtatuen jener ſchauderhaften Empfindung nicht erwehren? Der Grund derſelben muß alſo tiefer liegen.

Ich gebe zu, daß er in dem oben erwähnten Bewußtſeyn der in unſerer Natur liegenden Fülle lebendiger Kräfte, und alſo in dem Mangel des Lebens an einem ſcheinbaren lebenden Objekte, zu ſuchen ſey: nur die Anwendung, nach welcher man eine ſtille Vergleichung zwiſchen Leben und Nichtleben, und das daher entſtehende Mißbehagen vorausſetzt, ſcheint mir weder in der Natur unſrer Empfindungen, noch in der Erfahrung gegründet zu ſeyn.

Nicht in der Natur unſrer Empfindungen. Jede Empfindung, die uns lebhaft ergreift,

läßt die ihr entgegengeſetzte nicht aufkommen, und geſtattet alſo auch keine Vergleichung. Nur in ruhigern Momenten wägt die Seele Empfindung gegen Empfindung ab; das daraus entſtehende Gefühl aber iſt meiſt von einer wohlthätigen Art. In der Bildhauerkunſt iſt die ſtille Vergleichung zwiſchen Leben und Nichtleben — die Idee eines organiſchen Weſens, verknüpft mit der Idee des gefühlloſen Steins — ein Hauptgrund des Wohlgefallens: warum ſollte ſie in der Wachsbildnerey ein Grund des Schauders werden? Vielleicht weil hier das nachgeahmte Leben vollkommener, die Täuſchung gröſſer iſt? Nein, in ſo fern dabey die ganze Figur in Betrachtung kommt, hat die Bildhauerkunſt in Anſehung der vollkommneren Darſtellung den Vorzug; die gröſſere Täuſchung beſchäftigt die Seele zu ſtark, als daß ſie einer Vergleichung Raum geben könnte.

Nicht in der Erfahrung: denn wir nähern uns den Wachsſtatuen mit dem Bewußtſeyn, lebloſe Weſen zu finden. Treffen wir nun etwas dem wirklichen Leben Aehnliches an, ſo beherrſcht uns für den gegenwärtigen Augenblick dieſes überraſchende Gefühl. Erſt in ruhigern Momenten ſchließt ſich die Vergleichung an den

erſten Eindruck: alsdann aber iſt mit demſelben auch der Schauder meiſt ſchon vorüber. Was ihn hervorbringt, kann alſo nicht die Vergleichung zwiſchen Leben und Nichtleben ſeyn. Wo aber jenes Bewußtſeyn, ſich lebloſen Weſen zu nähern, nicht Statt findet, da kann auch die Urſache des uns ergreifenden Schauders nicht in den Wachsſtatuen, als ſolchen, geſucht werden, ſondern ſie fließt mit der allgemeinen Urſache des zurückſtoßenden Gefühls, das der Anblick eines fremdartigen Körpers einflößt, zuſammen.

Findet nun in unſerm Falle keine Vergleichung Statt, aus welchem andern Grunde erklärt ſich denn der Schauder, welchen bekleidete Wachsſtatuen einflößen? Ich wüßte keinen näheren, als ein ſich uns aufdringendes dunkles Gefühl: daß dieſer uns ſo ähnliche Körper nothwendig denken und handeln müſſe. Was dieſer Vermuthung Gewicht gibt, iſt die Erfahrung: daß der Schauder nach dem Maße zunimmt, als die Wachsſtatuen ſich der wirklichen Natur nähern.

Man möchte zwar dagegen einwenden: daß wir in zehen Fällen gegen einen uns keiner Abndung von Leben bewußt ſind; allein wer hat die Natur in einem ſolchen überraſchenden Mo-

mente, wo ein plötzlich sie ergreifendes Gefühl ihr Wesen durchdringt, belauscht? Wie manche Erscheinungen in der physischen und sittlichen Welt hat man nicht Jahrhunderte hindurch aus einer falschen Quelle hergeleitet, bis der Zufall oder das Genie irgend einen Philosophen auf die wahre leitete? So kann auch in unserm Fall eine stille Ahndung von Leben den Grund jenes Schauders enthalten, wenn sie gleich mit gar keinem Bewußtseyn verknüpft ist. Wer die Macht der in unserer Seele liegenden Grundtriebe kennet, und darüber nachgedacht hat, wird dieses nicht unwahrscheinlich finden.

Zudem stellen diese Wachsstatuen gemeiniglich verstorbene oder noch lebende, durch ihren Stand, ihren Charakter, ihre Talente und Schicksale merkwürdige Personen vor, denen wir uns im Leben selbst nicht ohne gewisse dem Schauder ähnliche Empfindungen nähern würden. Es ist also dem System der Analogie innerer Empfindungen gemäß, daß wir bey einem solchen überraschenden Anblick einem Gefühl unterliegen, dem die sich durchkreuzenden Vorstellungen von Geist und Körper, von Leben und Nichtleben, eine mehr als gewöhnliche Stärke mittheilen.

Aber nicht bloß das Bewußtſeyn der in unſrer Natur liegenden Fülle lebendiger Kräfte, auch die Vorurtheile, auch die früh eingeſogenen Meinungen, wirken auf unſre Gemüthsſtimmung, und gerade dann am meiſten, wenn die Seele in tief einſchneidenden Momenten weder Zeit noch Faſſung hat, jenen innern Sinn und ſeine Vorſtellungen durch die Stärke der Vernunft zu verdunkeln.

Dieſe Betrachtung führt mich auf die zweyte wahrſcheinliche Urſache des mit dem Anblick bekleideter Wachsſiguren verbundenen Schauders, nähmlich die in unſrer Denk- und Gemüthskraft tief gewurzelte Vorſtellung von Erſcheinungen der Geiſter und Todten.

Dieſer Wahn, ſo ſehr ihn die geläuterte Vernunft zu allen Zeiten beſtritten hat, ſcheint in die Natur des Menſchengeſchlechts gewebt zu ſeyn; wir finden ihn auf allen Stuffen der Fortbildung deſſelben, unter allen Himmelsſtrichen, und mit jeder Art von religioſer Tradition verſchwiſtert. Der Menſch iſt gleichſam für das Wunderbare organiſirt. "Die Natur," ſagt Friedrich der Einzige, "hat dieß Ingrediens (den Aberglauben) in die Compoſition der ganzen Gattung gemiſcht; Eine Furcht,

Eine Schwäche, Eine Leichtgläubigkeit, Eine Uebereilung des Urtheils ziehet die Menschen durch einen natürlichen Hang in das System des Wunderbaren.“ Es hat selbst Philosophen gegeben, welche in der Apprehension der Geister den Ursprung der ältesten Volksreligion zu finden glaubten *).

Das heiße Morgenland war die Wiege dieses Wahns; Chaldäa, Persien und Aegypten bevölkerten die übrigen Welttheile mit Wesen ihrer erhitzten Einbildung. Besonders in dem Mythos der Aegypter, der sich in der Folge fast über alle damahls bekannten Völker verbreitete, war die Erscheinung und Einwirkung der Dämonen gegründet.

Wenige der weisen Männer des Alterthums, deren Nahmen oder Schriften bis auf uns gekommen sind, waren von diesem Glauben an die Einwirkung höherer Wesen ganz frey; oder

*) Hobbes z. B. sagt in seinem Leviathan, Cap 12. daß der Glaube an die Geister, die Unwissenheit der mitwirkenden Ursachen, die Ehrerbiethung für Dinge, welche die Menschen fürchten, und der Wahn, welcher in ungefähren Ereignissen etwas Vorbedeutendes findet läßt, die vier natürlichen Quellen der Religion seyen.

wenn sie es waren, so nützten sie ihn klüglich als ein Mittel zu Erreichung groſser Zwecke. Zoroaſter, Oſianes, ſelbſt Moſeh z. B. bedienten ſich deſſen, ihre Sittengeſetze dem Volk eindringender zu machen. Die griechiſchen Tragiker brachten ihn aus gleicher Abſicht auf die Bühne. Die Araber verdankten ihm die Ausbreitung ihrer alchymiſtiſchen Thorheiten; ſogar in den Lehrſätzen des Kon-fu-tſe, zu deſſen Sekte ſich die höheren und gelehrten Stände des ſinesiſchen Reichs bekennen, finden ſich Spuren ſeiner Allgewalt.

Iſt es alſo wohl zu verwundern, daſs er bis auf unſre Tage mit unwiderſtehlicher Macht die Gemüther der Menſchen beherrſcht? Er nimmt jede Geſtalt und jede Farbe an. Bald zeigt er ſich als Deſpot in der prieſterlichen Tiara; bald ſchmiegt er ſich heuchleriſch an die Philoſophie, und wagt es, den gröbſten Täuſchungen den Schein von tiefer Weisheit zu geben. So ſehr ihn die beſſere Ueberzeugung verwirft, ſo unwiderſtehlich drängt er ſich ſelbſt gebildeten Menſchen auf. Ohne ihn würden unwiſſende Betrüger, wie Schröpfer und Caglioſtro, kein ſolches Aufſehen gemacht haben.

Dieſer allgemein verbreitete Glaube an die Einwirkung der Geiſter, und — was faſt immer damit verknüpft zu ſeyn pflegt — ihre Erſcheinung gründet ſich hauptſächlich auf die beyden Extreme, Unwiſſenheit, und höchſte Vollendung der dichteriſchen Darſtellung.

Unwiſſenheit war es, welche die erſten Menſchen bey großen, oder durch ihre Neuheit überraſchenden Naturbegebenheiten auf die Erſcheinung und Einwirkung geiſtiger Weſen leitete. Als die Mutter aller Sterblichen, nach Milton's ſchöner Dichtung, zuerſt ihr Bild in einem hellen Waſſer erblickte, und davor zurückbebte, war ſchon der Keim dieſes Glaubens an fremdartige geiſtige Weſen vorhanden. Dichtung mag dieſes unter den erzählten Umſtänden immerhin ſeyn; ſimple Wahrheit aber iſt es in ſeiner Anwendung auf die erſten Erdbewohner, und ihr vollſtrömendes Naturgefühl überhaupt. Manche morgenländiſche oder griechiſche Schönheit möchte ſich wohl in einem jener Dichtung ähnlichen Falle befunden haben; denn von je her gab es dort helle Waſſer, und ſchöne Nymphen. Zwar konnte die beſſere Ueberzeugung nicht lange

ausbleiben: aber auch da noch fand man die Täuschung reitzend.

Eben so neu und überraschend mußte dem Naturmenschen der Wiederhall seyn, der jeden Laut, jede Aeußerung von Freude oder Schmerz zurücktönte. Ein Wesen, das man hörte, und nicht sah — was konnt' es dem Unerfahrenen anders seyn, als ein sympathisirendes geistiges Wesen? Die erhöhete Einbildung irgend eines Dichters oder Liebhabers mahlte das Bild weiter aus, und lieh ihm die versinnlichten Eigenschaften höherer Wesen. Dieß ist wahrscheinlich der erste Ursprung der Schutzgeister, Sylphen und Dryaden, womit die Sage jene paradiesischen Gefilde bevölkerte. Die Liebe war es, welche Engel und Dämonen erschuf, um hernach vor ihrem eigenen Geschöpfe zu beben.

Natürlich waren diese Erscheinungen gespannter Einbildung, nach den Launen und Bedürfnissen der Menschen, sehr verschieden: allgemein aber waren sie in die Hymnen und Nationalgesänge, die zu Aufbewahrung der ältesten Volkssagen dienten, verflochten. Vom Wolkenversammler Zevs bis auf Horazens iocosa imago wurden sie unter dem schönen griechischen und italischen Himmel ein unentbehrliches Bedürfniß

der Dichtkunſt. Die Schönheit ihrer Darſtellung kam der Tradition zu Hülfe, und verbreitete ihren Einfluß in alle Theile der Welt.

Der Geſchmack ſank unter dem eiſernen Zepter der wiederkehrenden Barbarey: aber der Glaube an dieſe geiſtigen Weſen ſank nicht, er veränderte nur ſeine Form. Die lieblichen Gottheiten der Griechen arteten durch die Gothen und Araber in Schreckbilder einer verſchobenen Phantaſie aus. Die Vermiſchung der platoniſchen Philoſophie, und der jüdiſchen Kabala mit der chriſtlichen Religion gründete ein neues Geiſterſyſtem — unfreundlich und finſter, wie ſeine Schöpfer — das ſich mit unſichtbarer Gewalt über den ganzen Erdkreis verbreitete. Noch iſt ſelbſt unter den gebildeten Ständen ſein Einfluß größer, als manche enthuſiaſtiſche Freunde der Aufklärung wähnen *).

*) Das Anſehen einiger Gelehrten des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts trug ſehr viel zur Verbreitung dieſes Geiſterſyſtems, und des darauf gegründeten magiſchen Aberglaubens bey. Was der Müſſiggang und die düſtere Schwärmerey in einer Mönchszelle ausgebrütet hatte, wurde jetzt durch ein wiſſenſchaftliches Gewand ehrwürdig gemacht. An der Spitze dieſer Gelehrten

Dieſe Furcht vor dem Wunderbaren iſt dem Menſchen natürlich. Bey immer zunehmenden Bedürfniſſen, mit zahlloſen Gefahren umgeben, bebt er vor fremdartigen Erſcheinungen eben ſo ſehr zurück, als er im Gegentheile geneigt iſt, ſich zu Verſtärkung ſeiner Kräfte an höhere Weſen anzuſchmiegen. Klima, Erziehung und früh eingeſogene Meinungen nähren dieſe Gemüthsſtimmung auf mancherley Art. Oft wähnt die ſtolze Vernunft, jene Schreckbilder des Vorurtheils gänzlich unterjocht zu haben; es darf aber nur ein leichter Zufall dazwiſchen kommen, um ſie mit neuer Stärke zu beleben. Es gibt Augenblicke der Ueberraſchung, wo wir ſchlechterdings nicht im Stande ſind, uns von dem, was in unſerer Seele vorgeht, Rechenſchaft zu geben.

Sollte nicht der Anblick bekleideter Wachsſtatuen in mehrern Fällen eine ſolche dunkle Ahndung von Geiſtererſcheinung aufregen? Die

befindet ſich der bekannte Johann Reuchlin, deſſen beyde Bücher de verbo mirifico, und de arte cabbaliſtica ungefähr um eben die Zeit erſchienen, als die ſo genannte große Peſt Europa durchlief; und noch iſt es zweifelhaft, ob dieſe oder jene mehr Schaden angerichtet haben.

Wirkungen eines tief gewurzelten Glaubens an den Einfluß unsichtbarer Wesen sind erstaunend; auch gesetzte und heldenkende Männer können sich, trotz aller Grundsätze, nicht immer davon loswickeln. Die öftere Wiederhohlung gewisser Ideen, die unser Beruf, oder die Lage, in der wir uns befinden, nothwendig macht, prägt sich der Denkkraft so fest ein, und gibt den Fibern des Gehirns eine solche Reizbarkeit, daß die dadurch hervorgebrachten Bilder selbst aus physischen Ursachen unvertilgbar werden. Mancher Kriegesheld, der auf dem Schlachtfelde dem Tode kaltblütig entgegen sah, konnte nicht die Furcht vor Geistererscheinungen besiegen, wenn sie ihn einmahl ergriff. Das Gespenst, welches dem Brutus vor der Schlacht bey Philippi erschienen seyn soll, hatte wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung.

Selbst die Fortbildung des Geschmacks — was man kaum denken sollte — trägt unter gewissen Umständen dazu bey, den unserer Natur und unseren Bedürfnissen analogen Glauben an Geistererscheinungen zu nähren, und zu befestigen. Einen solchen Zusammenfluß mitwirkender Umstände aber scheint unser übrigens sehr erleuchtetes Zeitalter zu begünstigen. Einige

neuere Werke der Dichtkunst haben durch ihre verschönerte Darstellung diesem System einen Reiz gegeben, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt der Einbildungskraft mittheilt, und durch sie, nach der Empfänglichkeit des Temperaments und Charakters, motivirt wird.

Was ist also natürlicher, als daß diese der Phantasie eingeprägten Bilder bey irgend einem frappanten Anlaß schnell aufblitzen, und durch die Assoziation der Ideen eine Menge dunkler Ahndungen herbeyführen, die sich in unserm Vorstellungsvermögen durchkreuzen, und jenen Schauder hervorbringen?

In einzelnen Fällen glaub' ich dieß durch die Erfahrung bestätigt gefunden zu haben. Ob es auf alle anwendbar sey, getrau' ich mich nicht zu behaupten. Für die empirische Psychologie ist indessen der Gegenstand wichtig genug, um durch fortgesetzte Beobachtungen darüber eine vollständige Theorie dieser und ähnlicher Erscheinungen aufzustellen. Eine solche Theorie würde nicht nur die Seelenlehre bereichern, sondern auch für die Philosophie der bildenden Künste wohlthätig seyn, indem sie die Natur ihrer Wirkungen auf sichere Grundsätze zurück führte.

Uebrigens möchten wohl dieſe Betrachtungen über Wachsbildnerey, außer ihrem unmittelbaren Einfluß auf die Kunſt, noch einige weitere Beziehung, und alſo auch für Leſer, die nicht eigentlich Dilettanten ſind, einiges Intereſſe haben. Es iſt eine richtige Anmerkung des Hrn. von Pauw *): daß ſich zwiſchen der Art, wie die Morgenländer mahlen, und wie ſie reden, mehr Aehnlichkeit findet, als man gemeiniglich glaubt. Wäre dieß auch auf die abendländiſchen Nationen, und ihre Darſtellungskunſt überhaupt anwendbar, ſo wünſcht' ich zu wiſſen, was wohl ein indiſcher Philoſoph, der mit dieſem Prinzip nach Deutſchland käme, ſich von unſerer Art zu reden und zu ſchreiben für eine Vorſtellung machen möchte, wenn man ihm unſre Karikaturen, unſre Silhouetten, unſre Arabesken, und unſre — Wachsſtatuen zeigte. Er müßte wahrſcheinlich glauben, daß unſer Ausdruck entweder gefliſſentliche Unnatur, oder kaltes Nachſtammeln fremder Ideen, nie aber vollſtrömender Erguß einer eigenthümlichen Gedankenfolge ſey. In manchen Fällen möchte der indiſche Philoſoph wohl nicht ganz unrecht haben.

*) Recherches philoſoph. ſur les Egypt. et les Chinois. 1773. T. I. p. 203.

# II.

## Ueber die Möglichkeit und Erforderniſſe einer wiſſenſchaftlichen Pathognomik.

Der Geiſt unſers an groſſen Ereigniſſen ſo fruchtbaren Zeitalters zeichnet ſich, wie im Felde der Politik, ſo auch auf dem Gebiethe der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, durch eine beyſpielloſe Erſchütterung aller zum Theil ſeit Jahrhunderten angenommenen Syſteme und Lehrmethoden aus. Was wird die Folge dieſer allgemeinen Gährung ſeyn? Eine neue Schöpfung gewiß! Ob aber dieſe neue Schöpfung die alte nach allen ihren Theilen überſcheinen, und die Entwickelung der im Geiſte des Menſchen noch ſchlummernden Fähigkeiten beſchleunigen werde, bleibt für jetzt noch unentſchieden. Schön und vielverſprechend ſind indeſſen die Ausſichten, und nicht alle die frohen Hoffnungen, welche ſo viele denkende Köpfe unſers Vaterlands verbreiten und nähren, werden verloren gehen.

Die Philoſophie, welche ſeit Jahrtauſenden das Wahre ſuchte, aber meiſt das Eigenthum weniger Erwählten blieb, nähert ſich dem Zeitpunkte, wo ſie als Königinn auftreten und mit edlem Bewußtſeyn um ſich her blicken darf. Sie verbreitet ihre Strahlen durch alle Stände; und wenn ſie auf einer Seite die bisher für unerſchütterlich gehaltenen Theorien und Syſteme vor ihren Richterſtuhl zieht, ſo war man auf der andern nie mehr als jetzt bedacht, die feinſten Reſultate des Denkens in die Verbindungen und Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens zu verweben.

Aus dieſem allgemeinen Hange, die geſammelten Beobachtungen der Vorzeit mit den Schlüſſen des Nachdenkens zu vereinigen und zu einem harmoniſchen Ganzen zu ordnen, ſind mehrere glückliche Verſuche gefloſſen, auch die bildende Kunſt, und durch ſie die Menſchheit, zu veredeln.

Befremdend aber iſt es, daß wir dieſe Verſuche nicht weiter verfolgt, und z. B. auf eine uns noch fehlende Pathognomik, oder Lehre vom Ausdruck der Leidenſchaften im menſchlichen Angeſichte, angewandt haben. Der Grund zu dieſer vielumfaſſenden Wiſſenſchaft iſt indeſſen

gelegt; die bereits vorhandenen Materialien zu Errichtung des Gebäudes, mit neuen vermehrt, werden gewiß in der Folge durch die Hand eines geschickten Baumeisters geordnet werden.

Wir haben, wie jede andere gebildete Nation, früher Künstler und Kunstprodukte, als eine Philosophie der Künste gehabt. Zur Zeit, als die Engländer und Franzosen bereits über den pittoresken Ausdruck und die Wirkung der Künste raffinirten, hatten wir sogar noch keine eigentliche Kunstsprache, bis Winkelmann, Hagedorn und Lessing mit ihren unsterblichen Werken auftraten, und, indem sie der Denkkraft neue Aussichten eröffneten, zugleich die Sprache reicher und biegsamer machten.

Von dieser Zeit an hat unsre Nation in diesem Zweige des schönen Denkens nicht nur mit ihren Nachbarinnen gleichen Schritt gehalten, sondern es ihnen auch in vielen Stücken, besonders in Bearbeitung neuer oder bisher wenig angebauter Fächer, zuvor gethan. Es scheint überhaupt eine Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters zu seyn, daß er weniger verweilend, weniger schnellergreifend ist; aber dagegen bey einmahl erkanntem Werthe eines neuen Gegenstands, durch Verbindung des Tief-

denkens mit der ihm eigenen Innigkeit, in Kurzem Riesenschritte thut, und seine Vorläufer weit zurück läßt. Dieß war wenigstens der Fall mit der Philosophie des Schönen, und der darauf gebauten bildenden Kunst.

Die Aesthetik ward durch Baumgarten unter uns erfunden. Lessing legte durch seinen Laokoon und seine Dramaturgie den Grund zur Philosophie der Kunste und des Theaters. Was ehedem über Physiognomik geschrieben worden war, schränkte sich auf einzelne meist oben abgeschöpfte Bemerkungen ein, deren Unzuverlässigkeit den hellen Kopf zurückscheuchte — bis Lavater durch seine Fragmente zeigte, was diese Wissenschaft bey einer gehörigen Bearbeitung werden könne. Trotz aller ihm entgegen gedämmten Widersprüche, ist gegenwärtig der Einklang innerer Gefühle mit körperlichem Ausdruck — und also die Wahrheit der darauf gebauten Physiognomik — von den größten Denkern der Nation fast allgemein anerkannt worden. Freylich fehlt der Physiognomik noch viel zu einer systematischen Wissenschaft: aber der Grund, auf dem wir fortbauen können, ist einmahl gelegt.

Die allgemeine Theilnahme, welche dieser neue Zweig der Menschenbeobachtung bey der

Nation fand, ließ erwarten, daß ſie zugleich auf den innigſt mit ihm verwebten Ausdruck der Gemüthsbewegungen in Geſichtszügen und körperlichen Stellungen die Aufmerkſamkeit ſpannen, neue Unterſuchungen veranlaſſen, und dadurch die Ueberſicht des Ganzen erleichtern würde. Dieſe Erwartung blieb aber, wie viele andre Erwartungen, unerfüllt. Ein nicht unbeträchtlicher Theil unſrer guten Schriftſteller ſchien ſich ſogar vereinigt zu haben, die Phyſiognomik mit allen erdenklichen Waffen zu beſtreiten. Nicht gemeine Gelehrſamkeit auf einer Seite, Erfahrungen und alle Scheingründe der Heilkunde und Naturgeſchichte des Menſchen auf der andern, wurden aufgebothen; die Pfeile der Ironie fiſchten mit unter, und man ſchien nicht abgeneigt, die wiſſenſchaftliche Phyſiognomik für Viſion einer erhitzten Einbildung zu erklären. Das Publikum wankte in ſeinen Urtheilen; tiefes Schweigen trat an die Stelle der lebhafteſten Theilnahmen.

Es liegt in der Natur ſolcher wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, die mit irgend einem Schönheitsgenuſſe verknüpft ſind — durch irgend eine angenehme Seite der Selbſtliebe ſchmeicheln — daß ſie im Vorſtellungsvermögen des Menſchen

nur deſto tiefer wurzeln, je mehr die untheilnehmende Menge, oder das Privatintereſſe einzelner Schriftſteller ſie herabzuwürdigen ſucht. Dieß war auch der Fall mit der Phyſiognomik. Weder die Waffen, womit man ſie bekämpfte, noch der ſchnelle Uebergang des Publikums zur Kälte, haben die Menſchenkennerinn von der einmahl eingenommenen Stelle verdrängt. Sie blieb ſtehen, wie die Wahrheit, die freylich auch eine Zeit lang verdunkelt werden kann, endlich aber mit neuen Strahlen die geſammelten Wolken zertheilet, und in ihrer urſprünglichen Schönheit daſteht.

Zehen Jahre nach Erſcheinung des erſten Theils von Hrn. Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten betrat ein neuer Schriftſteller die faſt verlaſſene Laufbahn mit glücklichem Erfolg. Hr. Engel, in ſeinen Ideen zu einer Mimik, verband mit nicht gemeinem Beobachtungsgeiſte jene prüfende Ruhe des Verſtandes, jene Schärfe und Beſtimmtheit des Urtheils, welche bey Unterſuchungen dieſer Art ſo nöthig ſind, um nicht blendende Spiele der Einbildung für Thatſachen zu nehmen. So belehrend aber auch ſeine Beobachtungen über dieſen bisher faſt gar nicht bearbeiteten Zweig der Menſchenkenntniß ſind, ſo theilen ſie

doch mit den leidenschaftlichen Entwürfen des Hrn. von Götz das Sickſal, daß ſie keinen Nachfolger fanden, und daher, ſo wie die Phyſiognomik, ohne weitere Ausführung und nähere Beſtimmung geblieben ſind.

Dieſe Erſcheinung wird natürlich, wenn man bedenkt, daß der Einfluß ſolcher Kenntniſſe auf das Glück und die weitere Fortbildung des Menſchengeſchlechts noch immer bezweifelt, oder doch nur dunkel erkannt wird, weil die Berührungspunkte ihrer Wirkungen zu verſteckt liegen, weil ihre Verkettung mit den Erſcheinungen des wirklichen Lebens zu fein und geiſtig iſt. Sie fanden daher von jeher weniger Liebhaber, als die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, deren Einfluß, durch Zufall oder poſitive Geſetze beſtimmt, anſchaulicher und daher auch anziehender iſt.

So wenig aber dieſe Beobachtungen über den körperlichen Ausdruck bisher mit anhaltendem Eifer fortgeſetzt und erweitert worden ſind, ſo unverkennbar iſt ihr Einfluß auf mehrere Zweige des Denkens und der Kunſt: ſie wirkten ſtill, aber tief. Einige der ſchärfſten Denker unſrer Nation haben ihren Nutzen erkannt, und ſie in ihre Syſteme verwebt.

Nach dem, was bis jetzt über Physiognomik und Mimik geschrieben worden ist, bleibt nun noch die dritte, diesen beyden analoge Wissenschaft zu bearbeiten übrig, nähmlich die Pathognomik oder Leidenschaftsdeutung aus den Gesichtszügen. Diese Wissenschaft ist mit den beyden erstern so enge verknüpft, daß sie kaum von diesen ihren Schwestern getrennt werden kann, so wie auch diese hinwieder manches Hülfsmittel von ihr entlehnen, und sich in ihrem Lichte verklären. Nothwendig mußte sie später bearbeitet werden, als Physiognomik; denn Kenntniß der leidenschaftlichen Symptome setzt Charakteristik des Körpers im ruhenden Zustande voraus.

Man hat allerdings in den älteren und neueren Zeiten Manches über die Leidenschaften und ihre sichtbaren Merkmahle geschrieben: es waren aber — so wie Alles, was man ehedem über Physiognomik debutirte — meist oberflächliche Gedanken und Beobachtungen, die nie auf ein gemeinschaftliches Prinzip reduzirt, nie der durch Klima, Geschlecht, Alter und Charakter verschiedenen Menschenform angeeignet waren. Hierin liegt wohl ein Hauptgrund von dem bisherigen geringen Fortgange der Beobachtungen über den Ausdruck der Leidenschaften.

Das Beſte, was mir bis jetzt in dieſem Fache haben, ſind die Werke des de la Chambre *), und des le Brun. Der Letztere beſonders ſchien auf dem rechten Wege zu ſeyn, indem er die Natur der Leidenſchaften ſtudirte **). Allein er drang nicht tief genug in das Weſen derſelben; er blieb auf halbem Wege ſtehen. Seine Ekiſſen, die man noch immer den Lehrlingen der Zeichenkunſt in die Hände gibt, ſind nichts weniger, als muſterhaft. Das Ueberſpannte, Verzerrte, oft Unnatürliche derſelben iſt zu auffallend, als daß es noch gerügt werden dürfte. Ein andrer ſehr weſentlicher Fehler derſelben aber liegt in ihrer Allgemeinheit, oder in dem gänzlichen Mangel

*) *Les Charactères des Paſſions. Par le Sr. de la Chambre, Médicin de Monſeigneur le Chancellier. A Amſterdam, l'An 1658. Chez Antoine Michel.* IV. Theile in 12.

**) Dieß iſt bloß von dem mahleriſchen Theile der Verſuche des le Brun zu verſtehen; denn was ſeine Erklärungen, und beſonders den Diſcours ſur la Phyſiognomie, betrift, ſo fordert es in der That einige Selbſtverläugnung, die Seichtigkeit derſelben mit dem Umſtande, daß dieſes Feld damahls noch wenig angebauet war, zu decken.

aller Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Charakter. Sollen z. B. die Symptome des Zorns ausgedrückt werden, ſo geſchieht's in dem Geſicht eines wahren Wilden mit klotzenden Augen, flammendem Haar und knirſchendem oder aufgeriſſenen Munde. Die übrigens ſehr ſinnliche Liebe finden wir nur in dem Geſicht eines gekränzten Mädchens, die Verachtung in der Skizze eines Diogeneskopfs. Von den Geſichtern, welche das Weinen ausdrücken ſollen, wiſche man die Thränen hinweg, und ſie könnten eben ſo gut Eiferſucht und üble Laune darſtellen.

Ohne die Verdienſte des Hrn. le Brun zu verkennen, bin ich der Meinung, daß die wahre Kunſt den Ausdruck der Leidenſchaften, mit Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Temperament, jedem individuellen Charakter aneignen, und, was das Vornehmſte iſt, dem unerlaßlichen Geſetz einer ſchönen Grundform unterordnen müſſe. Die Liebe, der Haß drücken ſich z. B. ganz anders im Geſichte des Cholerikers aus, als im Geſichte des Sanguineus; ſo wie ſie auch nach dem Unterſchied der Jahre ſich ſehr verſchieden äußern.

Aber iſt auch eine Pathognomik, d. i. eine Lehre von beſtimmten Merkmahlen der Leidenſchaften im Angeſichte des Menſchen, in derjenigen Vollkommenheit möglich, die ich davon verlange, und wodurch ſie erſt zum Rang einer Wiſſenſchaft erhoben wird? Wie viele Schwierigkeiten ſind aus dem Wege zu räumen! wie viele Vorurtheile zu bekämpfen! wie viele Reſultate des Beobachtens und Denkens zu läutern!

Die Vernunft — um nur einige dieſer Schwierigkeiten zu berühren — die Vernunft gebiethet ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte: die Leidenſchaft wirkt für ſich und mit unverhältnißmäßiger Heftigkeit, gegen einen Punkt, wohin die übrigen Kräfte nicht konvergiren — wenigſtens nicht mit gleicher Stärke. Vernunft und Leidenſchaft müſſen daher im beſtändigen Kampfe ſeyn.

Wie kann nun dieſe Erſcheinung für Pathognomik genutzt werden? Welche Data zur Beſtimmung des Charakters gibt ſie an die Hand? Iſt ein leidenſchaftliches Geſicht darum vernunftlos? Und wenn dieſes, wie ich glaube, nicht ſeyn ſollte, wie ſind Vernunft und Leidenſchaft in den Geſichtszügen verſchmolzen? —

Fragen, deren Beantwortung nicht so leicht ist! Denn so sehr die allgemeinen Merkmahle der Leidenschaften kennbar, und selbst Unwissenden verständlich sind, so verwickelt, in einander greifend, und theils widersprechend werden sie, so bald sie näher bestimmt, und auf die unendlichen Nuanzen des Alters und Temperaments berechnet werden sollen.

Eine andre große Schwierigkeit für die Bearbeitung der Pathognomik liegt in dem Geiste des Zeitalters, und jener Art von übertriebener Verfeinerung, die man Höflichkeit, Lebensart oder Convention des gesellschaftlichen Umgangs zu nennen pflegt. Wie soll der Philosoph die Leidenschaften beobachten, da alle Künste der Erziehung darauf abzwecken, sie zu verbergen, und die höfische Verstellungskunst eine nothwendige Eigenschaft des feinen und gebildeten Mannes ist? — wie die Aeußerungen der Leidenschaften in die bildende Kunst übertragen, da man sie in der Natur nicht leiden mag? Soll er vielleicht seine Beobachtungen auf den rohen Naturmenschen einschränken? Aber alsdann werden sie mit dem Gesetz der Schönheit unverträglich, und also in der Kunst nicht anwendbar seyn. Soll er sie

der gebildeten Menschenklasse den Moment erlauschen, wo Vernunft und Sitten durch die Leidenschaft gelähmt werden? Dann wird er den Menschen in Augenblicken beobachten, wo er unter der Würde des Menschen ist; das Resultat seiner Beobachtung wird also Karrikatur der Menschheit seyn.

Diese und mehr andere Schwierigkeiten sind groß, aber nicht unübersteiglich; jene Vorurtheile sind tief gewurzelt, aber nicht unvertilgbar. Das Licht der Philosophie und tiefere Blicke in die Natur kommen uns auch hier zu Statten. Eine still vorschreitende Veredlung der Menschheit ist zu sichtbar, daß sie uns nicht auf jedes neue Resultat des Denkens und Empfindens aufmerksam machen sollte. Die Strahlen der Vernunft, die weder Zwang noch Aberglaube hemmt, färben und beleben in ihren unendlich verschlungenen Richtungen so manche neue Schöpfung, deren künftiges Daseyn sich unsre Vorfahren nicht einmahl träumen ließen. Warum sollten wir an der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Pathognomik zweifeln? Ist nicht die Grundlage dazu bereits verhanden? Unser Lavater's und Engel's Versuchen, und den ältern Versuchen des erwähnten

de la Chambre und le Brun, haben auch Hogarth, Lichtenberg, Pernety und Parſons *) brauchbare Materialien geliefert. Beſonders aber ſind Camper's **) glückliche Verſuche, den Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen zu beſtimmen, lehrreiche Winke, die für dieſes noch wenig bearbeitete Feld eine reiche Ernte hoffen laſſen.

Die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Pathognomik möchte alſo wohl keinen Zweifel unterworfen ſeyn; aber freylich läßt ſich von der Möglichkeit nicht ſogleich auf die Wirklichkeit ſchließen. Nur dann kann eine neue Theorie des Denkens und Handelns ſich Eingang verſprechen, wenn ihr Einfluß auf das Wohl der Geſellſchaft und die Veredlung der Menſchheit nicht zu verſteckt iſt. Es gibt Unterſuchungen, die durch ihre Frivolität mehr die müſſige Speku-

*) *Human Phyſiognomy explaind by Mr. Parſons*, in den *Philoſ. Transact. Vol. 44 P. I. Suppl.*

**) Peter Camper über den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen verſchiedener Gegenden und verſchiedenen Alters. Ueberſetzt von S. Th. Sömmerring. Berlin, 1792.

lation, als das Weiterkommen in den Wissenschaften und Künsten, befördern; und es gibt oberflächliche Beurtheiler, die nur zu geneigt sind, jede Theorie, deren Einfluß ihnen nicht sogleich einleuchtet, mit jenen Untersuchungen zu vermengen. Dieß war von je her der Fall mit den Beobachtungen über den Ausdruck im menschlichen Angesichte, so wie mit der höheren Zeichenkunst überhaupt.

Und doch ist vielleicht das ganze Leben hindurch dem Menschen nichts wichtiger, als die Beobachtung der Leidenschaften an sich selbst, und an andern. Ein grosser Theil unsers Glücks und unserer Ruhe hängt davon ab; die Herrschaft, die wir über unsre eignen und fremde Leidenschaften erlangen, gibt uns in den Berufsgeschäften, so wie im Umgange mit Menschen, ein entschiedenes Uebergewicht; sie verlängert und verschönt den Genuß des Lebens, und unterwirft so manche Erscheinungen in der moralischen und politischen Welt, die der Unwissende als Erfolge des blinden Glücks betrachtet, unsrer Willkühr. So wie das Vergnügen, welches die Schaubühne gewährt, seinen Grund in der Erregung angenehmer oder gemischter Leidenschaften hat, so gibt es vielleicht noch andre

Zweige des geistigen Vergnügens, deren Entwickelung durch Beobachtung und zweckmäßige Anwendung der Leidenschaften einer künftigen Generation vorbehalten bleibt.

Die Leidenschaften sind das große Triebwerk der menschlichen Thätigkeit; ohne sie ist in der sittlichen Welt kein Leben, und in der schönen Kunst weder Geist noch Ausdruck. Selbst unangenehme und zerstörende Leidenschaften sind in der Hand eines Weisen, der sie zu lenken und an andern zu nutzen weiß, das, was die Erdbeben und Vulkane in der Hand der Vorsehung sind — strenge Mittel zu Erreichung großer Zwecke.

Aus diesen und andern Gründen mehr ist die Beobachtung der Leidenschaften und ihrer äußerlichen Merkmahle für den Psychologen sowohl, als für den Arzt, von der äußersten Wichtigkeit. Von beyden wird eine gewisse Gewandtheit des Geistes erfordert, die augenblicklichen Erscheinungen zu nutzen, und ihre Verkettung mit den Erfolgen in der Geister- und Körperwelt zu durchschauen. Diese Gewandtheit können sie nur durch tiefes Studium der menschlichen Natur und durch anhaltende Beobachtung ihrer Aeußerungen im Momente lebendiger Thatkraft, sich

erwerben. Wenn die Pathognomik einmahl zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht werden ſollte, deſſen ſie mir fähig ſcheint, wie leicht wird es alsdann dem Pſychologen und dem Arzte ſeyn, die ſiebenfache Hülle zu durchdringen, hinter welcher der Menſch ſeine Gedanken und Empfindungen zu verbergen wähnt — wie leicht dem Miniſter, dem General, ſeinem Souverän, trotz aller Verſtellungskünſte des Hofs, in der Seele zu leſen — wie leicht dem Liebhaber, dem Freunde, dem Sollizitanten, den Schlingen heuchleriſcher Freundlichkeit zu entgehen, und Gedanken zu entziffern, die im Innerſten der Seele verborgen liegen!

Aber wird dieſe Fertigkeit, aus den äußerlichen Symptomen die innerſten Gedanken zu entdecken, im geſellſchaftlichen Leben nicht eben ſoviel Schaden als Nutzen anrichten? — Wird ſie nicht den Samen des Mißtrauens und der Verachtung ausſtreuen, Freunde entzweyen, und das Glück der Ehe verbittern? — Freylich wird ſie bey einer verkehrten Anwendung das Alles, und noch vieles Andere können: aber der Mißbrauch und das aus ihm entſpringende Böſe muß uns nie abhalten, das überwiegende Gute hervor zu ziehen und zu befördern.

Iſt nun die Pathognomik, wie ich ſie mir vorſtelle, eine auf das Wohl der Menſchheit unmittelbar wirkende Wiſſenſchaft: ſo fragt ſich's, warum ſie bisher meiſt nur oberflächlich behandelt worden iſt? und warum ſie ſelbſt in unſern aufgeklärten Tagen, wo doch der Beobachtungsgeiſt an Sicherheit und unparteyiſcher Darſtellung immer mehr gewinnt, noch keinen eigentlichen Bearbeiter gefunden hat, der ſie zum Rang einer Wiſſenſchaft erhob? Waren es die mit ihr verknüpften freylich nicht kleinen Schwierigkeiten? oder war es die Kälte des Publikums und das Undankbare ſolcher Unterſuchungen, was den Mann von Kopf zurückſcheuchte?

Daß die Pathognomik, wenn ihre bisherigen Bruchſtücke zuſammengefügt, und durch korreſpondirende Wirkung zum Ganzen veredelt werden, zu einer Wiſſenſchaft geeignet ſey, iſt wohl keinen Zweifel unterworfen. Denn was iſt Wiſſenſchaft anders, als Form des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Denkkräfte? Iſt alſo die feinere Beobachtung leidenſchaftlicher Ausdrücke in der Erfahrung gegründet, und kann der menſchliche Geiſt durch weiteres Forſchen ſich davon Regeln abſtrahiren: ſo muß jene Beobachtung auch einer wiſſenſchaftlichen Form fähig ſeyn.

Was aber die Urſachen ihrer bisherigen Vernachläſſigung betrift, ſo möchten wohl die oben genannten Hinderniſſe vereint hier und da ihren nachtheiligen Einfluß geäußert haben. Indeſſen würde man der deutſchen Nation, die an Schärfe und Feinheit des Denkens noch täglich ſo auffallende Beyſpiele gibt, Unrecht thun, wenn man ihr keine Empfänglichkeit für philoſophiſche Beobachtungen im Gebiethe der ſchönen Kunſt zutrauen wollte. Vielleicht fehlte es nur an Veranlaſſung und Aufmunterung, dieſen wichtigen Zweig der Menſchenkenntniß mehr zu bearbeiten.

Ich maße mir keines Weges an, mich an die Stelle des Mannes zu drängen, der, mit allen erforderlichen Talenten und Wiſſenſchaften ausgerüſtet, ein Syſtem von Pathognomik aufſtellen könnte: aber doch wird es mir als einem Miteiferer für Menſchenglück und die ſchöne Kunſt es zu fördern, erlaubt ſeyn, einige Gedanken über die nöthigen Erforderniſſe einer Leidenſchaftsdeutung darzulegen. —

Allgemein beſtimmte Charakteriſtik der Menſchheit in ihren verſchiedenen Formen und Verhältniſſen des Lebens iſt meines Erachtens die Grundlage, wor-

auf das Gebäude einer wiſſenſchaftlichen Pathognomik ſowohl, als das der Phyſiognomik, errichtet werden muß.

Enthält aber eine ſolche allgemeine Charakteriſtik der Menſchheit nicht etwas ſich ſelbſt Widerſprechendes? Wie läßt ſich z. B. die Organiſation der ſchöngebildeten Menſchenklaſſe in Kleinaſien mit der Organiſation der Kamtſchadalen und übrigen Völker um den Nordpol vergleichen, und aus dieſer Vergleichung eine genetiſche Form abſtrahiren? — wie die Charakteriſtik der Afrikaner in das Eigenthümliche der Inſelbewohner des Südmeers verſchmelzen? Etößt nicht der Menſchenbeobachter, ſo wie er aus einem Lande in das andere tritt, auf Reſultate, welche der Allgemeinheit einer genetiſchen Menſchenform offenbar entgegen ſind? Sollte die urſprüngliche Menſchenform in ihrer reinen Abgezogenheit dargeſtellt werden, ſo müßten die dazu erforderlichen Data in der Kindheit des Menſchengeſchlechts aufgeſucht, und aus mehrern Weltgegenden mit einander verglichen werden. Dadurch würde eine Scheidung des Weſentlichen von dem Zufälligen bewirkt; dem Nachdenken müßte es ſodann nicht ſchwer fallen, die Grundlage einer allgemeinen Menſchen-

form zu finden. Wir können aber die Menschheit faſt bloß in ihrer alternden Periode betrachten, wo ihre urſprüngliche Form ſo ſchwer zu entdecken iſt, weil ihre weſentlichen Beſtandtheile mit den zufälligen aufs innigſte vermiſcht ſind.

Daher entſteht eine unendliche Verſchiedenheit in den Unterabtheilungen, die den Philoſophen verwirren, und die geſuchte Allgemeinheit der Menſchenform durch immer neue Bilder zerſtören muß. Durch alle Zuſtände und Verhältniſſe, die den Menſchen umgeben, durch den ſo verſchiedenen Einfluß des Himmels, durch die Milde oder den Druck der Geſetze, denen er gehorcht, durch die Form der Meinungen ſeiner Zeitgenoſſen, ihre Weisheit, und ihre Thorheit — ſelbſt durch die Nahrungsmittel, und durch die Art ſie zu genießen, wird eine mehrere oder mindere Abweichung von der urſprünglichen Form ſeines Geſchlechts hervorgebracht. Alle dieſe Modifikationen durchkreuzen ſich vor den Augen des Beobachters; der ewige Kampf zwiſchen Veredlung und Verſchlimmerung zerſtört das Bild des Ganzen. Oft glauben wir den Menſchen in aller ſeiner Eigenthümlichkeit zu erblicken, wir wollen die Erſcheinung feſthalten,

und sie verschwindet unter unsern Händen in ein Luftbild.

Dem ersten Anblick nach also scheint eine allgemeine Charakteristik der Menschheit kaum denkbar, vielweniger in den Erscheinungen des Lebens wirklich zu seyn. Treten wir aber näher hinzu, und heften wir dabey den Blick auf die bey aller Verschiedenheit des Himmelsstrichs sich immer gleiche Grundbildung des Erdkörpers: so entdeckt sich uns die Einheit des Menschengeschlechts im schönsten Einklang mit den Erscheinungen der Natur im Großen. Die allgemeine Harmonie der Schöpfung, kann und wird sich nicht bey dem Menschen — dem Vollkommensten, was sie hervorbrachte — durch einen Mißton offenbaren. Alle noch so verschiedenen Unterabtheilungen verlieren sich bey näherer Betrachtung in einer allgemeinen genetischen Form, wie die Farben des Lichtstrahls im Vereinigungspunkte. Nur die Sinnlichkeit, nur das Zufällige unsers Geschlechts, verändert sich nach äußerlichen Eindrücken, Klimaten und Lebensweise — der Grundstoff der Bildung bleibt sich immer selbst gleich. Man schränke daher ja nicht den genetischen Begriff der Menschheit nur auf den gebildeten Europäer ein. Der

Mensch ist zur Veredlung und Humanität bestimmt, aber diese Humanität ist nicht das Wesen seiner Grundform.

Hierzu kommt noch, daß in unserm Falle von einer solchen allgemeinen Charakteristik der Menschheit die Rede ist, wie sie das Bedürfniß der Kunst erheischt. Das heißt: der allgemeine Begriff von Menschheit verschmilzt in dem Ideale der reinen und vollkommenen Menschenbildung, die das Eigenthümliche der Kunst ausmacht. Ich weiß, daß es noch immer Leute gibt, welche die unbedingte Nachahmung der Natur zum höchsten Gesetze der Kunst machen, und Arkadien in den rohen Sitten unsrer Landleute wieder finden wollen: was aber die Philosophie der Kunst durch diese Grundsätze gewonnen hat, haben uns einige neuere Versuche gelehrt. Viel anders dachte der weise und feinfühlende Grieche! Ihm war die Kunst — so wie seine Dichtung — das Talent, den Geist in eine fremde, verschönte, aber durch die Phantasie mit der wirklichen aufs innigste verbundene Welt zu versetzen. Das Entzücken, welches wahre Kunstwerke einflößen, besteht in einer stillen Vermuthsetzung unsers gegenwärtigen Zustandes mit einem höheren, vollkommneren. —

Der Mann also, der uns eine Pathognomik liefern will, wird aus den gesammelten Beobachtungen über das Menschengeschlecht das Allgemeine von dem Besondern scheiden, mit der Geschichte aller Zeiten und Völker vergleichen, und den dadurch erhaltenen Grundbegriff zum Ideale der Kunst hinauf läutern. Materialien zu einer solchen abgezogenen Charakteristik der Menschheit hat die neuere Philosophie, und ihre Anwendung auf Völker- und Länderkunde, in reichem Maße geliefert; und ist nur einmahl der Anfang gemacht, so werden sich die Begriffe über Charakteristik der Menschheit von selbst entwickeln, und mit jedem neuen Versuche an Bestimmtheit gewinnen. —

Das nächste, warum sich sodann die Pathognomik zu bekümmern hat, sind Grundsätze der Harmonie zwischen Geistes- und Körperform, und diese Grundsätze liefert die Physiognomik, wenn einmahl ihre bisherigen Beobachtungen in eine wissenschaftliche Form gebracht seyn werden.

Es müßte also vor allen Dingen ein System der Physiognomik, nach jenen Grundsätzen geordnet und durch gesammelte Erfahrungen bestätigt, aufge-

ſtellt und zum Grunde gelegt werden. Nach den wichtigen Vorſchritten, welche die Phyſiognomik bereits gethan hat, und aus dem reichen Vorrathe ihrer Beobachtungen, wird es nicht ſchwer ſeyn, wo nicht ein vollſtändiges Syſtem derſelben aufzuſtellen, doch allgemeine Grundregeln zu abſtrahiren, welche der Leidenſchaftsdeutung zur Baſis dienen, ihre Beobachtungen ſchärfen und berichtigen können.

Nur mit unverwandtem Blick auf dieſe Vorausſetzungen dürfte wahrſcheinlich die Pathognomik mit einigem Erfolge bearbeitet werden können. Man denke nicht, daß ich zu weit ausholle: jede neue, oder neu angewandte Beobachtung über den Menſchen iſt ſo innig mit allen vorhergehenden und nachfolgenden Beobachtungen verkettet, ſo eng mit dem Syſtem der Harmonie der Geiſtes- und Körperwelt verflochten, daß ſie ohne Auflöſung ihrer Beſtandtheile nicht davon getrennt werden kann. Ein unſichtbares Band knüpft die mehr oder minder lebhaften Gemüthszuſtände unauflöslich an den ſtehenden Charakter des Menſchen. Dieſen alſo müſſen wir vorher ſtudiren, ehe wir die ihm analogen Gemüthsveränderungen auf ſeiner Oberfläche wahrnehmen, und daraus

Regeln zu einer Leidenschaftsdeutung abstrahiren können. In Rücksicht auf diese enge Beziehung würde ich das bisher Gesagte den allgemeinen Theil der Pathognomik oder Leidenschaftsdeutung nennen; gehen wir jetzt zum besondern über.

Das erste, worauf die Pathognomik im engern Sinn ihr Augenmerk zu richten hat, müßten Grundsätze der Wirkungen des Gemüthszustandes auf den Körper, und des Körpers auf den Gemüthszustand seyn. Diese wechselsweise Beziehung ist von den bisherigen Bearbeitern der Pathognomik meist außer Acht gelassen, oder doch nicht mit der gehörigen Schärfe bemerkt worden. Sie begnügen sich mit den äußerlichen Symptomen, unbekümmert um die Gemüthszustände, und die Veränderungen, welche im Innern des Körpers vorgehen. Man hat auch hier, wie in so manchen andern Fällen, den Menschen zu einseitig betrachtet, und daher nur Muthmaßungen gewagt, wo man sichere Beobachtungen hätte sammeln können.

Diese Grundsätze der Wirkungen des Gemüthszustandes auf den Körper, und des Körpers auf den Gemüthszustand, können als

ſchwerlich das Werk eines einzelnen Beobachters ſeyn; denn ſie umfaſſen mehrere Unterabtheilungen, welche die vereinten Bemühungen mehrerer Denker in ganz verſchiedenen Fächern vorauszuſetzen ſcheinen.

Die Gemüthszuſtände, und die ihnen korreſpondirenden körperlichen Veränderungen müſſen nähmlich ſowohl pſychologiſch, als phyſiologiſch, und ſelbſt mediziniſch unterſucht werden. Alsdann erſt können ihre Merkmahle fixirt, und zur Grundlage einer Mimik und Pathognomik geeignet werden.

Sind dieſe Merkmahle einmahl vorhanden, und beſtimmt angegeben, ſo erhalten wir von ihnen eine ſyſtematiſche Charakteriſtik der Gemüthszuſtände, die ich als die erſte der erwähnten Unterabtheilungen betrachte. Sie liefern uns zum andern eine ſyſtematiſche Charakteriſtik der jenen entſprechenden körperlichen Zuſtände, als die zweyte Unterabtheilung.

Mit allen dieſen Hülfsmitteln ausgerüſtet, wird dann endlich der Mann, der es unternimmt, eine wiſſenſchaftliche Pathognomik zu liefern, die Leidenſchaften ſelbſt, und jede derſelben ins beſondere, darſtellen; er wird ihre Natur, ihre

Merkmahle, ihre Verwandtschaft unter einander, zeigen, und dabey sorgfältig in Anschlag bringen, wie sie nach Alter, Geschlecht und Temperament, klimatisch und diätetisch verschieden sind.

Die natürlichste Ordnung, in welcher sodann die Leidenschaften einzeln behandelt werden könnten, würde vielleicht durch die Eintheilung in angenehme, unangenehme und gemischte erhalten.

Die Art der Behandlung selbst muß meines Erachtens der individuellen Sehergabe eines jeden, der sich damit abgeben will, und die erforderlichen Talente besitzt, überlassen werden. Es muß sogar für das Ganze von entschiedenem Nutzen seyn, wenn eine oder die andere Leidenschaft von mehreren Beobachtern, und von jedem auf die seiner Empfänglichkeit angemessene Art, behandelt wird. Wenn nur jeder derselben richtig beobachtet, und nach den ihm gegebenen Erfordernissen richtig folgert: so wird uns ihre vereinte Bemühung weit schneller und sicherer zum Ziele führen, als die einseitigen Urtheile eines noch so scharfsinnigen, aber isolirten, Beobachters. Alles, was dieser uns zurückgeben kann, ist doch nur Resultat seiner individ

viduellen Empfindungs- und Vorſtellungsart. Dieſe kann aber nur dann zum reinen Bilde der Natur hinaufgeſtimmt werden, wenn ſie mit andern Vorſtellungsarten verglichen, und auf äſthetiſche Grundſätze des Schönen zurückgeführet wird.

Bruchſtücke ſind alſo wohl vor der Hand Alles, was wir in der Leidenſchaftsdeutung erwarten können: erſt eine künftige Generation wird daraus das Gebäude eines vollſtändigen Syſtems errichten. Aus dieſem Grunde ſcheint mir eine etwas freye Methode in Behandlung der Leidenſchaften die zweckmäßigſte zu ſeyn. Sie verbindet mehr das Angenehme mit dem Nützlichen, und bringt durch wohl angebrachte Blicke auf das geſellſchaftliche Leben, durch Züge aus der Geſchichte, durch Witz und lehrreiche Zwiſchenabhandlungen, ein Intereſſe hervor, das die Aufmerkſamkeit des Leſers feſſelt, und jede Darſtellung eindringender macht.

So wenig ſich aber auch dem Manne von Kopf vorſchreiben läßt, wie und auf welche Art er die Leidenſchaften behandeln ſolle; ſo nothwendig ſcheint es doch bey jeder Behandlungsart zu ſeyn, daß er nicht blos Dilettant und Kenner der Mahlerkunſt, ſondern ſelbſt Zeichner,

und zwar durch Studium gebildeter Zeichner, seyn müsse. Diese letztere Forderung an den Zeichner ist unerlaßlich. Der studirte Zeichner verhält sich zum bloß handwerksmäßigen, wie der höhere Geometer zum Landmesser. Unsere Zeichner im Durchschnitt begnügen sich mit der äußerlichen Form, und den zu ihrer Bestimmung erdachten Abtheilungen und Linien. Diese Abtheilungen, die man seit Albrecht Dürer aus einem Zeichenbuch in das andere übergetragen hat, sind aber in vielen Fällen unrichtig, und erreichen nicht einmahl die schöne Natur, vielweniger das hohe Antike, wie Camper *) noch neulich dargethan hat. Der pathognomische Zeichner aber soll nicht nur die individuelle Natur getreu darzustellen, sondern auch ihre Erscheinungen zum Ideal der Schönheit hinauf zu läutern verstehen, will er anders für Veredlung der Kunst arbeiten.

Eine pathognomische Zeichnung, wie ich sie mir in ihrer Vollkommenheit denke, muß der reine, vollendete Abdruck einer thätigen, und zugleich anziehenden Gemüthslage, und in dem Grundbegriff der idealischen Schönheit verschmol-

*) Von d. D. S. 48 flg. S. 59, S. 71 flg.

zen seyn. Diese idealische Schönheit finden wir an den Antiken. Wir müssen also vor allen Dingen trachten, uns mit den Regeln und Ausmessungen der alten Künstler bekannt zu machen, welches nach den Bemühungen eines Mengs, Winkelmann's, Camper's, und anderer Denker in der Kunst nicht mehr so gar schwer seyn möchte, wenn zumahl dabey mit steter Rücksicht auf antike Figuren verfahren wird.

Hat der Zeichner die griechische, oder die ihr am nächsten kommende, Gesichtsbildung gefunden, und dadurch die Nationalphysiognomie seines Landes veredelt: so darf er nur die beobachteten Symptome der Leidenschaften, nach den ihnen eigenen und wohl berechneten Abstuffungen, in diese Grundform hinein tragen, und auf denjenigen Grad mildern, der mit dem Begriffe höher Schönheit bestehen kann. Versuche dieser Art, glücklich ausgeführt, würden ihm ein nicht geringes Verdienst um die Kunst erwerben. —

Meine Forderungen an den Bearbeiter der Pathognomik sind strenge, und ich würde verlegen seyn, wenn es mir zur Pflicht gemacht würde, ihnen ein pünktliches Genüge zu leisten. Es ist aber immer rathsam, das Ziel hoch zu

ſtecken, weil dadurch auf einer Seite die Kräfte geſpannt, und auf der andern die unberufenen Mitkämpfer abgehalten werden. Geſetzt, daß manche Verſuche, ihm nahe zu kommen, mißlingen; geſetzt, daß die Schwierigkeiten ſich während der Arbeit häufen, und jede Anſtrengung vereiteln: ſo muß uns das nicht abhalten, eine Bahn zu verfolgen, die ſo viel Reizendes hat, und deren Ziel Ehre und Menſchenglück iſt.

Talente, Muth und unverdroſſener Fleiß werden hinreichend ſeyn, auch in der Leidenſchaftsdeutung etwas zu leiſten, das neben den Erfindungen des ſich neigenden achtzehnten Jahrhunderts nicht erröthen dürfte. Fortgeſetzte Beobachtungen — neue Aufſchlüſſe in der Philoſophie des Schönen — reifere Menſchheit — geweckteres Intereſſe — das Alles kann und wird auch auf die Fortbildung der Pathognomik wirken. Und warum ſollten wir uns ſelbſt ein frühes Ziel ſtecken, wo eine lachende Ausſicht in Gefilde voller Blumen und Früchte den Geiſt zu jeder Anſtrengung ſtärkt?

## III.

## Ideen zu einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit mit Rücksicht auf Pathognomik.

Eunt homines mirari alta montium, et ingentes fluctus maris, et latissimos lapsus fluminum, et Oceani ambitum, et gyros siderum, et relinquunt se ipsos, nec mirentur.

Augustin. Conf. X. §. 6.

Die schwebende Erscheinung in der Geister- und Körperwelt, die wir Mensch nennen, festzuhalten und ihr Bild in einem allgemein kenntlichen Umrisse darzustellen, ist, bey der räthselhaften Bestimmung und den widersprechenden Aeußerungen dieses Herrn der Schöpfung, ein Unternehmen, das sowohl Bescheidenheit als Ueberlegung zu mißbilligen scheinen. Ich weiß, daß dieser Gegenstand von je her die größten Denker beschäftigt hat, und daß es gewagt ist, sich an dieselben anzuschließen. Sollte aber der

Gedanke: daß wir nur durch ununterbrochene Vorschritte dem Ziele näher kommen, nicht einige Rücksicht verdienen? Die besonders in neueren Zeiten über die Natur des Menschen aufgestellten Theorien, so lehrreich und theilweis befriedigend sie für den Forscher seyn mögen, sind noch zu wenig geordnet, meist einseitig, und daher nicht selten einander zerstörend. Eine allgemeine Charakteristik der Menschheit, wie sie das Bedürfniß der Pathognomik erfordert, haben wir noch nicht.

Was ich über diesen Gegenstand sagen werde, ist ein Versuch, die zerstreuten Beobachtungen über den Menschen unter einander zu vergleichen, und aus den Resultaten dieser Vergleichung ein Ganzes zu bilden, das wenigstens für die Leidenschaftsdeutung befriedigend, und in Ansehung der dabey eintretenden Zweifel den wenigsten Schwierigkeiten unterworfen ist.

Gegenseitige Wirkung eines Menschen auf den andern, sie sey physisch oder moralisch, ist ein charakteristischer Zug seines Geschlechts. Wir können aber den Menschen meist nur einzeln herausgerissen aus dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge, beobachten: und doch soll seine charakteristische Darstellung sich an das gros

Ganze seines Geschlechts anschließen — seine Erscheinung, nach den unzähligen Verhältnissen und Auftritten des Lebens beobachtet und verglichen, soll zuletzt in einer allgemeinen Form verschmelzen!

Und diese allgemeine Form soll zu unserm gegenwärtigen Zweck geeignet seyn, das ist, sie soll den Forderungen der Pathognomik, als Philosophie, über die sichtbaren Zeichen der empfangenen habituellen Bildung und Richtung geistiger Kräfte, entsprechen, und also des Ausdrucks der verschiedensten Gemüthsbewegungen empfänglich seyn.

Um dieß allgemeine Bild der Menschheit zu entwerfen, ist der bloße Weg der Erfahrung nicht hinreichend; erst in den Resultaten der philosophirenden Vernunft verschmelzen die Erscheinungen der Sinnenwelt zu einem harmonischen Ganzen.

Wenn wir also erstlich die bisherigen Resultate der philosophirenden Vernunft über den Menschen mit einander zu vereinigen, und zweytens für das dadurch gefundene Noumenon die Belege in der wirklichen Natur und Erfahrung zu entdecken suchen: so möchte dieß wohl der sicherste Weg seyn, der uns zum Ziele führt,

## Erſter Abſchnitt.

Es gibt nur wenige Wahrheiten, welche nicht lange vorher, ehe die forſchende Vernunft ſie aus ihren Gründen entwickelte, und die Erfahrung beſtätigte, von dem Geiſte des Menſchen in Augenblicken ſeiner höchſten Spannung geahndet, und in mancherley Bildern dem Verſtande geoffenbaret worden wären. Dieß war auch der Fall mit der Natur des Menſchen. Schon die älteſten Dichter und Volkslehrer gaben dem Begriffe der Menſchheit, im lieblichen Gewande ſinnlicher Darſtellung, diejenige Form, welche der ſpätere Forſchungsgeiſt mehr enthüllet, und durch Aufſuchung der Gründe beſtätigt hat.

Faſt in Allem, was wir bey den Alten über die Natur des Menſchen finden, ſchimmert die allgemeine Idee durch: der Menſch iſt das Mittelglied zwiſchen Gottheit und ſichtbarer Welt. Spähen wir vor andern den Begriffen nach, welche die Griechen, dieſe gebildetſte und geiſtreichſte aller Nationen der alten Welt, mit dem Worte Menſch verbanden! Nach Abſonderung Alles deſſen, was bey ihren Gottheiten Staats- und Volksbedürfniß war, lag in ihrem Mythos die Vergeiſtigung des Sinnlichen, und umge-

kehrt die Verſinnlichung des Geiſtigen zum Grunde. Dieſe doppelte Wirkung hervor zu bringen — die göttliche Natur mit der menſchlichen gleichſam zu verſchmelzen — war ihnen die Menſchenform das glückliche Medium, welches beyde Naturen mit einander vereinte.

Auf dieſe Vereinigung gründet ſich die hohe Achtung der Griechen gegen die Menſchengeſtalt, die ſich in ihre Schriften ergoß, und ihren Kunſtwerken einen Geiſt einhauchte, der ſie bis auf unſre Zeiten unübertroffen gemacht hat. Nicht die wohlberechneten Verhältniſſe, nicht die ſanften wenig ausgeſprungenen Linien ſind es allein, welche die alten Kunſtwerke auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit heben; die durchſcheinende Intelligenz, die höhere Gottheit iſt es, was ihnen dieſe Vollendung gibt; und die zum Ideal hinaufgeläuterte Menſchengeſtalt in täuſchender Erſcheinung darſtellt.

Dieſes reine Bild des Erhabenſchönen konnte nur die Folge einer ſtillen Uebertragung göttlicher Eigenſchaften auf ein organiſirtes Weſen ſeyn. Wirklich verband der Grieche mit der menſchlichen Geſtalt das Erhabenſte, was ſich in der Erſcheinung denken läßt; daher bey ihm jene hohe Begeiſterung, jenes himmliſche Feuer, das

die versinnlichte Gottheit seinen Kunstwerken, so wie seinen Dichtungen, einhauchte? — bald den todten Marmor belebte, bald sich in stolzen Hymnen ergoß.

Um den Menschen in seiner ganzen Würde darzustellen, lieh ihm der Grieche die Eigenschaften höherer Wesen, die seine Vorstellungskraft zum Theile selbst von der Menschenform abstrahiret hatte; ein inneres Gefühl höherer Schönheit ging in ihre Darstellung über — versinnlichte die Gottheit in einem Jupiterskopf, läuterte den Begriff männlicher Jugend zum höchsten Ideal im Apoll, und verschmolz an einer Venus oder Niobe in den sanftern Zügen weiblichen Reizes. Die Fabel von Pygmalions Statue ist nichts, als eine sinnreiche Einkleidung seiner sich mittheilenden Begeisterung der alten Künstler.

Die menschliche Gestalt also war den Griechen der Inbegriff zugleich der Natur und des Urhebers der Natur, des Sichtbaren und des Unsichtbaren. Ihre Philosophen selbst legten diese Idee zum Grunde der verschiedensten Systeme, und läuterten sie entweder bis zum reinen Begriff der Gottheit, oder schmückten sie für den sinnlichen Menschen mit Allegorien aus;

Dieß lag theils in dem natürlichen Gange menſchlicher Kenntniſſe, der immer mit ſinnlicher Darſtellung beginnet, und theils iſt es ein ſprechender Beweis von der Menſchenkenntniß jener Philoſophen.

Mit Unrecht hat man daher den Plato getadelt, daß er die Ideen der Volksreligion ſeiner Zeit in ſein Syſtem verwebt, und demſelben durchaus ein allegoriſches Gewand gegeben hat. Die Viſionen dieſes Philoſophen ſind Funken, aus denen in der Folge die Erleuchtung des Menſchengeſchlechts aufglimmte. Wer bewundert nicht die Stärke des Geiſtes, der im kühnen Fluge ſeiner Einbildung entdeckte, was die Vernunft und die Erfahrung erſt ſpät entwickelte, und mit Gründen belegte!

Das ganze Syſtem des Plato dreht ſich um die Idee: der edlere Theil des Menſchen (ſein Geiſt) ſey Ausfluß der Gottheit, und kehre zu derſelben zurück. Menſch iſt ihm alſo Vereinigung der Gottheit mit einem organiſirten Weſen — Apparition des Weltgeiſtes im Gewande der Sterblichkeit. Folglich lagen ſchon in den kühnen Hypotheſen dieſes Sehers die Reſultate der philoſophirenden Vernunft, welche das Ueberſinnliche im Sinnlichen, die Gottheit

in der Materie, zum charakteriſtiſchen Kennzeichen des Menſchen gemacht hat.

In der That laufen faſt alle Unterſuchungen neuerer Weltweiſen über die Natur des Menſchen auf den einzigen Grundſatz hinaus: der Menſch iſt ein Spiegel zugleich der Natur, und des Urhebers der Natur. So ſehr ſie in ihren Grundſätzen von einander abweichen, und ſo verſchieden ihre Vorſtellungen von Geiſt, Materie, Welt ſeyn mögen: ſo nähern ſie ſich doch in dieſem einzigen Stücke, mehr oder weniger, einem gemeinſchaftlichen Ziele. Wenn z. B. der Spiritualiſt, vermöge ſeiner Grundſätze, den Begriff der Menſchheit faſt bloß auf ihre geiſtige Natur einſchränkt: ſo nähert ſich ihm ſelbſt der minder feine Materialiſt in ſo weit, daß er die Vorſtellungs- und Denkkraft des Menſchen zu ſeinem Hauptmerkmahle macht, und alſo doch alle Mahl eine Art von geiſtiger Natur zugeben muß, wenn gleich dieſelbe nach ſeinen Begriffen nichts als eine Emanation der Materie iſt. Beyde, der Spiritualiſt und der Materialiſt, räumen alſo eine geiſtige Natur des Menſchen ein, und beyde verbinden ſie mit einem organiſchen Körper. Auch die übrigen philoſophiſchen Sekten ſind darin meiſt einſtimmig, daß Denk-

Kraft oder geiſtige Natur in Verbindung mit der Materie das unterſcheidende Kennzeichen der Menſchheit ſey. In dieſer Wahrheit alſo müſſen die Grundzüge einer allgemeinen Charakteriſtik der Menſchheit enthalten ſeyn, die aber mehr entwickelt und ſchärfer beſtimmt ſeyn wollen.

Nach Allem, was die Dichtung *) der Vorzeit in einer Reihe von Bildern über die Natur

*) Man wird ſich hierbey erinnern, daß jede alte Volksreligion im Grunde Dichtung war, die, durch Zeit und Klima modifizirt, ſich in die verſchiedenſten Geſtalten formte, und in Griechenland zur höchſten Blüthe verſchönernder Einbildung gedieh. In der exaltirten Seele des Aegyptiers vergrößerte ſich Alles bis zum Rieſenmäßigen; er wollte nur Ehrfurcht und Ehrfurcht einflößen — wie das wunderbare Land, welches er bewohnte. Der Grieche, dem die Natur unter einem immer heitern Himmel lächelte, verſchönerte Alles in ſeiner lebhaft aber nicht ausſchweifend beſchäftigten Einbildung, und trug ſeine glücklich geordneten Bilder auf das Syſtem einer poſitiven Geſetzgebung über. Die nach Griechenland verpflanzten Vorſtellungen der Aegypter milderten ſich in dem humanen Gefühle der Einwohner dieſes Landes, und gründeten die herrlichſte Bilderſprache, in welche der menſchliche Geiſt ſeine Erſcheinungen jemahls niedergelegt hat.

des Menschen geahndet, und späterhin die Philosophie mit Gründen belegt hat, glaube ich diese Grundzüge auf folgende drey Eigenschaften der menschlichen Natur zurückführen zu können:

1. Anlage für die Thierheit.

2. Anlage für die Menschheit (Vernunftfähigkeit).

3. Anlage für die Persönlichkeit.

I. Anlage für die Thierheit. Dieser Grundzug enthält Alles, was der Mensch, als lebendes Geschöpf, mit den übrigen Thiergattungen gemein hat. Als Ingredienz zur Charakteristik der Menschheit bedarf er keiner weitern Ausführung, da er als Erscheinung in der Sinnenwelt allgemein anerkannt ist. Nur das Unterscheidende dieser Anlage, wie sie in der Natur dasteht und wirkt, verdient eine nähere Beleuchtung.

Der Mensch, in so fern er abgesondert von aller Intelligenz gedacht wird, unterscheidet sich von jedem andern Thier durch einen unendlich feinern Mechanismus des Körperbaues mit seinen Empfindungswerkzeugen und Absonderungsgefäßen. Diese vollendetere Form macht ihn der verschiedensten Eindrücke und Aeußerungen seiner Kräfte empfänglich und wegen dieser

Empfänglichkeit von ihm im gewiſſen Verſtande eine Sammlung der durch die ganze Thierſchöpfung vertheilten Kräfte beygelegt werden; ſie iſt aber bloß analogiſch, nicht weſentlich, da der Thiermenſch, wie jedes andere lebende Geſchöpf, nach Geſetzen des ihm eigenen Mechanismus wirkt, und ein Zuſammenfluß fremder Thierkräfte bey ihm weder denkbar noch nöthig iſt.

Wenn alſo von dem Sänger der Ilias herab bis auf unſre Zeiten die begeiſterte Muſe dem Menſchen bald die Stärke des Löwen, bald die Gewandheit der Schlange, bald jede andere Thierkraft beylegt: ſo iſt dieß verſinnlichte Darſtellung ihm eigenthümlicher Kräfte, die mit den Kräften jener Thiere eine oft nur ferne Aehnlichkeit haben. Das Vermögen des Menſchen, ſeine Wirkungskraft auf ſo unendlich verſchiedene und theils ſich widerſprechende Art zu äußern, iſt eine Folge ſeiner Vernunftfreyheit, und der damit verbundenen größern Empfänglichkeit ſeines Körperbaus.

Eben wegen dieſer größern Empfänglichkeit iſt ſelbſt die phyſiſche Natur des Menſchen einer Veredlung fähig, deren kein andres Thier ſich rühmen kann.

II. Anlage für die Menſchheit oder Vernunftfähigkeit. Der Menſch iſt zugleich ein äußerſt beſchränktes, und ein allumfaſſendes Weſen; ſein Daſeyn füllt einen engen Raum, ſeine individuelle Kraft iſt wahre Ohnmacht. Deſſen ungeachtet gehen ſeine Wünſche und Begierden in's Unendliche, durch die Anwendung ſeiner Kraft wagt er's, die Ordnung der Natur zu ſtören, und ihren Wirkungen eine andere Richtung zu geben. Er umfaßt den Zeitraum aller Erdrevolutionen, und zieht, was ſeit Jahrtauſenden geſchah, in den engen Kreis ſeines Daſeyns zuſammen; er berechnet den Lauf der Sterne, und mißt ihre Bahnen. Auf einer andern Seite gehorchen die furchtbarſten Kräfte der Natur ſeinem Winke; Ströme verändern ihren Lauf, und der Blitz folgt willig der ihm vorgeſchriebenen Richtung.

Dieſe mit Schwachheit gepaarte Obermacht iſt unter allen Bewohnern des Erdbodens nur dem Menſchen eigen — ſo ganz Ingredienz ſeiner Charakteriſtik, daß wir ſelbſt auf der niedrigſten Stuffe ſeiner Bildung die Spuren davon entdecken. Man weiß, wie ſinnreich die Wilden der entfernteſten Welttheile die Elemente zu ihren Vortheile gebrauchen, und mit welcher Sagaci-

tät ſie der Gewalt reiſſender Thiere zu begegnen wiſſen.

Es muß alſo, auſſer der Anlage zur Thierheit, in der Natur des Menſchen noch ein anderer viel edlerer Grundſtoff wirkſam ſeyn, und dieſer iſt die Anlage zur Vernunft. Der Inſtinkt lenkt das Thier, die Vernunft (alſo auch im Fall der Verirrung ihr unechter Bruder, der Wahn) den Menſchen.

Alle Wirkungen der plaſtiſchen Natur erfolgen nach nothwendigen Geſetzen der Bewegung; die Direktionslinie des Schwerpunkts iſt ſich überall ſelbſt gleich. Bey den Handlungen der Thiere — ſelbſt bey ſolchen, die eine Art von Kunſtfertigkeit voraus zu ſetzen ſcheinen — bemerken wir höchſtens nur ein Analogen der Vernunft; ſie ſcheinen wenig mehr als Reſultate eines feinern Mechanismus zu ſeyn, wiewohl uns freylich die Natur der Thierſeelen nicht hinlänglich bekannt iſt, um entſcheidend darüber abſprechen zu können. Wenn der hungrige Löwe beym Anblick ſeines Raubs die Mähne ſträubt, ſich ſelbſt mit dem Schwanze ſchlägt, und das vollendete Bild der Wuth darſtellt: ſo geſchieht dieß vielleicht nach eben den Geſetzen eines phyſiſchen Einfluſſes,

nach welchen die Blume ſich in den Sonnenſtrahlen entfaltet und ausbreitet.

Bey dem Menſchen allein iſt jede Aeußerung ſeiner Thatkraft entweder unmittelbare Wirkung einer moraliſchen Urſache, oder doch mit dem wenn gleich dunklen Bewußtſeyn irgend eines Zwecks begleitet, der ihre Richtung bis ins Unendliche verändert. Er allein hat das ausſchließende Vorrecht, daß er die höhern Abſtraktionen ſeiner Denkkraft verſinnlichen, und dagegen ſinnliche Eindrücke in Begriffe auflöſen kann. Daher haben alle Handlungen des Menſchen das Gepräge der Kunſtfertigkeit — einen Zuſatz eigner Individualität, ſtatt daß die Handlungen der Thiere bloß Formen der Anſchauung, Aeußerungen Einer und derſelben Kraft ſind, die ſich nie abändert, nie in einen weitern Wirkungskreis ausdehnet.

Vom ſchöpferiſchſten Genie bis zum Pflanzenmenſchen herab iſt es alſo ein charakteriſtiſcher Zug der ganzen Gattung: daß der Menſch durch die Kombinationen ſeiner innern Erſcheinungen das iſt, durch ſeine Vernunft den Begebenheiten und Erfolgen außer ihm eine andre Richtung geben kann, als ſie nach bloß mechaniſchen Geſetzen haben würden. Veränderte und durch

Reflexion modifizirte Zurückgabe ſinnlicher Eindrücke iſt bey allen Kraftäuſſerungen das unterſcheidende Kennzeichen der Menſchheit.

Aber dieſe Kombinationen innerer Erſcheinungen, liegen ſie nicht auch im großen Plane der Vorſehung? und erfolgen die dadurch veranlaßten Begebenheiten nicht eben wohl nach nothwendigen Geſetzen der Welteinrichtung? Dieſe Fragen beantworten ſich ſelbſt, ſobald man die praktiſche Nothwendigkeit von der phyſiſchen unterſcheidet *). Die erwähnten Kombinationen und die dadurch hervorgebrachten Wirkungen erfolgen allerdings nach nothwendigen, aber nach

*) Kant drückt dieſen Unterſchied auf die ihm eigen genau beſtimmende Art alſo aus: "der Wille, als Begehrungsvermögen, iſt eine von den Natururſachen in der Welt, nähmlich diejenige, welche nach Begriffen wirkt, und Alles, was als durch einen Willen möglich oder nothwendig vorgeſtellt wird, heißt praktiſch möglich oder nothwendig, zum Unterſchiede von der phyſiſchen Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer Wirkung, wozu die Urſache nicht durch Begriffe, ſondern, wie bey der leblosen Materie, durch Mechanism, und bey Thieren durch Inſtinkt, zur Cauſalität beſtimmt wird." Kritik der Urtheilskraft. 1790. Einl. S. XII. XIII.

moraliſch oder praktiſch nothwendigen Geſetzen. Dieſe moraliſche Nothwendigkeit hat ihren Grund in dem Vorſtellungsvermögen und dem dadurch beſtimmten Willen des Menſchen; nur er hat das heilige Vorrecht, die Kette mechaniſch verſchlungener Begebenheiten zu unterbrechen, und durch neue Ringe wieder in einander zu fügen.

Dieſer Vorzug, dieſe Anlage zur Vernunft ſcheint in allen Handlungen des Menſchen mehr oder weniger durch; alle Aeußerungen ſeiner Kräfte ſind mit einer Ideenverbindung vergeſellſchaftet, die ihren Geſichtspunkt beſtimmt, und ihnen durchaus das Gepräge von Eigenthümlichkeit gibt.

Auf eben dieſe Anlage zur Vernunft gründet ſich das ſchätzbare Vorrecht: daß unter allen uns bekannten empfindenden Weſen nur der Menſch die Vergangenheit und Zukunft mit in den Kreis ſeines Lebensgenuſſes zieht. Denn da Vernunft das Vermögen der Erkenntniß aus Gründen iſt, und dieſe Erkenntniß durch eine fortgeſetzte Ideenverbindung ſowohl das Vergangene vergegenwärtigt, als die Möglichkeit des Künftigen ahndet: ſo entwickelt ſich daraus das ſchöne Gewebe von Rückerinnerung und Vorempfindung, womit der Menſch die Sphäre ſeines Daſeyns

erweitert, das nach Zeit und Raum Abwesende mit der Gegenwart vereinigt, und dadurch die Summe seiner Lebensfreuden vervielfältigt.

Bey einigen Thierhandlungen möchte es zwar scheinen, daß sie sowohl durch Rückerinnerung, als durch Sorge für die Zukunft bestimmt würden: bey näherer Beleuchtung aber sind sie durchaus instinktartig; was sie Planmäßiges haben, ist Ordnung der Natur und des Urhebers der Natur, nicht aber der Vernunftfreyheit eines empfindenden Individuums. Daher sind auch alle Thierhandlungen seit Jahrtausenden die nähmlichen geblieben. Welche erstaunenswürdige Wirkungen hat nicht hingegen der Mensch durch das Talent, die Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart zu paaren, hervorgebracht! Die Vernunft, mit ihrem schönen Gefolge gesellschaftlicher Tugenden, gab ihm mit dem Geschenke der Ideenverbindung den Zepter in die Hand. Zur Humanität *) gebohren verbreitet

*) "Humanität bedeutet einer Seits das allgemeine Theilnehmungsgefühl, anderer Seits das Vermögen, sich innigst und allgemein mittheilen zu können. Diese Eigenschaften zusammen verbunden machen die der Menschheit angemessene Geselligkeit aus,

der Mensch seine Herrschaft über die ganze Schöpfung; allein eben darum wollen auch seine Kräfte geweckt, gebildet, und in beständiger Uebung erhalten werden. Das Thier, auf die enge Sphäre seines Daseyns eingeschränkt, ist meist schon bey der Geburt, was es seyn soll, und nach seiner Bestimmung werden kann.

III. Anlage für die Persönlichkeit. Durch das ganze Menschengeschlecht herrscht mehr oder weniger ein allgemeines Streben nach einem dunkel gedachten Zweck, der von dem Zwecke der Selbsterhaltung wesentlich verschieden ist; es erwacht mit der sich entfaltenden Jugendblüthe, begleitet uns durch das ganze Leben, und zuckt im letzten Lächeln des sterbenden Mundes. Selbst nach dem Tode wirkt es noch fort in den Denkmahlen des Geistes und der Kunstfertigkeit, welche der Mensch seinen Nachkommen hinterläßt.

Aus dem Triebe der Selbsterhaltung kann dieses Streben nicht erklärt werden, weil es in mehrern Fällen von der merkwürdigsten Art Handlungen erzeugt, die der Selbsterhaltung

wodurch sie sich von der thierischen Eingeschränktheit unterscheidet." Kant am a. O. S. 239.

furchtbar ſind; gründet ſich vielmehr auf die Herſtellung der einzigen Bedingung, unter der mir als ein moraliſches Weſen fortdauern zu können glauben, auf Verehrung und das Daſeyn eines beſſern Zuſtandes, folglich auf Empfänglichkeit, der Achtung für das Sittengeſetz, als eine an ſich hinreichende Triebfeder der Willkür. Dieſe Empfänglichkeit aber iſt nichts als Umſchreibung der Anlage zur Perſönlichkeit, welche, indem ſie den Grund jenes allgemeinen Strebens enthält, unſere phyſiſche Exiſtenz gegen ein dunkel gedachtes Gut in den Schatten ſtellt, und eben dadurch die menſchliche Natur von ihrer erhabenſten Seite zeigt.

Dieſe der menſchlichen Natur eigne Thätigkeit *) hat alſo ihren Grund in der Anlage

*) Wilhelme (vom Vergnügen, Berlin 1788.) nimmt den Begriff der Thätigkeit in einem weitläuftigern Sinne. Thätigkeit iſt ihm nicht nur die Uebung der Kräfte, die in dem Subjekte ſelbſt ihren Anfang nimmt und aus innerm Reiz entſteht, ſondern auch jene, welche den Stoß der Bewegung von außen erhält. Dieſe Ausdehnung könnte aber leicht Verwirrungen veranlaſſen, welchen auszuweichen man entweder den Begriff von Thätigkeit auf Wirken aus ſich ſelbſt einſchrän-

für Persönlichkeit uns ist ihres metaliſchen Urſprungs wegen ein ausſchließender Zug in der Charakteriſtik der Menſchheit, an welchen ſelbſt die vollkommenſte Thierbildung keinen Anſpruch machen kann. Bey allen übrigen Thiergattungen iſt die Aeußerung der Kräfte auf den allein eigen Zweck der Selbſterhaltung — Genuß ſeines Daſeyns — konzentrirt, und alſo inſtinktartig. Gegen dieſe Behauptung ſcheint zwar zu ſtreiten, daß wir bey einigen Thiergattungen Handlungen wahrnehmen, die nichts weniger als Selbſterhaltung zum Zweck haben: allein bey genauerer Betrachtung wird man faſt immer finden, daß dieſe Handlungen ſich auf Zwang, Gewohnheit und Nachahmungstrieb ſtützen, und alſo bloß das Surrogat willkürlicher Handlungen ſind, von denen hier allein die Rede iſt. Der abgerichtete Elephant verſteht die Sprache, und vollzieht die Befehle ſeines Führers, der Oran-Utang kopirt den Menſchen in äußerlichen Handlungen, der Papagay ahmt mechaniſch ſeine artikulirten Töne nach: aber bey allen dieſen Erſcheinungen liegt kein innerer Hand-

ten, oder zwiſchen Selbſtthätigkeit und Thätigkeit überhaupt unterſcheiden müßte.

lungstrieb zum Grunde; der Stoß von aussen erzeugt sie, wo dieser aufhört oder nie vorhanden war, da schränken sich alle Handlungen dieser übrigens fein organisirten Thiergattungen auf den Erhaltungstrieb ein.

Ueber dieses allgemeine Streben nach einem dunkel erkannten Ziele haben alle Bemühungen voriger Zeiten keine Erklärung gegeben, welche zugleich für die Bestimmung des Menschen und die Forderungen der Vernunft genügthuend wäre. Man halte sie aber deßwegen nicht für unmöglich; ein neu aufgehendes Licht scheint ihre endliche Herstellung zu zeitigen. Begnügen wir uns vor der Hand mit den Anschauungen, in welche der Beobachtungsgeist über den Menschen seine Entdeckungen niedergelegt hat. Sobald diese Anschauungen auf jedes Individuum und die besondere Richtung seiner Kräfte anwendbar sind, ist ihr Einfluß auf die Bestimmung des Begriffs einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit erwiesen. Alle Forderungen der Pathognomik an die Philosophie schließen sich an eine Reihe von Erfahrungen, welche, unter einander verglichen und in einem allgemeinen Bilde dem Verstande vorgehalten, den Ausſprüchen der Vernunft entgegen kommen.

Nun lehrt uns aber die Erfahrung, daß so sehr jenes Aufstreben nach einem dunkelgedachten Zweck bey allen Menschen verschieden ist, daß bey doch immer die mehr oder minder lebhafte Idee von einem vollkommenern Zustande, sie wohl ist als außer uns, zum Grunde liege. Alles, was der Mensch mit oder ohne deutlich gedachten Zweck vornimmt, verliert sich zum Ende in diesem Grundtrieb. Selbst Handlungen der rohesten Barbarey stützen sich auf eine dunkele Vorstellung von einem besseren Zustande im Allgemeinen oder Besonderen; und die Volkssprache druckt den Drang, wovon man keinen Grund angeben kann, durch ein Es ist so besser aus.

Aus der Anlage zur Persönlichkeit fließt also unmittelbar die Anlage zur Veredlung, jenes wohlthätige, unsonst bezweifelte Vorrecht der Menschheit.

In der ganzen Anlage der Thierbildung ist Eine, und dieselbe Organisation, die sich zuletzt durch fortgesetzte Abstufungen im Pflanzen- und Steinreiche verliert. Unter diesen unendlich variirten Thierbildungen ist der Mensch nicht nur an Vollkommenheit des mechanischen Baues die Krone aller übrigen, sondern er ist es auch

allein, der, vermöge seiner Anlage zur Vernunft, durch Verbindung der Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart wirkt, und sich dieser Wirkung bewußt ist. Eben um dieses erweiterten Wirkungskreises willen ist er auch allein einer fortschreitenden und mit Bewußtseyn verknüpften Veredlung fähig. Das Streben aller seiner Kräfte zweckt auf die Verbesserung seines Zustandes ab, und diese Bestimmung für Veredlung gibt ihm selbst auf der untersten Stufe der Kultur einen entschiedenen Vorzug vor allen übrigen Thiergattungen. Auch der wilde Insulaner strebt seinen Zustand zu verbessern, und nutzt die Bequemlichkeiten, die ihn Zufall oder Warentausch kennen lehren.

Warum sind aber bey diesem allgemeinen Triebe die Fortschritte zur Veredlung gleichwohl nur langsam? Wer das ewige Schweben des Menschen zwischen Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit — sein rastloses Ringen nach Veredlung, und den Kreisgang, auf dem er sie sucht?)

*) Es ist so bekannt, als merkwürdig, daß selbst Mendelssohn glaubte, das menschliche Geschlecht im Ganzen schwanke beständig zwischen gewissen bestimmten Schranken der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, behalte in

mit einem Worte: wer den Menschen als Menschen beobachtet, dem drängt sich die unwillkürliche Frage auf: ob den Tantals Schicksal das Loos der Menschheit sey? ob denn die goldne Frucht immer sehen, und immer entbehren, alle die Anstrengungen belohnt, in denen der Erdensohn sein Leben verzehrt? Die Erfahrung aller Zeiten lehrt uns, daß in einzelnen Weltgegenden das Menschengeschlecht fast nie einige Riesenschritte vorwärts machte, ohne bald nachher mit doppelter Geschwindigkeit zurück zu fallen. Es ist daher schwer, das Räthsel der Bestimmung des Menschen zu lösen. Indessen scheint die kritische Philosophie über das Problem: ob der Mensch endlich die gesuchte Veredlung erringen werde? befriedigende Aufschlüsse zu geben.

Daß die Fortschritte zur Veredlung im Ganzen nur langsam sind, davon liegt der Grund nicht sowohl in der Anlage des Menschen selbst, als vielmehr in den Erscheinungen um ihn. Weil nähmlich diese Erscheinungen, in die Auftritte des gesellschaftlichen Lebens verflochten, mit dem Triebe nach Veredlung nicht gleichen Schritt

allen Perioden der Zeit dasselbe Maß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, Glückseligkeit und Elend.

halten: so lebt der Mensch in beständigem Kampfe mit sich selbst. Um seiner Bestimmung gemäß zu wirken, ist ihm eine dieser Wirkungskraft entsprechende äußere Lage durchaus nothwendig; eine Lage, die bey der fehlerhaften Einrichtung unsrer bürgerlichen Gesellschaft so äußerst selten angetroffen wird. Die wirklichen Fortschritte zur Veredlung arten daher fast immer in Rückfälle zur Verschlimmerung aus, und schlagen die Hoffnungen des menschenfreundlichen Weisen nieder, die er in dem Reiche der Möglichkeiten fand. Dagegen ist das erhabene Gefühl der Menschheit nie stärker, die Begierde sich zu vervollkommnen nie lebhafter, als bey den Schöpfungen der schönen Kunst — in jenen wohlthätigen Augenblicken, wo die Phantasie, frey von den Fesseln äußerer Eindrücke, sich in idealischen Welten verliert, und alle Gegenstände mit der beabsichtigten Vollendung des Ganzen in Einklang setzt; wo die Seele sich über die Sinnlichkeit erhaben fühlt, und im Genusse reinerer Freuden — schwelgt. In dieser Bemerkung liegt, im Vorbeygehen gesagt, ein wichtiger Beweisgrund von dem Einflusse der schönen Künste auf Veredlung der Menschheit.

Auch die bekannte Erfahrung, daß die Fortschritte des Menschengeschlechts in Absicht auf

wissenschaftliche Kenntnisse ungleich merklicher sind, als in Absicht auf moralische Bildung, hat vielleicht ihren Grund in jener Dissonanz des Triebes nach Veredlung mit den wirklichen Erscheinungen des Lebens. Der Flug des Geistes im Gebiethe der Wissenschaften ist unbeschränkt; die sittliche Veredlung aber hängt grossen Theils von Verhältnissen ab, deren Abwechslung nicht in der Macht des Menschen steht. Man hat daraus sehr irrig geschlossen, daß die Kultur der Wissenschaften den Sitten geschadet habe; und Rousseau wählte glaublich nicht das rechte Mittel, da er, um die Menschen tugendhaft zu machen, ihnen alle Gelehrsamkeit verleiden, und sie auf die einfachen Naturbedürfnisse zurückführen wollte. Wenigstens haben die Demagogen in Paris, welche gegenwärtig *) diese Grundsätze dem irre geführten Volk annehmlich zu machen suchen, noch keine grosse Hoffnung erregt, daß sie uns tugendhafte Menschen liefern werden.

Man würde nicht in diese Widersprüche verfallen seyn, wenn man sich Tugend und Wissen-

*) Dieser Aufsatz ist im Jahr 1794. geschrieben.

ſchaft immer in ihrem rechten Verhältniß gegen einander gedacht hätte. Unſre Tugenden ſind relativ: manche Handlungen ungebildeter Völker, welche die Geſchichte als Muſter heroiſcher Tugenden aufgeſtellt hat, möchten wohl kaum dieſen Nahmen verdienen, wenn wir, mit ihren Triebfedern bekannt, ihre innere Beſchaffenheit durchſchauen könnten. Mit verfeinten Kenntniſſen vereinen ſich auch die Triebfedern der Handlungen, die Verhältniſſe ändern, die Geſichtspunkte verſchieben ſich. Dieß Alles hat Einfluß auf die Moralität unſrer Handlungen, und hilft ihren Werth beſtimmen.

Wenn wir die bisher angegebenen allgemeinen Eigenſchaften des Menſchengeſchlechts unter die obigen Grundzüge zurückführen und dieſe ſodann mit einander vereinigen: ſo bildet ſich daraus ein Totalbegriff der Menſchheit, der ſowohl für die Forderungen der Vernunft befriedigend, als in der Erfahrung gegründet iſt. Alle Beobachtungen über den Menſchen, ſeine Erſcheinung in Zeit und Raum, ſeine Geiſtes- und Körperkräfte — kurz, über die verſchiedenſten Aeußerungen ſeines Daſeyns, fließen nähmlich in dem Axiom zuſammen:

Der Menſch iſt ein zur Thierheit, zur Vernunft, und zur Perſönlichkeit organiſirtes Weſen, deſſen Hauptmerkmahl die Intelligenz oder Denkkraft iſt, und deſſen Körperbau mit den übrigen Thiergattungen in einem ſeiner edlern Beſtimmung durchaus angemeſſenen Verhältniſſe ſteht.

Um dieſen Begriff der Menſchheit auf ein letztes Prinzip zurück zu führen, wird die Philoſophie ein allgemeines Obervermögen, eine letzte abſolute Grundkraft aufſuchen müſſen, welcher die drey angegebenen Grundzüge, und durch dieſe alle übrigen Kräfte, untergeordnet ſind. Dieſes allgemeine Obervermögen kann kein anderes ſeyn, als Vernunftfreyheit — jenes auszeichnende Geſchenk des Himmels, wo, durch der Menſch gleichſam das Mittelglied wird, welches die thieriſche Natur an die Geiſterwelt knüpft.

So würden denn Vernunftfreyheit mit den ihr untergeordneten drey Grundzügen der menſchlichen Natur der Leitfaden ſeyn, an den alle pathognomiſche Beobachtungen ſich reihen müßten. Es iſt noch übrig, die Brauchbarkeit dieſes Begriffs einer allgemeinen Charakteriſtik der Menſchheit für die Pathognomik darzuthun,

und die Belege dazu in der Erfahrung aufzusuchen.

## Zweyter Abschnitt.

In wie ferne der angegebene Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit für die Pathognomik brauchbar sey? wird sich am besten aus seiner Anwendung auf einige Haupterfordernisse derselben bestimmen lassen. Postulate dieser Art, welche in der Natur der Leidenschaftsdeutung liegen, sind z. B. folgende: Empfänglichkeit der Form für die verschiedensten Kraftäußerungen; Daseyn einer Grundkraft, wodurch die Leidenschaften des Menschen bestimmt werden; Verkettung der Leidenschaften mit den Auftritten des gesellschaftlichen Lebens; gemeinschaftliche Quelle der Leidenschaften; Wirkung der Leidenschaften auf physische und sittliche Veredlung oder Verschlimmerung.

1. Empfänglichkeit der Form für die verschiedensten Kraftäußerungen.

Die Pathognomik entwickelt die verschiedensten Leidenschaften in den verschiedensten Aeußerungen an Einem und demselben Objekte; sie mildert und erhöhet ihre Züge zum reinen Ideale der Menschheit, um sie unter allen Umständen kennt-

lich, und für die schöne Kunst brauchbar zu machen. Das Wesen, von welchem sie ihre Beobachtungen abstrahirt, muß daher auch der verschiedensten Eindrücke empfänglich, und in den Aeußerungen derselben einer unendlichen Mannigfaltigkeit fähig, seyn.

Diese Mannigfaltigkeit läßt sich sehr ungezwungen aus der Vernunftfreyheit des Menschen und den ihr untergeordneten drey Grundzügen herleiten. Die Vereinigung dieser Grundzüge macht nähmlich sowohl die Sinnlichkeit, oder die Form der Rezeptivität, als die Spontaneität des Menschen einer unendlichen Mannigfaltigkeit empfänglich; sie ist gleichsam das Heiligthum, in welchem die Natur alle ihre zahllosen Erscheinungen niederlegt — um sie veredelt und verschönt wieder hervorkommen zu sehen; ein Spiegel der ganzen Schöpfung, der nicht bloß zurückgibt, sondern alle Eigenschaften der Strahlenbrechung in sich vereint, und eben dadurch neue Bilder hervorbingt.

Die Vernunftfreyheit, und die damit verknüpfte reproduktive Empfänglichkeit des Menschen, ist also Grundlage der mannigfaltigsten Aeußerungen seiner Gemüthsbewegungen, womit wir es hier zu thun haben; reiner Zug seiner Charakteristik,

den schon die Alten durch eine Welt im Kleinen (μικρος κοσμος) sehr treffend ausdrückten.

2. Daseyn einer Grundkraft, wodurch die Leidenschaften des Menschen bestimmt werden. Die Leidenschaften sind in ihren Ausbrüchen nach Beschaffenheit des Temperaments und Charakters sehr verschieden. Es muß also eine Grundkraft vorhanden seyn, woraus sich diese Verschiedenheit erklären läßt, weil sonst die Pathognomik nie mit Sicherheit beobachten kann. Auch diese Grundkraft liegt in der angegebenen Charakteristik der Menschheit.

Wie schon im ersten Abschnitte dargethan worden ist, entwickelt sich aus der Vernunftfreyheit des Menschen, und ins besondere aus seiner Anlage zur Persönlichkeit, die Empfänglichkeit für fortschreitende Veredlung. Schon in dieser Anlage ist die Obermacht des Menschen über die Sinnlichkeit enthalten; folglich auch das Vermögen, über die Leidenschaften zu herrschen, und sie für die mannigfaltigen Zwecke des Lebens wohlthätig zu machen. Zu dieser Absicht aber müssen sich alle Beobachtungen über die Leidenschaften vereinigen, wenn sie für die schöne Kunst brauchbar werden sollen; denn nur

moraliſche Kraft im Einklange mit den unmittelbaren Ausbrüchen der Leidenſchaften kann die Menſchheit in einem vollendeten Ausdruck darſtellen.

Und eine ſolche Darſtellung, was iſt ſie anders, als der verſinnlichte Uebergang der Menſchheit in die Geiſterwelt? der gemilderte Glanz der Gottheit, dem die Naturnothwendigkeit ſich lächelnd anſchmiegt?

Die Anlage des Menſchen zur Vernunftfreyheit gibt nähmlich allen Aeußerungen ſeiner Kräfte etwas Eigenthümliches, in den Ring der Vorſehung gleichſam eingreifendes. Alle übrigen uns bekannten Kräfte ſind Glieder in der Kette mechaniſcher Naturerſcheinungen. Dem Menſchen aber iſt die verſtärkende, mildernde, anordnende Schöpferkraft, die Anbildung neuer Verhältniſſe, ſo ſehr eigen, daß ſie auch bey dem rohen Naturmenſchen von ſeinem Weſen nicht getrennt werden kann; wohl aber hat ſie ihre Grade, wodurch die Leidenſchaften Eindruck zur Veredlung, oder zur Verſchlimmerung beſtimmt werden. In Allem, was der Menſch zurück gibt, iſt ein Abdruck ſeiner Individualität.

3. Verkettung der Leidenſchaften mit den Auftritten des geſellſchaftlichen

lichen Lebens. In der dreyfachen Anlage des Menschen liegt der Grund aller seiner Leidenschaften. Aus der Anlage für die Thierheit entspringt der Trieb zur Selbsterhaltung, zur Fortpflanzung, und zur Gemeinschaft mit andern Menschen, welcher, so wohlthätig er für die physische Natur des Menschen ist, zugleich eine Menge Leidenschaften erzeugt, die aber noch alle das Gepräge des thierischen Instinkts tragen. Die Anlage für die Menschheit — die Mutter aller gesellschaftlichen Tugenden, in wie fern diese auf den Trieb nach Glückseligkeit sich gründen — vermehrt nicht nur die Summe der Leidenschaften, sondern sie erhöht auch ihre Kraft, und macht sie weit gefährlicher, als bey dem rohen Thiermenschen. Die Anlage für Persönlichkeit aber zügelt und ordnet die Leidenschaften des Menschen, und wird daher durch ihren Einfluß auf seine Kraftäußerungen für die Pathognomik höchst wichtig.

Nun werden aber die Leidenschaften durch die physischen und moralischen Bedürfnisse des Menschen, durch die Erfolge und Auftritte des gesellschaftlichen Lebens — oder vielmehr durch die Vorurtheile, als Kinder der fehlerhaften Einrichtung unsrer bürgerlichen Gesellschaften —

modifizirt. Sie wirken also auch auf diese Erfolge und Auftritte des gesellschaftlichen Lebens zurück, verändern ihre Richtung, und lenken sie zu andern Zwecken; denn alle physischen und moralischen Kräfte, die sich in Raum und Zeit zugleich äußern, sind in unauflöslicher Wechselwirkung. Die Harmonie der Leidenschaften, in ihren verschiedenen Perioden und Verkettungen unter einander, mit den Erfolgen und Auftritten des gesellschaftlichen Lebens ist daher an sich klar; und diese Harmonie liegt, so wie die Leidenschaften selbst, in dem angegebenen Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit.

4. Gemeinschaftliche Quelle der Leidenschaften. Nur durch Zurückführung auf ein gemeinschaftliches Prinzip können die Beobachtungen über eine Reihe von Erscheinungen zur Wissenschaft geeignet werden. Diesem Grundsatze zu Folge ist die angegebene Charakteristik der Menschheit mehr als jede andere geschickt, die sich bisweilen widersprechenden Aeußerungen der menschlichen Natur aus einer gemeinschaftlichen Quelle herzuleiten, und also unter sich zu vereinigen; denn schwerlich wird eine Kraftäußerung des Menschen gefunden werden, die

sich nicht auf einen oder mehrere der angegebenen Grundzüge zurückführen ließe.

Es gibt z. B. im gemeinen Leben Ausdrücke und Redensarten, die, sobald man jene drey Grundzüge annimmt, als unrichtig erscheinen, und dadurch auf bestimmtere Begriffe reduzirt werden. So hört man viel von unnatürlichen Leidenschaften sprechen, und man muß gestehen, daß es beym ersten Anblicke schwer ist, die Gräuel, womit eine große Nation, die doch seit einem Jahrhundert auf den höchsten Grad der Kultur Anspruche macht, sich noch täglich entehrt, aus einer natürlichen Quelle herzuleiten. Allein offenbar verwechselt man in diesem Falle die Begriffe von unnatürlich und unsittlich. Im strengsten Sinne gibt es keine eigentlich unnatürlichen Leidenschaften; alle haben ihren Grund in physischen und moralischen Veränderungen des Menschen, und also in seiner dreyfachen Anlage für Thierheit, Vernunft und Persönlichkeit. Was aber aus der Natur selbst entspringt, wie kann das unnatürlich seyn?

Wahr ist's, die äußerlichen Eindrücke können in einer verschobenen Vorstellung Symptome hervorbringen, die für den natürlichen Gang der Dinge eben so auflösend, als für das Sittenge-

ſetz empörend ſcheinen: allein hören ſie darum auf, Reſultate wirklicher Eindrücke zu ſeyn? Die Leidenſchaften ſind Ausbrüche heftiger im Innern des Menſchen vorgegangener Veränderungen, die Natur aber bringt nichts ihr ſelbſt Widerſprechendes hervor. Die Septemberſzenen zu Paris und die Verheerung der Pfalz ſind ſo gut ihre Werke, als die Vulkane, der Sirokko und die Seeſtürme.

Wenn alſo von unnatürlichen Leidenſchaften die Rede iſt, ſo wird der Sprachforſcher dieſes dahin berichtigen, daß man Leidenſchaften darunter verſtehe, die das dem Menſchen angebohrne moraliſche Gefühl mächtig empören, und alſo den Begriff des Enormen mit ſich führen. Beydes kann aber ſehr wohl mit natürlichen Erſcheinungen beſtehen, denn in der Welt geſchieht nichts, was nicht ſeinen Grund in der Natur und der ſie zurückgebenden Spontaneität des Menſchen hätte.

5. Wirkungen der Leidenſchaften auf phyſiſche und ſittliche Veredlung oder Verſchlimmerung. Die Wirkung der Leidenſchaften auf die menſchliche Natur, und die Gegenwirkung derſelben auf die Leidenſchaften, iſt unmittelbare Folge aus dem angegebe-

nen Begriff einer allgemeinen Charakteriſtik der Menſchheit. Die Leidenſchaften wirken nähmlich niemahls auf eine der drey angebenen Grundkräfte des Menſchen allein, ſondern auf alle zugleich. Dadurch — beſonders durch die Anlage zur Perſönlichkeit — werden ihre Eindrücke, nach der verſchiedenen Empfänglichkeit des Subjekts, entweder verebelt oder verſchlimmert; und dieſe Modifikation, indem ſie ſich den Handlungen des Menſchen mittheilt, wirkt hinwieder auf die ihn umgebende Natur zurück. Es gibt keine Wirkung und Gegenwirkung von Kraft, die nicht durch die Vernunftfreyheit des Menſchen auf mannigfaltige Art modifizirt werden könnte.

Dieſe Beobachtung iſt beſonders für die ſchöne Kunſt wichtig, und alſo auch für die Pathognomik, welche der Beyhülfe derſelben nicht entbehren kann. Sie lenkt unſre Aufmerkſamkeit auf den wahren Geſichtspunkt, in dem alle Beobachtungen über die Leidenſchaften zuſammentreffen müſſen. Ein allgemeines Band der Harmonie knüpft die Erſcheinungen in der phyſiſchen Welt unauflöslich an das Vorſtellungsvermögen, und die damit verbundene moraliſche Bildung; der empiriſche Charakter des Menſchen iſt aufs innigſte mit dem intelligiblen verwebt, ob uns

gleich die Art, wie? wohl ewig unerforschlich bleiben wird. Ueberall sind Wirkung und Gegenwirkung mit einander im Einklang. — —

Dieses sind einige der hauptsächlichsten Resultate aus dem angegebenen Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit; sie scheinen mir seine Anwendbarkeit auf Pathognomik hinlänglich darzuthun. Suchen wir jetzt in der Erfahrung, und in den Entdeckungen der Naturgeschichte die Merkmahle auf, wodurch der Mensch sich von allen übrigen Erdbewohnern unterscheidet, und welche die Belege zu der angegebenen allgemeinen Charakteristik der Menschheit enthalten.

So reichhaltig die Beobachtungen über den Menschen sind, so können doch ihre Resultate selten bis zur Gewißheit gebracht werden; denn es gibt nur wenige Wahrheiten, deren Evidenz allgemein wäre. Die prüfende Vernunft muß sich insgemein damit begnügen, die lichten Punkte, die sich ihr anbiethen, mit einander zu vereinigen. Solcher lichten Punkte nun gibt es auch in der Naturgeschichte des Menschen. Ihre Aufzählung und Vereinigung setzt uns in den Stand, wo nicht ein vollendetes Bild, doch die Skizze eines Bildes der Menschheit zu ent-

werfen, woran ſich der Philoſoph halten kann. Was aber dieſe Punkte, oder deutlicher zu reden, dieſe Erfahrungen über den Menſchen zu Beſtandtheilen ſeiner Charakteriſtik ſtempelt, iſt ihre Allgemeinheit.

Unter der Menge charakteriſtiſcher Züge des Menſchen ſcheinen hauptſächlich ſeine Form, ſeine Beſtimmung, und ſein Verhältniß gegen die übrigen Thiergattungen, die Aufmerkſamkeit des Beobachters zu feſſeln, indem ſie alle übrigen in ſich vereinigen.

I. Form des Menſchen. Der Menſch iſt das architektoniſchſchönſte, und nach wohlberechneten Verhältniſſen vollendetſte Geſchöpf der Thierbildung. Die Uebereinſtimmung aller gebildeten Völker fand von je her in der Menſchengeſtalt den Maßſtab aller ſinnlich ſchönen Darſtellung. Die griechiſche Fabellehre vereinte Alles, was ſchön heißt, in der Geſtalt einer geidiſchen Venus; ſelbſt das Erhabenſchöne der Natur verſchmolz bey ihr in der lieblichſten aller Geſtalten, nähmlich der Menſchengeſtalt, die in jenem glücklichen Himmelsſtrich zur vollen Reife gedieh, und welcher Dichtung oder bildende Kunſt, nach dem mannigfaltigen Bedürfniſſe der Hoheit,

der Stärke, des Reizes, ihre Vollendung gab. Der Gott des Tages iſt dem Griechen ein ſchöner Jüngling, den eine reizende Nymphe (das verſinnlichte Bild der Morgenröthe) vom Schlummer weckt. Das Schreckbild eines Donnerwetters verſchmilzt in den zuſammengezogenen Augenbraunen Jupiters; und Iris, indem ſie durch den Himmel gleitet, hinterläßt den Widerſchein ihres Kleides in einem farbigen Bogen. So trug der noch ungeſchwächte Geiſt des goldnen Weltalters jede Schönheit der Natur auf die menſchliche Geſtalt über; ſo entſtanden Ideale und Formen, die in der Folge zum Maßſtab des Schönen dienten. Der berühmte Kanon des Polyklet ſtützt ſich auf dieſe Beobachtung; alle Völker des Alterthums haben mehr oder weniger nicht nur den Begriff der Schönheit, ſondern auch den Ausdruck der verſinnlichten Gottheit, von der Menſchengeſtalt entlehnt *).

*) Freylich hat dabey die Selbſtigkeit des Menſchen, womit er ſogern Alles auf ſich bezieht, großen Einfluß gehabt — eine Wahrheit, die auf manche ſonſt unerklärbare Erſcheinung der Erfahrungsſeelenkunde ein befriedigendes Licht wirft. Faſt alle unſre Wünſche, Hoffnungen, Erwartungen, werden durch den Umſtand beſtimmt: daß der Menſch ſeine Individualität

Indessen ist es wahr, daß diese Uebereinstimmung aller Völker, das Erhabenschöne durch die menschliche Bildung darzustellen, ihren Grund nicht bloß in der freylich äußerst gefälligen Form des Menschen, sondern auch in der schönen Bewegung derselben hat. Schönheit der Bewegung ist nur dem Menschen in einem vorzüglichen Grad eigen, und äußert sich, je nachdem sie das sittliche Gefühl des Erhabenen oder des Schönen begleitet, entweder durch Würde,

auf alle ihn umgebende Dinge und Verhältnisse überträgt; daß er sich selbst seinen Gott nach dem Ich bildet, daß in ihm handelt. Der Fanatismus sowohl, als der Synkretismus, entspringen aus dieser Quelle. Der intolerante Zelot bebt vor dem Gotte, der unerbittlich, wie er selbst, verdammt; der Heuchler will seinem Gott durch die Außenseite gefallen, weil er selbst nur den Schein des Guten kennt, und der Lästling verwirft die Gottesverehrung, weil er keinen Sinn dafür hat. Allein auch diese Selbstsucht des Menschen muß doch allemahl einen zureichenden oder wenigstens scheinbaren Grund haben, und dieser Grund muß sich entweder auf geistige oder körperliche Vorzüge stützen. Die erstern konnten aber nur bildlich dargestellt werden, und ein solches Bild gab — die Menschenform.

oder durch Anmuth. Kein Thier ist derselben in einem solchen Grade fähig; wohl aber ist die Approximation der, schönen Bewegung des menschlichen Körpers der Maßstab, nach welchem wir selbst den Thieren Schönheit beylegen, wie z. B. dem Pferde, dem Hirsch, dem Hunde, u. s. w.

Allein hatten jene Völker Grund, alles Schöne der Natur in der Menschenform zu konzentriren? War ihr Gefühl so richtig, ihr innrer Takt so fein, daß er nur dem wahren Schönen entsprach? Die Auflösung dieser Fragen liegt in dem Daseyn eines gewissen Schönheitsgefühls bey wohlorganisirten Menschen, dessen untrüglicher Ausspruch der Berührung von außen entgegen kommt, und welches man besonders den ehemahligen Griechen in einem hohen Grade beyzulegen pflegt.

Daß bey den Alten sich der Begriff des Schönen durch ein solches Gefühl gebildet habe, ist daher klar, weil er schon vorhanden war, als man darüber zu philosophiren anfing. Ist nun dieser Begriff richtig — und alle neuere Beobachtungen haben in Ansehung der Menschenform noch keinen bessern aufzustellen vermocht — so scheint in dem Empfindungsvermögen des Menschen eine gewisse zarte Saite, sobald sie nicht

durch äußere Lage und Umſtände verſtimmt wird, das Schöne der Natur zurück zu tönen.

Es hat aber nicht an Gelehrten gefehlet, welche ſelbſt dieſes innere angebohrne Gefühl geläugnet, und es für ein Kind der Gewohnheit und des Zufalls erklärt haben. So hat der unlängſt verſtorbene Camper, in einer eignen i. J. 1782. gehaltenen Vorleſung über die Schönheit der Formen, das Daſeyn eines ſolchen Gefühls verneinet, indem er ausdrücklich behauptet, daß die Alten das Schönheitsgefühl, das ſie zu beſitzen ſich ſchmeichelten, in der That nicht beſeſſen hätten *).

Es würde ſchlimm ſeyn, wenn die Gründe, die dieſer berühmte Kunſtkenner dem Geſchmack der Griechen und ihrer Nachfolger entgegen ſetzt, wirklich ſo unumſtößlich wären, als er glaubt. Allein ſie ſind das ſo wenig, daß jedem nachdenkenden Leſer das Schielende und Einſeitige derſelben auffallen muß. Er beruft ſich z. B. auf

*) Peter Camper's Vorleſungen über den Ausdruck der verſchiedenen Leidenſchaften durch die Geſichtszüge; über die bewunderswürdige Aehnlichkeit im Bau des Menſchen, der vierfüßigen Thiere, der Vögel und Fiſche, und über die Schönheit der Formen. Berlin. 1793 S. 62 fgg.

das Wohlgefallen roher oder halbgebildeter Völker an grillenhaften und ungereimten Verbildungen des Körpers, und folgert daraus auf die Abwesenheit eines angebornen Schönheitsgefühls. Es möchte aber wohl schwerlich mehr daraus folgen, als Einseitigkeit und Verstimmung dieses Gefühls durch den Druck mitwirkender Ursachen.

Um das Schönheitsgefühl an dem Menschen in seiner ursprünglichen Lauterkeit zu beobachten, ist es nöthig, Alles, was Folge oder selbst Bedürfniß des Klima's, der Gewohnheit, und äußerer Verhältnisse ist, davon abzusondern; nur reiner, durch keine widrigen Eindrücke verstimmter Natursinn ist desselben empfänglich. Dieser innere Sinn für das Schöne kann nähmlich durch die Gegenwirkung äußerer Verhältnisse so gelähmt werden, daß er selbst bey wohl organisirten Menschen unthätig bleibt. Er bedarf einer günstigen Lage, um aus seinen Schlummer geweckt zu werden, und seine angebohrnen Rechte zu behaupten — das wirklich Schöne der Natur sowohl in der Sinnenwelt, als in Anschauungen der Seele, zu entdecken.

Auf diesen Umstand scheint Camper keine Rücksicht genommen zu haben, wenn er von dem Geschmack einzelner Menschen oder ganzer

Völker am Häßlichen auf den Mangel eines angebornen Schönheitsgefühls ſchließt. Ueber dieß beruht ſein Argument auf einer Verwirrung der Begriffe. Was dieſe Völker zum Wohlgefallen an grotesken Verbildungen des Körpers beſtimmt, iſt nicht die Schönheit, ſondern ein beabſichtigter Zweck, der aber freylich in die Länge, durch Verwechſelung des Mittels mit der Abſicht, in eine dunkle Vorſtellung von Schönheit übergeht *). Der Japaner liebt einen groſſen Bauch, nicht weil er ihn für ſchön hält, ſondern weil er ihm das Zeichen von Anſehen und Würde ſcheint; der Geſchmack der Sineſen an den kleinen Füßen ihrer Frauen hat bekanntlich eine ganz andere Urſache, als das Gefühl für Schönheit; der amerikaniſche Wilde tattowirt und mahlt ſich, nicht um ſchön, ſondern um ſeinem

*) Home, im 1 Th. ſeiner Grundſätze der Kritik, hat auf dieſe Beobachtung beſondere Arten der Schönheit gegründet, z. B die Schönheit der Nothwendigkeit, Schönheit der Nutzbarkeit, u. ſ. w. Allein auch er verwechſelt hier offenbar die Begriffe; das Wohlgefallen, welches uns ein Gegenſtand in dieſer oder jener für uns intereſſanten Lage einflößt, macht ihn um deßwillen nicht eigentlich ſchön; denn ſchön iſt nur das, was ohne Begriffe allgemein gefällt.

Feinde schrecklich zu scheinen, oder sich selbst ein Abzeichen einzuprägen. So hatten einige Völker des alten Deutschlands, wie z. B. die Sueven, die Gewohnheit, das Haar auf dem Scheitel in einen Knoten zu binden, um, wie Tacitus *) berichtet, einen Vorzug anzudeuten, oder Schrecken einzuflößen. Eben das meldet Klemens **) von den Skyten und Celten, daß sie nähmlich große Sorgfalt für ihre Haare getragen hätten — nicht um des Schmucks willen, sondern weil der Anblick eines krausgelockten Barbars etwas Schreckliches habe, und sein rothgelbes blutähnliches Haar Krieg und Verderben drohe. Auch ist es nicht einmahl nöthig, die Betäubung des Naturſinns für das wahre Schöne bey diesen entfernten Völkern zu suchen. Finden wir nicht selbst bey dem hochgebildeten Europäer Sitten und Gewohnheiten, gegen die sich sein Schönheitsgefühl

*) *De situ — Germaniae, cap.* 38. Insigne gentis obliquare crinem adeoque substringere — — — Principes et ornatiorem habent ea cura formae, sed innoxiae. Neque enim ut ament amenturve, in altitudinem quandam et terrorem, adituri bella, compti ut hostium oculis ornantur.

**) Paedag. Lib. III. cap. 3.

sträuben würde, wenn es unter günstigen Umständen erwachte? Um neu und original zu seyn, entsagt er nicht selten dem wirklich Schönen, und übertäubt sein Gefühl mit allen Sophismen des falschen Geschmacks.

Wer wird aber diese Verirrungen mit dem Schönheitsgefühle vermengen? Dieses äußert sich mit merklicher Stärke nur in einem von der Natur begünstigten Klima, bey Menschen, deren Vorstellungen durch keine widrigen Eindrücke gepreßt werden, deren Geistes- und Körperkräfte in der schönsten Blüthe ihres Wachsthums zwischen Lässigkeit und Ueberspannung mitten inne stehen, und, empfänglich für die lebenathmende Natur, sie in volltönender Harmonie zurück geben. Eine solche Menschenrace nun liefert uns das alte Griechenland in seinen Bewohnern, deren Gefühl für das Schöne ewig unerreichbare Richtschnur für alle spätere Nationen seyn wird — nicht weil dieser feine Takt nur den Griechen ausschließend eigen war, sondern weil kaum zu hoffen ist, daß ein gleich günstiger Zusammenfluß mitwirkender Umstände ihn je bey einem andern Volk in eben dem Grade beleben werde; der Genius der Künste müßte sich denn in der am Ausflusse des Patowmak, zwischen Vir-

ginien und Maryland, neubeginnenden Stadt Washington (wovon uns der N. T. Merkur von 1793, 11. St. eine so reitzende Beschreibung macht,) niederlassen, und dort, wie ehemahls unter den Griechen, der Natur und den Grazien huldigen. —

Die Antiken also zeigen uns den Begriff eines höchsten Schönen in der Menschenform; und da die Antiken sich auf wirkliche Natur stützen: so berechtigt uns dieß, die Schönheit der Form des Menschen zum charakteristischen Kennzeichen seines Geschlechts zu machen. Der philosophirenden Vernunft kommt es zu, mit Rücksicht auf diese Beobachtung die Schönheit der Form aus Gründen zu entwickeln.

II. Bestimmung. Der menschliche Körper ist in allen seinen Verhältnissen, und in allen Aeußerungen seiner Kräfte, zu einer edlern Bestimmung organisirt. Die aufrechte Gestalt des Menschen verkündet sogleich seine edlere Bestimmung. Mit erhabenem Anlitz steht er da — einzig in der Thierwelt, wie durch das Geschenk seiner Vernunft, womit er die Wage der Natur ausspähet, das Dunkle enthüllet, oder sich selbst über die Gränzen der Sinnlichkeit hinausschwin-

Weder der Oran-Utang, noch ein anderes uns bekanntes Thier iſt zum aufrechten Gange organiſirt, wie geſchickte Anatomiker dargethan haben. Dem Menſchen allein iſt dieſe Stellung eigen, und ſo ſehr Ausdruck ſeines höheren Berufs, daß Alles, was derſelben entgegen iſt, außer dem Begriff der vollkommenen Menſchenbildung liegt, und ſie zur Thierheit herabwürdigt.

Zur Schönheit des menſchlichen Körpers ſowohl, als zum Ausdruck ſeiner edlern Beſtimmung, gehört alſo die genaue Beobachtung des mit dieſem aufrechten Gange verknüpften Schwerpunktes, nach welchem alle Gliedmaßen ſich formen und bewegen müſſen. Die Veränderung dieſes Schwerpunkts, z. B. zum vierfüßigen Gange, zum hockenden Sitzen u. ſ. w., hat ſehr merklichen Einfluß auf die Geſtalt des Körpers, und macht ihn mehr oder minder thieriſch. Dieſer Umſtand ſcheint mir die Frage: Welche Menſchenbildung iſt eigentlich ſchön? ſehr richtig zu beantworten; und ich wundere mich, daß man bisher ſo wenig Rückſicht darauf genommen hat, da er doch das einzige wahre Prinzip der vollkommenen Menſchenbildung enthält, und jedes Räſonnement entkräftet, das vom Geſchmack mißgebildeter Nationen hergenommen wird.

Selbſt Camper *) hat dieſen Umſtand überſehen, ob ihn gleich ſeine eigne Theorie in Beſtimmung des Verhältniſſes menſchlicher Köpfe darauf führen mußte; denn derjenige Kopf, deſſen Geſichtslinie er gegen die Horizontallinie, d. i. gegen die Linie, welche unter der Naſe und dem Ohr durchgezogen wird, in einem Winkel von hundert Graden vorſinken läßt, iſt offenbar, vermöge ſeines Schwerpunkts, für die aufrechte Geſtalt des Menſchen der angemeſſenſte, und eben darum der geiſtreichſte und ausdrucksvollſte. Mit der Veränderung des Schwerpunktes neigt ſich die Geſichtslinie mehr hinterwärts, die Kiefer dringen vor, und das Hinterhaupt verlängert ſich. Je merklicher dieſe Veränderungen ſind, je mehr nähert ſich der Kopf der vierfüßigen Thierbildung, wie man an den Köpfen des Kalmuken und des Negers ſehen kann.

Das Angeſicht des Menſchen wird alſo durch die aufrechte Stellung desſelben, zum Ausdruck höherer Beſtimmung veredelt, und das Vor-

*) Ueber den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen verſchiedener Gegenden und verſchiedenen Alters, u. ſ. Berlin, 1792. wo man zur Erläuterung des hier Geſagten beſonders S. 59 fgg. nachſehen kann.

ſinken der Geſichtslinie bis auf einen gewiſſen Grad iſt das charakteriſtiſche Merkmahl dieſer Veredlung. Nun iſt aber Veredlung der Menſchengeſtalt immer mit Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit verknüpft, und es entſteht daher die Frage: in wie weit dieſes Vorſinken der Geſichtslinie das Menſchenhaupt mehr zur Denkkraft organiſire — den Muskeln mehr Elaſtizität gebe, und die Nerven ſeiner ſtimme? "Die Veredlung zur Denkkraft," ſagt Herder*), "liegt in dem Verhältniß des Geſchöpfs zur horizontalen und perpendikularen Kopfſtellung und Bildung, von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns, ſo wie die Schönheit und Proportion aller Geſichtstheile, abhängt."

Noch deutlicher aber zeigt ſich die Organiſation des menſchlichen Körpers zu einer edlern Beſtimmung in dem Verhältniß aller ſeiner Glieder, ſowohl unter ſich ſelbſt, als beſonders gegen das Haupt. Er allein iſt es, bey dem alle Theile ſich mit einander in die ſchönſte Harmonie ſetzen, wo kein laſtender Druck die freye richtige Bewegung des Ganzen hindert, oder

*) Ideen zur Philoſ. d. Geſch. d. M. 1. Th. Riga u. Leipz. 1784, S. 213 fgg.

irgend eine animaliſche Kraft auf Unkoſten der übrigen Kräfte verſtärkte. Der Menſch trägt das Centrum der Schwere und Bewegung in der Mitte ſeines Körpers, und kann daher ſich mit der gröſten Leichtigkeit wenden, laufen, aufrecht ſtehen, ſitzen und auf dem Rücken liegen. Eben dieſe Gelenkigkeit ſtempelt ſeine Glieder zu Werkzeugen der Gedankenbildung, und zum Ausdruck einer durchaus edlern Beſtimmung. Der Menſch ſollte durch Vernunft Herr der Schöpfung ſeyn; auf dieſen Zweck hat's die Natur bey Formung ſeines Körpers angelegt, und daher in das Verhältniß ſeiner Glieder eine Feinheit gebracht, deren ſich kein anderes Geſchöpf des Erdbodens rühmen kann. Wir nennen aber fein, was in ſeinen Verhältniſſen homogen iſt, und in jeder Kraftäußerung die ſtärkſte Wirkung durch die leichteſte Bewegung hervorbringt.

Dieß reitzende Verhältniß aller Glieder unter ſich ſelbſt und zum ganzen Körperbau iſt es, was wir am Menſchen architektoniſche Schönheit nennen; ein Verhältniß, wo keine Kraft die andere ſtört, und alle Kräfte mit freyrichtiger Bewegung zugleich den Geſetzen der Vernunft und des phyſiſchen Mechanismus folgen. Für den Begriff architektoniſcher Schönheit iſt es nicht

einmahl nöthig, daß der Einklang aller Kraftäußerungen wirklich ſey, ſondern es iſt genug, wenn ihn unſer durch Erfahrung und Bekanntſchaft mit den Geſetzen der ſchönen Bewegung geſchärfter Sinn als wirklich vorausſetzt.

1. Uebrigens fließt aus dem bisher Geſagten die eben ſo wichtige als von manchen Künſtlern verkannte Regel: daß die bildende Darſtellung nie das Höchſte der Leidenſchaft zeigen, ſondern ſelbſt die phyſiſche Wahrheit der äſthetiſchen Schönheit unterordnen müſſe. Denn da der Körperbau des Menſchen, ſowohl in Ruhe als in Bewegung, Ausdruck ſeiner edlern Beſtimmung iſt: ſo muß er in der ſchönen Kunſt durch keine äußerlichen Merkmahle und Symptome das Gefühl empören, und die höhere Menſchheit verläugnen. Nur die Milderung heftiger Leidenſchaften macht ſie der Darſtellung des Künſtlers fähig, und äſthetiſch ſchön.

III. Verhältniß. Der Menſch ſteht mit allen übrigen Thiergattungen in einem ſeiner höhern Beſtimmung angemeſſenen Verhältniſſe der Stärke und Gewandtheit; und dieſes Verhältniß iſt nicht nur der Zeit, ſondern auch dem Klima nach ver-

ſchieden, überall aber Erſcheinung der Obermacht des Menſchen durch den Gebrauch ſeiner edlern Kräfte. Alle die ſchönen Tiraden, womit eine düſtere Mönchsmoral, durch Vergleichung der individuellen Kraft des Menſchen mit den Kräften der Thiere, ſeine Schwäche darthun und ihn herabwürdigen will, verſchwinden, ſobald man auf das wahre Verhältniß merkt, in welchem der Menſch mit den ihn umgebenden Thierarten ſteht. Er ſollte herrſchen; aber er ſollte als Menſch, das iſt, durch die Anwendung ſeiner geiſtigen Kräfte, herrſchen. Dadurch unterwirft er ſich die ihm an körperlicher Stärke weit überlegenen Thiere, ſo wie ſie ihn auch alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen lehrt, und zwar auf Wegen, die dem thieriſchen Inſtinkte durchaus unzugänglich ſind.

Man hat in der philoſophiſchen Geſchichte der Menſchheit bisher noch zu wenig Rückſicht auf das klimatiſche Verhältniß genommen, in welchem der Menſch mit den ihn umgebenden Thiergattungen ſteht, welches doch zur Beſtimmung ſeiner Charakteriſtik durchaus nothwendig ſcheint. Die Beobachtung der übrigen Geſchöpfe, in deren Mitte der Menſch lebt, wirft in

manchen Fällen ein unerwartetes Licht auf ihn selbst, und die Aeußerung seiner Kräfte; denn nirgends hat die Natur Kräfte hingelegt, wo ihre Anwendung nicht Statt fände. Wir sehen dieß besonders bey den Völkern weitentlegener Welttheile, deren Anlagen, Triebe und Kunstfertigkeiten mit den Thieren ihres Landes in einem auffallenden Verhältnisse stehen. Der Naturmensch hat sogar manche Anwendung seiner Kräfte von den Thieren gelernet.*).

Man würde mich mißverstehen, wenn man das Gesagte auf eigentliche Aehnlichkeit zwischen Menschen- und Thieranlagen ausdehnen wollte, wiewohl diese an sich nichts Widersprechendes enthält; denn wo es die Natur auf eine feinere Organisation der Thierbildung angelegt hat, da bleibt sie nie bey einer Gattung allein stehen. Ich verstehe aber hier bloß eine Art von Approximation, deren gegenseitige Kräfte in einander greifen — zur Harmonie des Ganzen wirken.

*) Herder, am a. O. S 82. 83. war es vorzüglich, der auf diesen Umstand aufmerksam machte. Die Beobachtung enthält Keime, deren Entwickelung dem Forscher unerwartete Aufschlüsse über manche Erscheinungen in der Naturgeschichte des Menschen geben kann.

Werfen wir z. B. einen Blick auf jene Steppe des nordöſtlichen Rußlands, die unter dem Nahmen der Tatarey bekannt iſt, und bleiben wir bey dem Kalmucken oder Baſchkir ſtehen. Er iſt häßlich, raſch und ausdauernd, wie ſein Pferd, das nur Er zu zähmen, und auf eine Art zu regieren weiß, die jeden Fremden in Erſtaunen ſetzt. Sein Verſtand iſt inſtinktartig, und, wie ſein Körper, nicht zur Reife eines mildern Erdſtrichs gediehen. In den lachenden Gefilden von Natolien und Turkomannien hingegen, welche andere Thiergattungen! und welche andere Menſchen! Hier war, nebſt dem Schnellgefühl des Morgenländers überhaupt, die Verſchlagenheit des Armeniers nöthig, um ſowohl von der edlern Thiergattung dieſer Länder allen möglichen Nutzen zu ziehen, als ſich gegen ihre überlegene Stärke zu ſchützen. Der Löwe, der Tiger iſt den Bewohnern dieſer Länder nicht furchtbarer, als dem deutſchen Landmann ein wildes Schwein, oder höchſtens ein Wolf. Allein nebſt der Sagazität, reißende Thiere zu bändigen und ſich dieſelben ſogar dienſtbar zu machen, zeigt ihr Charakter auch manche auffallende Schattirung von den Eigenthümlichkeiten derſelben. Die Anwohner der lybiſchen Wüſten ſind blut-

dürftig und feig, wie der Löwe, nachdem er hungrig oder gesättigt ist. Der Armenier vereint in seinem Charakter die Anstelligkeit des Elephanten mit der ausharrenden Geduld des Kamels — eines Thiers, das, so wie er, gleichsam zur Handlung gebohren ist; Unverdrossenheit, mit List, scheinbarer Demuth und Mäßigkeit verbunden, macht ihn zum besten Kaufmanne des Morgenlandes *).

So zeigt sich denn auch hier die Natur als die große Freundinn der Harmonie, in deren Schöpfungen die Umrisse nie schneidend, die Farben nie grell gegen einander abstechend sind! Man würde sich leichter in der Charakterisirung des Menschen zurecht finden, wenn man auf sein klimatisches Verhältniß gegen die ihn umgebenden Naturszenen beständig Rücksicht nähme.

Es bedarf aber nur einer mäßigen Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, daß dieß Verhältniß, in welchem der Mensch mit den ihn umgebenden Thiergattungen steht, durchaus sei-

*) So schildert ein neuerer Völker- und Länderbeobachter den Armenier. Man sehe die Reisen des Grafen von Kerzlereck Sauvebeuf durch die Türkey, Persien und Arabien. 2. Th. Leipz. 1790. S. 218.

ner edlern Beſtimmung angemeſſen, und alſo Ingredienz ſeiner Charakteriſtik iſt. Denn verſteht man unter dieſem Verhältniß die Approximation zum Thiercharakter — wie menſchlich wird nicht, wenn ich ſo ſagen darf, bey ihm die Thierheit! Auch im tiefſten Sinken verlöſchen die Spuren ſeiner edleren Natur nicht gänzlich. Verſteht man aber unter Verhältniß des Menſchen gegen die Thiere die Gewandtheit ſeines Geiſtes, womit er über ſie herrſcht, und ihre Kräfte nach ſeinem Willen lenkt: wie ſo glänzend ſteht dann der Menſch in ſeiner ganzen Würde da — entlaſtet vom Druck mechaniſcher Nothwendigkeit, ein kleiner Gott durch den Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte, denen Alles, was die Natur Schaffendes und Zerſtörendes hat, gehorchet! —

Dieſe wenigen in der Naturgeſchichte des Menſchen aufgefundenen Züge ſchließen ſich genau an den oben angegebenen Begriff ſeiner allgemeinen Charakteriſtik, und dienen ihm zur Erläuterung. Mit Rückſicht auf dieſen Begriff wird dann die Pathognomik die Leidenſchaften des Menſchen und ihre ſichtbaren Merkmahle entwickeln. Sowohl die Unzulänglichkeit der bisherigen Verſuche, als die Anwendbarkeit der

angegebenen Charakteriſtik des Menſchen, wird dabey, wie ich hoffe, ſogleich einleuchten. Um dieß deutlicher zu machen, will ich zwey Schlußfolgen herſetzen, welche unmittelbar aus dem Vorigen fließen, und dem darſtellenden Künſtler äußerſt wichtig ſind.

1. Der Ausdruck der Leidenſchaften muß nie an thieriſche Rohheit gränzen, ſondern allezeit die Intelligenz des Menſchen mehr oder weniger durchſcheinen laſſen. Man vergleiche mit dieſer Maxime einige Köpfe des Le Brun, z. B. Abſcheu, Verzweiflung; man wird es unbegreiflich finden, wie man ſolche Verzerrungen jungen Künſtlern als Muſter aufſtellen konnte.

2. Jede Leidenſchaft muß einen vielleicht nur dunkel gedachten Zweck ausdrucken, der ſowohl dem allgemeinen Triebe des Menſchen zu Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, als ſeiner individuellen Lage nach Zeit und Ort, angemeſſen iſt. Nur durch Beobachtung dieſer gar oft vernachläſſigten Regel wird der Künſtler aus Seele in Seele ſprechen.

# IV.

## Der Löwenſtein.

Etwa eine Viertelſtunde nordweſtlich von dem mitten zwiſchen Caſſel und Marburg gelegenen Dorfe Ober-Urff erhebt ſich das in der Erdbeſchreibung Heſſens bekannte Gebirge, der Kelle: genannt. Von dieſem ziemlich groſſen Waldgebirge erblickt man einen hohen Fels in der Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels, und dieß iſt der Löwenſtein. Er hat dieſe Benennung von einem vormahls darauf geſtandenen feſten Schloſſe, deſſen ehrwürdige Trümmer noch jetzt zu ſehen ſind. Eine uralte adelige Familie führet davon den Nahmen. Faſt am Fuße des Berges liegt ein derſelben zuſtehendes kleines Dorf, und die ganze Gegend von der Stadt Treyß, längs der Schwalm bis an dieſes Bergſchloß und die Waldeckiſche Gränze, heißt der Löwenſteiniſche Grund.

Seit Jahrhunderten ragten die Ruinen dieſes Schloſſes aus der dichten Waldung hervor, ohne daß man ihnen den nähern Blick der Beob-

achtung ſchenkte, — eben darum, weil man ſie täglich vor Augen hatte. Erſt in neuern Zeiten fing man an, das umliegende Gebirge, und ſomit den Löwenſtein ſelbſt, etwas aufmerkſamer zu betrachten. Hierzu gab das in der Naturkunde mit Begierde ergriffene Syſtem, überall ausgebrannte Vulkane zu finden, die erſte Gelegenheit. Dieſes Syſtem iſt vielem Mißbrauche unterworfen: allein kann man läugnen, daß es dieſen ungeachtet in den meiſten Fällen auf große und wichtige Entdeckungen führt? Der Graf von Büffon, durch ſeine Epochen der Natur, und der Ritter Hamilton, durch fortgeſetzte Beobachtungen über die Vulkane, haben einen Geſchmack in der Phyſik eingeführt, von dem ſich viel Gutes (wiewohl freylich mit unter auch viel Schielendes) erwarten läßt. Noch nähern wir uns kaum von ferne den Kenntniſſen, die jene Schriftſteller verbreitet haben. Fortgeſetzte Beobachtungen der Natur, mit Vergleichung und Anwendung ihrer Geſetze, werden uns dereinſt auf Entdeckungen führen, deren Möglichkeit auch von den klügſten Menſchen lange bezweifelt worden iſt.

Ich erinnere mich nicht, eine nähere Beſchreibung des Löwenſteins mit ſeinen Ruinen

geleſen zu haben. Ein Verſuch, ſie zu liefern, wird alſo, wie ich hoffe, bey aller ſeiner Unvollkommenheit, nicht ganz vergeblich ſeyn; um ſo mehr, da er nachdenkenden Männern Gelegenheit zu Muthmaßungen und Schlüſſen geben kann, welchen, indem ſie die Naturgeſchichte bereichern, zugleich über manche dunkele Begebenheit der Vorzeit ein unerwartetes Licht verbreiten.

Die ganze Gegend, auf welcher der Keller, und folglich auch der Löwenſtein ruhet, ſcheint an ſich erhaben zu ſeyn, ob ſie gleich mit verſchiedenen kleinen Bächen durchſchnitten iſt. Sie hat viele Waldung, beſonders weſtwärts nach der Waldeckiſchen Gränze zu, wo der Keller, welcher eigentlich eine Gebirgskette ausmacht, ganz damit bedeckt iſt. Der Boden beſteht meiſt aus einer röthlichen mit Sand vermiſchten Erde. Auf der Höhe durchirrt das Auge mit Vergnügen eine zahlloſe Mannigfaltigkeit von Flächen, Hügeln und wohlgebauten Dörfern, die auf den Wohlſtand ihrer Einwohner ſchließen laſſen.

Daß der Berg Fels ſey, ſieht man nicht nur auf ſeinem Gipfel, und an Stellen, wo der Regen die Erde weggeſchlemmt hat, ſondern

auch die Bäume und Geſträuche, womit er nach oben zu bewachſen iſt, zeigen den dürftigen Grund an, in welchem ſie wurzeln: ſie ſind durchgehends klein und niedrig. Ein Hohlweg, der von Ober-Urff nach den neben liegenden Meyerhöfen gehet, führt auch auf den Berg ſelbſt. Der Gipfel iſt an einigen Orten ſehr ſteil, an andern aber mehr zugänglich.

Oben auf dieſem Berge lag das Schloß Löwenſtein, wovon er den Nahmen hat. Noch vor kurzem waren ehrwürdige Ueberreſte dieſes ſoliden Gebäudes aus dem Mittelalter zu ſehen: allein der Geiſt der Oekonomie zerſtörte ſie, um die Steine zu einem andern Behufe zu gebrauchen. Außer einigen Reſten von Mauern und unordentlichen Steinhaufen, iſt nur noch die groſe Warte vorhanden, welche ſelbſt nach Jahrhunderten der Vergänglichkeit zu trotzen ſcheint.

Dieſe Warte erregt — ſo wie faſt alle Denkmahle jener traurigen Zeiten — einen lebhaften Begriff von dem Geiſte und den Bedürfniſſen eines mit ſich ſelbſt in beſtändigem Kriege verwickelten Volks. Nirgends eine Spur von Symmetrie und Wohlgefallen an ſchönen Verhältniſſen; dagegen eine alle Begriffe überſteigende

Festigkeit, und eine ängstliche Sorgfalt, jeden Zugang möglichst zu erschweren. Von der sehr beträchtlichen Höhe dieser Warte läßt sich aus dem Umstande urtheilen, daß ich im Eingange die Dicke der Mauer dreyzehn bis vierzehn rheinländische Fuß gefunden habe. Doch möchte dieß wohl nicht von der ganzen Peripherie gelten, da der Eingang nicht nur etwas vorgesprungen, sondern auch (wie an den meisten alten Gebäuden) ein wenig gekrümmt ist. Der innere in den Boden hinabgehende Theil dieser Warte ist mit Steinen zugeworfen. Eine nähere Untersuchung desselben würde vermuthlich unterirdische Gewölbe, oder jene schauderhafte Art von Gefängnissen entdecken, die man bey den alten Ritterschlössern unter dem Nahmen der Verließe kennt. Der Eingang zu diesen Kerkern gleicht einem Ziehbrunnen, durch welchen die Gefangenen an einem Seile hinabgelassen wurden. Diese Gewölbe müßten aber, wenigstens zum Theil, in den Felsengrund selbst eingehauen seyn — ein Unternehmen, das man gewöhnlich nur dem ehrnen Fleiße der alten Aegypter zutraut! Uebrigens würde die Anwendung der wahrscheinlich hier befindlichen Gewölbe durch Auffindung schätzbarer Urkunden.

altdeutſcher Geräthe, Waffen — vielleicht auch wirklicher Barſchaften und Kleinodien — die daran gewandte Mühe gewiß belohnen. Man weiß, daß ſie zur Zeit öffentlicher Unruhen die Behälter ſolcher Sachen waren, die man feindlichen Händen entziehen wollte. Bey erfolgter Verwüſtung des Schloſſes wurden die Eingänge zu dieſen unterirdiſchen Gewölben mit Schutt bedeckt, und ſo dem Blick entzogen.

Die Mauern des Schloſſes Löwenſtein waren aus Steinen, die der Berg ſelbſt liefert, errichtet. Ob die groſſe Härte dieſer Steine, oder der Mangel — wenigſtens die Seltenheit — mechaniſcher Hebewerkzeuge die Urſache ſey, daß ſie durchaus klein ſind, und kaum einen oder anderthalb Kubikfuß enthalten, iſt ſchwer zu entſcheiden. Die Härte der Steine kann wenigſtens kein allgemeiner Grund ſeyn, da bey andern verfallenen Schlöſſern, welche aus Sandſteinen errichtet, oder doch damit bekleidet waren, die nähmliche Anmerkung Statt findet.

Ueberhaupt pflegt, nach meinen bisherigen Beobachtungen, dieſer kleinliche Styl den uralten Gebäuden, deren Ueberreſte wir noch ſehen, eigen zu ſeyn; ſo wie er auch in anderer Rückſicht ein charakteriſtiſches Merkzeichen von der

Kindheit der Kunſt in allen Werken iſt, welche eine groſſe und mannigfaltige Zuſammenſetzung leiden. Die Produkte noch unkultivirter Völker ſind immer getreue Kopien der Natur ihres Landes, und der dadurch modifizirten Denkungsart. In dem wollüſtigen Klima von Hindoſtan z. B. verrieth ſich die Kindheit der Kunſt durch überladene Zierathen: in den kalten Nordländern that ſie eben das durch die Menge der gebrauchten Materialien und ihre kleinliche Behandlung. Der Indier gab ſeinen Pagoden die Geſtalt von ausgehöhlten Felſen, und bedeckte ſie ganz mit geſchmackloſen Zierathen *); der minder üppige, minder durch Bilder denkende und handelnde Deutſche thürmte die harten Maſſen ſeines Landes aufeinader, und baute

*) "Die ſo groſſen Pyramiden Aegyptens ſind ſehr unbedeutende Denkmähler, wenn man ſie mit den Pagoden zu Salſette und Jlute vergleicht. Die Figuren, die halberhobene Arbeit, und die vielen tauſend Säulen, welche ſie zieren, und welche mit dem Meiſſel in einen und eben denſelben Felſen gehauen ſind, beweiſen, daß wenigſtens tauſend Jahre nach einander daran muß ſeyn gearbeitet worden." Sonnerat's Reiſe nach Oſtindien III. B. IV. Kap. S. 173.

Veſten, die ſeinen tauſendjährigen Eichſtämmen nicht unähnlich waren.

Die ganze Bauart jener erfahrungsloſen Epoche iſt eine ſonderbare Vermiſchung des Ungeheuren mit dem Kleinlichen. Die erſtaunliche Feſtigkeit alter Gebäude würde daher bey der unverhältnißmäßigen Größe der Steine, aus denen ſie mehrentheils errichtet waren, unbegreiflich ſeyn, wenn nicht erfahrne Baumeiſter längſt dargethan hätten, daß ſie dieſelbe bloß ihrer Solidität und dem ungeheuren Umfange ihrer Mauren zu danken hatten. Eine Mauer nach moderner Angabe — ſie ſey aus den größten und härteſten Quaderſteinen errichtet — wird nie die Feſtigkeit der altrömiſchen oder gothiſchen Gebäude erhalten, die durch ihre eigene Maſſe unterſtützt, und eben dadurch gegen die langſamen aber unwiderſtehlichen Verheerungen der Luftſäure und Witterung geſichert waren. Die Natur iſt nie unthätig, ſie wirkt entweder zur Dauer, oder zur Zerſtörung. Jene Steinmaſſen, durch ihre eigene Laſt gedruckt und gegen das Eindringen ſcharfer Feuchtigkeiten geſichert, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felſen. Viel-

leicht hatten die Alten aber auch ein beſſeres Bindungsmittel der Steine.

Von der Bauart des ehemahligen Schloſſes Löwenſtein läßt ſich nach den wenigen Ueberreſten, welche davon noch zu ſehen ſind, nichts Beſtimmtes ſagen. Dieſe Trümmer — gleich den Fragmenten verloren gegangener Schriften der Vorzeit — laſſen freylich zum Theil errathen, was ſie ehemahls waren: aber Errathen iſt in jedem Fall eine mißliche Sache!

Auf der ſüdlichen Seite des verödeten Schloſſes ſteht noch ein ſehr maſſiver viereckiger Pfeiler. Mehr herunterwärts bemerkt man auf einer Seite einen Einſchnitt in dem Felſengrunde, wie den Reſt einer rings umher laufenden und auf einer Seite verſchütteten Mauer. Der Ort iſt aber unzugänglich, und ich konnte aus meiner Entfernung nicht genau erkennen, ob es natürlicher Fels oder Mauerwerk ſey. Mir ſchien es das erſte.

Ob der ziemlich ſcharfe Wind, welcher auf dem Gipfel des Berges wehte, das bekannte Phänomen hoher Gebirge ſey, kann ich nicht mit Zuverläſſigkeit ſagen, weil der Tag, an dem ich den Löwenſtein beſtieg, überhaupt

etwas windig, und die übrigens heitere Luft mit treibenden Wolken angefüllt war.

Der Berg ſelbſt iſt, wie geſagt, öde und voller Steinhaufen. Kaum findet das Auge auf ſeinen abhängigen Seiten, welche mit Heidekraut, ſparſam zerſtreuten-Bäumen und kriechendem Geſträuche dürftig bewachſen ſind, einen Ruhepunkt, wo es mit Vergnügen weilen könnte. Die Ausſicht in die umherliegende Gegend aber iſt groß und mannigfaltig. Indeſſen kann ich doch nicht ſagen, daß mich der Anblick mit jenem unnennbaren halbangenehmen Grauſen erfüllt hätte, das ich mehrmahlen bey Beſteigung des Frauenbergs in Ober-Heſſen empfand. Die Urſache liegt vermuthlich in dem Umſtande, daß dicht um den Löwenſtein her, wenigſtens auf einer Seite, die Gegend mehr angebauet, und alſo auch mannigfaltiger und lebhafter iſt, der Frauenberg aber wie iſolirt in einer ihn faſt rings umgebenden Waldung liegt. Dagegen iſt von letzterem die Ausſicht in die Ferne ungleich mahleriſcher, weil der Horizont offener iſt, und man mehrere Städte, z. B. Marburg, Amöneburg, Kirchhayn, erblickt, hinter denen ſich die Landſchaft duftig verliert.

Dieſes iſt eine kurze Beſchreibung des Bergs mit ſeinen Ruinen, ſo wie ſich beyde dem Auge darſtellen.

Aber dieſe Beſchreibung, ich geſtehe es, iſt für den genauern Beobachter wenig befriedigend, wenn er zumahl Rückſicht auf die Geſchichte nimmt.

Das Schloß mit ſeinen erſten Bewohnern vor ſeinen Augen gleichſam entſtehen ſehen, ihm und ſeinen mannigfaltigen Schickſalen durch alle Perioden bis zu ſeiner endlichen Zerſtörung nachfolgen, und aus den daraus hergeleiteten Schlüſſen die Geſchichte der Menſchheit bereichern: das iſt es, was jeder denkende und geſchmackvolle Mann erwarten wird.

Ich wünſchte, im Stande zu ſeyn, eine ſolche zuſammenhängende Geſchichte dieſes Bergſchloſſes liefern zu können: allein meine Bemühungen in Aufſuchung der nöthigen Hülfsmittel ſind bisher ohne ſonderlichen Erfolg geweſen. Das wenige, was ich davon habe erfahren können, zündet kaum ein Licht zum weitern Nachforſchen an.

Zuverläſſig iſt das hohe Alterthum dieſes Bergſchloſſes. Man hat drey Urkunden von den Jahren 1253. und 1254, welche auf dieſem

Schloſſe Löwenſtein (oder, wie es daſelbſt geſchrieben wird, Lewinſtein) unterzeichnet ſind *). Da kein Grund vorhanden iſt, das Schloß als damahls erſt neu erbauet anzunehmen,

*) Kopp, von Verfaſſung der Gerichte in Heſſen, I. Th. Caſſel 1769. liefert dieſe Urkunden in den Beylagen S. 120 bis 124. Die erſte betrifft eine von Conrad von Embrechtsfeld an das Kloſter Haina gethane Schenkung, welche Wernher von Biſchoffshauſen und Conrad von Elben beurkunden. In der zweyten werden einige Streitigkeiten zwiſchen dem Kloſter Haina und Dieterich von Linſingen gütlich beygelegt; und in der dritten vergleicht ſich der erwähnte Wernher von Biſchoffshauſen mit dem Kloſter Haina wegen verſchiedener Güter. Was bey dieſen Urkunden auffällt, iſt, daß unter den übrigen Zeugen und Kontrahenten nirgends eines von Löwenſtein gedacht wird, da doch die Vorfahren mehrerer ebenwohl noch blühender adeligen Geſchlechter genannt werden, z. B. ein Wigand von Gilſe, Werner und Heinrich von Biſchoffshauſen, Wolpert von Borken, Heinrich von Urff, u. ſ. w. Man ſollte hieraus faſt ſchließen, daß damahls der Löwenſtein ſeinen erſten Beſitzer ſchon verändert, und derſelbe einen andern Nahmen geführt habe. Dadurch würde ſein Alterthum noch weiter hinausgeſetzt.

so kommt man vielleicht der Wahrheit ziemlich nahe, wenn man seinen Ursprung gegen das Ende des elften, oder in den Anfang des zwölften Jahrhunderts setzt. Es müßte also — und seine Bauart, soviel sich aus ihren Trümmern erkennen läßt, scheint es zu bestätigen — sein Daseyn in den tiefsten Zeiten der Unwissenheit und Barbarey erhalten haben; in den Zeiten, wo innerliche Kriege das Reich zerrütteten, und bald darauf die Politik des römischen Hofs die so genannten Kreuzzüge aufbrachte.

Ein schätzbarer Schriftsteller der ältern Geschichte von Hessen *) berichtet, daß ein Graf

*) Wilhelm Scheffers genannt Dilich Hessische Chronica, Cassel 1605. II. Th. S. 123. "Als dieser König (Heinrich V.) zu mehrmahlen in Hessen geritten, und jederzeit Graff Werner von Greiningen mit ihm gereiset, hat derselbe Graff ihn umb die Gegend zwischen Homburgk vnnd Cassel gebeten. Wie er auch damit belehnet rottet er die wälde umb die Fulde vnnd Eder aus, bauet an einen Berg ein Schloß, das er Haltauff, jetzo Haldorff, genennet, und erlaubet desgleichen denen vom Adel, so mit ihm kommen, auch zu thun. Darob dann nachfolgende Geschlechte, Städte, vnd Dörfer von ihnen erbaut, vnd benahmet worden, als Grisste, Elben, die Hunde, Wehrn, Falkenberg, die Wolffe von

Werner von Grüningen vom Kaiſer Heinrich dem fünften im Jahr 1117. mit der Gegend zwiſchen Caſſel und Homburg belehnet worden ſey, und daſelbſt das Schloß Haldorf, ſo wie in der Folge das Kloſter Breitenau erbauet habe. Er ſetzt hinzu, daß mehrere mit dem Grafen in das Land gekommene Edelleute nach ſeinem Exempel ſich daſelbſt niedergelaſſen und Schlöſſer erbauet hätten, deren er einige anführt.

Dieſe ſehr detaillirte Erzählung hat nur den einzigen kleinen Fehler, daß ſie mit der Geſchichte unvereinbar iſt. Kaiſer Heinrich V. ging nach dem Tode ſeiner Gemahlinn Mathildis im Jahr 1116. nach Italien, und kam erſt 1119. von daher zurück. Er konnte alſo währender Zeit nicht zugleich in Heſſen ſeyn; denn das Syſtem der Ubiquität iſt in Anſehung irdiſcher Regenten niemahls gänge geweſen. Auch fängt mit dem Jahr 1117. die merkwürdige Periode an, wo Heſſen mit Thüringen vereinigt wurde, und der Kaiſer hatte um dieſe Zeit daſelbſt nichts mehr zu vergeben. Gleichwohl iſt

Gudenberg, Felßberg u. ſ. w. Der Graff aber hat das Cloſter Breidenau erbaut, und den erſten abt Trutuinum darin verordnet."

eine gemeine Sage, die noch dazu von bewährten Hiſtorikern aufgezeichnet wird, ſelten ohne allen Grund. Vielleicht irrte Dilich nur in der Zeit und den Nahmen der Perſonen. Wirklich iſt es wahrſcheinlich, daß nicht Heinrich V. ſondern deſſen unglücklicher Vater Heinrich IV. eine ſolche Schenkung gethan habe *).

Unter den von Dilich angeführten Schlöſſern wird nun zwar des Löwenſteins nicht ausdrücklich gedacht, allein es iſt doch vielleicht mehr als bloße Vermuthung, daß auch dieſes Bergſchloß bey einer ſolchen Gelegenheit ſein Daſeyn erhalten habe. Daß von den mitgekommenen Edelleuten, die wohl nicht alle in der abgemeſſenen Gegend zwiſchen Caſſel und Homburg Platz fanden, einer oder der andere ſich mehr ſüdwärts gewandt und daſelbſt angebauet habe, lag in der Natur der Sache. Auch werden wirklich unter den ſich daſelbſt niedergelaſſenen Edelleuten die von Hund genannt, deren Raubſchloß die Hundsburg, unfern Kerſtenhauſen, am Ausgang des Löwenſteiniſchen Grundes, und kaum zwey Stun-

*) Dieſer Meinung iſt auch der Verfaſſer eines Aufſatzes über das Kloſter Breitenau in den Heſſiſchen Beyträgen zur Gelehrſamkeit und Kunſt, 1785. 1. St. S. 19 fg.

den vom Löwenſtein ſelbſt, lag. — Mit völliger Gewißheit läßt ſich, in Ermangelung beſtimmter Nachrichten, freylich nichts darüber ſagen.

Aus dem Angeführten folgt, daß unſer Schloß Löwenſtein bereits längſt vorhanden war, als die Landgräfinn Sophie, Mutter Heinrichs des Kindes, das nach ihr benannte Schloß Frauenberg erbaute; denn dieß geſchah um das Jahr 1250. oder doch bald nachher. Gleichwohl ſind von dieſem letzteren Schloſſe nur noch Ueberreſte von Mauren zu ſehen, da hingegen vom Löwenſtein die große Warte faſt noch unverſehrt vorhanden iſt, und erſt vor kurzen der Geiſt einer kleinlichen Sparſamkeit nöthig war, um die übrigen Reſte dieſes Denkmahls der Vorzeit vollends zu zertrümmern. Man ſollte hieraus faſt ſchließen, daß ſein Verfall mehr der Zeit, ſo wie jener des Frauenbergs mehr einer zerſtörenden Gewalt, beyzumeſſen ſey.

Wirft man aber einen Blick auf die Geſchichte, ſo gewinnt die Vermuthung die Oberhand, daß auch unſer Löwenſtein mit ſo manchen Ritterfeſten jener Zeit ein gleiches Schickſal gehabt habe, das iſt, als ein Raubneſt zerſtört worden ſey. Nur daß man nicht durch einen leicht möglichen Anachronismus dieſe Zer-

ſtörung in jene Periode ſetze, welche dadurch auf immer merkwürdig gemacht wurde, daß die Landgräfinn Sophie, um die Regierung ihres Sohnes Heinrich zu ſichern, mit ihren Reiſigen im Lande umherzog, und die Raubſchlöſſer der widerſpenſtigen Edelleute verwüſtete. Sophiens Ankunft in Heſſen erfolgte im Jahr 1248. und obgleich die ganze Zeit ihrer Regierung — ſo wie die ihres Sohnes Heinrich ſeit dem Jahre 1267 — eine Kette beſtändiger Unruhen war: ſo kann doch unſer Löwenſtein in dieſem Zeitraume nicht verwüſtet worden ſeyn, denn im Jahre 1466. ſtand das Schloß noch, wie aus einem über daſſelbe und über das Thal Löwenſtein, zwiſchen denen von Weſterburg, Schweinsburg und Löwenſtein errichteten Burgfrieden zu ſehen iſt *). Aber ſcheint nicht ſelbſt dieſer Burgfriede, als ein nöthig gewordenes Verwahrungsmittel, auf die Vermuthung zu führen, daß auch unſer

*) Kopp a. a. O. in den Beyträgen S. 203 fgg. Daß zur Zeit der Errichtung dieſes Burgfriedens das Schloß noch nicht verwüſtet war, zeigen die Worte deſſelben: "und dieſer unſerer Burgfriede ſoll angehen in und um unſer Schloß und Thal, als daß mit Rundelen und Mauren umbgriffen hat u. ſ. w."

Löwenſtein durch die beſtändigen Landesverwüſtungen gelitten haben müſſe, und ſo ſein Verfall allmählich vorbereitet worden ſey, den die Folgezeit vollendete? — Das Gemählde der damahligen Zeiten iſt zu empörend, als daß man ſich nur den Löwenſtein in ſtolzer Ruhe unangetaſtet denken könnte. Die Nachbaren verheerten das Land mit Rauben, Sengen und Brennen; und wo ihre Verwüſtungen nicht hindrangen, da vollendeten die Ritter ſelbſt durch ihre Widerſetzlichkeit und wechſelsweiſe Befehdungen das traurige Bild eines Kriegs Aller gegen Alle *).

*) Eine ſolche Befehdung war z. B. um 1264. zwiſchen dem Abte zu Fulda, und Graf Gottfried zu Ziegenhain, mit welchem letztern es auch der Abt zu Herßfeld, und in der Folge die Edelleute hielten. Allein der Abt zu Fulda zog den Landgraf von Heſſen und den Biſchöff zu Mainz an ſich, und zerſtörte mit deren Hülfe viele adelige Schlöſſer. Dilich Heſſiſche Chronica, II. T. S. 168 fgg. Ein ander Mahl (1283.) weigerten ſich einige adelige Landſaſſen, ihre Lehen vom Landgrafen zu empfangen, wodurch dem dieſer Gelegenheit bekam, ſie zu überziehen, und von ihren Ritterſitzen zu vertreiben. Ebend. S. 172 fg. Die nächſtfolgenden Jahrhunderte waren nicht ruhiger.

Wahrscheinlich ist also auch dieser Burg, sie bey einem solchen Anlaß, wo nicht gleich verwüstet, doch unwohnbar gemacht, und so seinem allmählichen Verfalle überlassen worden. Den Zeitpunkt seiner Zerstörung erst unter den Gräueln des dreyßigjährigen Krieges zu suchen, wird keinem Geschichtskundigen leicht einfallen. Die Hessischen Chronikenschreiber, welche die im J. 1633. von dem Baierischen Generale Bönninghausen im Löwensteinischen Grunde verübten Grausamkeiten aufgezeichnet haben, gedenken wenigstens des Schlosses Löwenstein nicht, da doch die nahegelegenen mit Feuer und Schwert verwüsteten Orte Zwesten, Ober-Urff, Nieder-Urff, Gilse u. a. m. genannt werden. Würden aber die Baiern wohl dieses Schloß, wo sie wahrscheinlich Beute erwarten konnten, verschont haben? —

Bloß urkundliche Nachrichten, die vielleicht hier und da dem Moder überlassen sind, können über die Erbauung und den Verfall dieses merkwürdigen Schlosses das nöthige Licht verbreiten. Mit Vergnügen werde ich weitere Belehrungen, die man mir zuzusenden die Güte haben möchte, annehmen und benutzen *).

*) Drey interessante, bisher ungedruckte und dem Vf. dieses Aufsatzes unbekannt gewesene

Aber belohnt es auch die Mühe, dießfalls mühsame Untersuchungen anzustellen? Ich sollte denken! Ohne hier zu wiederhohlen, was ich schon oben von den wesentlichen Vortheilen gesagt habe, die mit einer sorgfältigen Untersuchung alter Ritterschlösser verknüpft seyn möchten: so sind es gerade die Resultate einer solchen Untersuchung, welche uns mit dem Geiste unserer Vorfahren und den Eigenthümlichkeiten ihres Charakters bekannt machen. Daraus müssen herrliche Bruchstücke für die Philosophie der Völkerkunde entstehen: ein jedes wahres, individuelles Gemählde der Vorzeit und ihrer Sitten ist ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte des Menschengeschlechts.

Noch bleibt ein nicht unwichtiger Theil des Löwensteins übrig — der Theil, welcher die Naturgeschichte des Gebirges, seine innere Beschaffenheit, und folglich seinen muthmaßlichen Ursprung, betrifft.

Ist der Löwenstein wirklich ein vor undenklichen Jahren erloschener Vulkan? Wer-

Urkunden, das Schloß Löwenstein betreffend, s. in den von mir herausgegebenen Hessischen Denkwürdigkeiten Th. I. S. 172 fg.

H.

ſchiedene ſachkundige Männer haben dieſe Frage nicht ohne Wahrſcheinlichkeit bejahet. Die Entdeckung des Ritters Hamilton von häufigen Vulkanen in den Gegenden des Rheins erregte natürlich Aufmerkſamkeit. Man fand die Spuren dieſer ſchaudervollen aber immer ſchöpferiſchen Naturerſcheinungen auch in andern Gegenden, und dahin gehört vornähmlich der Kellerberg mit dem daran ſtoßenden Löwenſtein. Man betrachtete ſeine Form, man entdeckte wirkliche Lava — und was war weiter nöthig?

Die abgeſtumpfte Kegelform des Löwenſteins iſt zwar für ſich allein kein hinlänglicher Beweis ſeines vulkaniſchen Urſprungs: aber ſie vermehrt doch das Gewicht der übrigen Gründe, wenn deren Richtigkeit dargethan werden kann. In der Gegend von Nieder-Urff ragt das Kellergebirge mit ſeiner dunklen Waldung hinter dem Berge mit ſeinen Ruinen hervor.

Eine mäßige Bekanntſchaft mit der Naturgeſchichte wirklicher Vulkane, eine lebhafte Einbildungskraft, und etwa einige Zeichnungen ſind hinreichend, ſich bey Erblickung dieſes abgeſtumpften Kegels den vormahligen ſpitzer zulaufenden Gipfel des Bergs mit ſeinem Schlunde hinzu zu denken. Dieſe obere Hälfte des Kegels

müßte nähmlich nach Erlöschung des Feuers eingestürzt, und ihre lockeren Bestandtheile müßten durch Zeit und Witterung zerstreut werden seyn, indeß der untere verhärtete Theil als Gipfel stehen blieb. Alle ausgebrannte Vulkane haben dieses Schicksal; je älter der Berg ist, je weniger wird man Spuren seines ehemahligen Kraters entdecken.

Es ist also vergeblich, oder höchstens ein Spiel der Einbildung, auf den Löwenstein einen Krater finden zu wollen. Betrachtet man ihn von oben herab, so zeigen sich freylich hier und da, besonders in der Gegend von Ober-Urff hin, Spuren eines ihn umgebenden Ringes von Hügeln und Einschnitten, worauf sich ohne Mühe ein ganz artiges System bauen läßt. Dieser Ring wäre alsdann der ältere Krater, und der in seinem Innern liegende Theil des Bergs ein aus ihm empor getriebener neuer Kegel.

Nichts ist klarer! Allein aller Klarheit unbeschadet, möchte ich doch aus diesem scheinbaren Ringe nicht mehr schließen, als die ruhig prüfende Vernunft schließen kann. Es sind andere Merkmahle von dem vulkanischen Ursprunge des Bergs vorhanden: seine innere Beschaffenheit ist es hauptsächlich, worauf Schlüsse dieser

Art gebauet worden können. Das vulkaniſche Feuer liefert in allen bekannten Gegenden des Erdbodens Produkte, die überall analogiſch ſind.

Den Wirkungen des Waſſers kann die Kegelform des Löwenſteins nicht wohl beygemeſſen werden, da ſein felſiges Geſtein, ſo weit meine Nachrichten reichen, nicht kalkartig, und noch weniger ſchieferig iſt, bey welcher Art von Geſteinen das Waſſer bekanntlich eine Hauptrolle ſpielt. Daß aber ſolche Kegelberge einen, von der allgemeinen Bildungsurſache der Gebirge verſchiedenen Grund ihres Daſeyns haben müſſen, daran zweifelt kein Naturkundiger mehr.

Der Löwenſtein iſt, wie ich ſchon angeführt habe, wenigſtens auf ſeinem oberen Theile durchaus Fels, und, wie ich verſichert worden bin, findet man unter ſeinem Geſteine wirkliche Schlacken von Lava. Nur eine nähere Unterſuchung könnte uns belehren, ob das innere Geſtein dieſes Bergs auch die prismatiſche Form von Baſaltſäulen habe, die aus Lava beſtehen, und von denen es nach den Beobachtungen der Naturkundigen ganz zuverläßig iſt, daß ſie vulkaniſchen Urſprungs ſind *).

*) Der Ritter Hamilton, in einem Briefe an Herrn Pringle, Präſidenten der königl.

Wäre meine oben geäußerte Vermuthung, daß der Berg unterirdiſche Gewölbe habe, richtig, ſo würde deren bloſſe Aufräumung uns hierüber einiges Licht geben, indem ſich alsdann die Steinſchichten und ihre Lagen erkennen ließen. Wir würden alsdann ſehen, ob die eigentlich vulkaniſchen Steinſchichten (wie man ſolches in den Gegenden des Veſuvs beobachtet hat,) mit vegetabiliſcher Erde oder Torf abwechſeln. Dieſes iſt um ſo mehr zu vermuthen, da man in den tiefer liegenden Gründen um den Löwenſtein herum wirklich Torf findet, wie z. B. unfern dem zwey Stunden davon gelegenen Dorfe Raſ-

lichen Geſellſchaft d. W. in London, ſagt ausdrücklich: "Jeder Tag ſcheint neue Entdeckungen über alte Vulkane zu verſchaffen, und ſo iſt es nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß überall, wo Baſaltſäulen — die durchaus aus Lava beſtehen — zu finden ſind, da auch Vulkane geweſen ſeyn müſſen." Neuere Beobachtungen über die Vulkane Italiens und am Rheine, von Sir Wilhelm Hamilton, und Abt Soulawie. Frankf. und Leipz. 1784. S. 16 fg. Eben dieſe reguläre prismatiſche Form des Baſalts iſt es auch, wodurch ſich die Wirkungen eines Vulkans von den Producten einer brennenden Steinkohlenmine unterſcheiden.

ſen-Erfurt. Vielleicht ließe ſich ſogar aus dieſen Schichten auf das muthmaßliche Alter der vulkaniſchen Ausbrüche ſchließen *).

Die Steinart ſelbſt, woraus auch das Schloß errichtet war, ſcheint wirklich die gerühmten Eigenſchaften jenes Baſalts zu haben, den Pli-nius an Farbe und Härte dem Eiſen vergleicht (ferri coloris et duritiei) und der, nach dem Ausſpruche unſerer Mineralogen, nicht anders, als eine halb verglaſte ſehr ſolide Lava iſt. Dieſe Steine werden in Heſſen häufig zur Chauſſee gebraucht, wozu ſie wegen ihrer Härte vorzüglich tauglich ſind. Schon die alten Römer bedienten ſich der Baſalte aus den Gegenden des Aetna und Veſuv zum Straßenbau: die Via Appia war mit Lava gepflaſtert. Der Ritter Hamilton hält dieß für einen Grund,

*) Man weiß aus dem bekannten Werk des Hrn. Brydone: A tour through Sicily and Malta, daß der Kanonikus Récupero den unterſten Lavaſchichten des Aetna durch analogiſche Schlüſſe ein Alter von 12000 Jahren beylegte. Auch iſt es bekannt, daß dieſer aufgeklärte Mann, als das Werk des Engländers in Italien bekannt wurde, deßwegen in die Inquiſition kam — wie ehemahls Galiläi, welcher Antipoden behauptete.

warum heut zu Tage in den benannten Gegenden keine Baſaltſäulen mehr gefunden werden.

Uebrigens müßten freylich die vulkaniſchen Erſchütterungen, denen der Löwenſtein ſein Daſeyn zu danken haben möchte, in den allerentfernteſten Zeiten geſucht werden, und vermuthlich in mehrern weit von einander abſtehenden Perioden erfolgt ſeyn. Dieß lehrt nicht nur die Natur der Sache, ſondern auch die ſchwache Vegetation des Bergs beweiſt es. Nach den bisherigen Beobachtungen iſt alle Lava im lockeren Zuſtande ihrer zweyten Periode vorzüglich geſchickt, den Boden fruchtbar zu machen. Auf dem Löwenſteine ſelbſt iſt dieß der Fall nicht. Dieß ſcheint alſo ſeinem vulkaniſchen Urſprunge zu widerſprechen: allein der Grund iſt leicht einzuſehen. Ohne Zweifel hat der Regen die durch Beymiſchung vulkaniſcher Theilchen fruchtbar gemachte Erde durch die Länge der Zeit herabgeſchwemmt, indeß der nackte Fels allein ſtehen geblieben iſt. Das umherliegende Thal aber iſt fruchtbar.

Nach dem bisher Angeführten läuft man wohl nicht Gefahr ein auf der Studirſtube angenommenes Lieblingsſyſtem in die Naturgeſchichte des Bergs zu übertragen, wenn man

ihn für einen vor undenklichen Zeiten erloschenen Vulkan hält. Ich rede indessen davon bloß als Dilettant, der seine Beobachtungen mittheilt und überlasse die nähere Prüfung einsichtsvollen Männern, deren eigentliches Geschäft es ist, die Natur gleichsam in ihrer Werkstatt zu belauschen. Auch das ist Verdienst, wenn man andern Gelegenheit gibt, die Wahrheit zu finden; und alsdann ist selbst gefehlt zu haben schön.

Die ältere Geschichte von Hessen — die natürliche sowohl als die politische — enthält reichen Stoff, beyde den Historiker und den Dichter auf eine würdige Art zu beschäftigen. Es ist daher kaum nöthig, das Angenehme und Täuschende zu berühren, welches eine verschönernde Einbildungskraft in jenen Erscheinungen der Vorzeit finden und nutzen kann. Man nehme z. B. die erzählten Umstände zusammen, man stelle sich den Löwenstein mit seinen ersten Eruptionen, und allen seinen nachfolgenden Perioden vor — man betrachte die Erbauung des Schlosses, seine Bewohner, deren Sitten und Schicksale — das Land und die Gegend in den traurigen Zeiten der Befehdungen, und so wie beydes jetzt ist. — Welch eine

Gruppe von Bildern, deren jedes für sich täuschend dargestellt nothwendig auf Geist und Herz wirken müßte! Virgil's Hirtenmuse, welche durch die reitzenden Gegenden von Neapel, Misene und Baiä begeistert wurde, sollte sich wohl nicht ungern in diesen Gefilden verlieren. Allein sie müßte dann nebst diesen Gefilden auch eine bestimmte, völlig ausgebildete Sprache, das Zeitalter des August, ein geschmackvolles dankbares Publikum vorfinden — lauter Dinge, die bekanntlich nicht immer beysammen zu seyn pflegen! —

# V.

## Ueber das Kunstgefühl.

### Ursachen seines Mangels und seiner Verstimmung.

Die Gottheit der schönen Künste ist so auffallend für den Verstand, daß man selten Menschen von einiger Kultur antrifft, die sie nicht zugeben. Aber aus einem unbegreiflichen Widerspruch zwischen Urtheil und Empfindung werden diese Töchter des Himmels in manchen Gegenden nicht mit derjenigen leidenschaftlichen Wärme gepflegt, die sie heischen, und die in ihrer Natur selbst gegründet ist.

Nicht selten hab' ich, mitten unter dem eitlen Wortgepränge von Kunstsachen und der affektirten Liebhaberey von Gemählden und Kupferstichen, eine Kälte des Herzens entdeckt, die desto sonderbarer ist, je mehr sie dem herrschenden Geschmack zu widersprechen scheint. Es ist freylich Modeton, den Kunstkenner zu spielen; ob aber mit der warmen himmlischen Phantasie, der alle Scenen aus der Geschichte

und Fabel, die ein ſchönes Gemählde geben können, gegenwärtig ſind? die auf der belebten Fläche täuſchende Geiſter erblickt, und mit leidenſchaftlicher Theilnehmung jedes Gefühl und jeden Reiz — mit einem Worte, die ganze Seele auffaßt, die der Künſtler ſeinen Figuren eingehaucht hat? —

Ich vermuthe nicht, daß man dieſe Frage durch eine andere Frage werde entkräften wollen: ob das nicht vom Kunſtkenner zu viel gefordert heiße? Die Liebe zu den Künſten, welche von vielen als eine gleichgültige Schattirung des Temperaments betrachtet wird, ſetzt Adel der Seele, überſchauende allumfaſſende Geiſteskraft, und ein fühlendes Herz voraus. Nicht nur die Züge des Pinſels oder Meißels, ſondern auch das erblicken, was ſich eigentlich gar nicht ſinnlich darſtellen läßt — den ganzen Umfang von Ideen — iſt keine Eigenſchaft gemeiner Menſchen, über die ſich der Kenner erheben muß. Weh ihm, wenn er nichts iſt, als ein Nachhall des Beyſpiels und des gemeiniglich verſtimmten Tons, welcher dieſem oder jenem Stande eigen zu ſeyn pflegt! —

Der Probierſtein des Kenners, und zugleich das unverkennbare Merkzeichen von vorhandenem Kunſtgefühl iſt die Natur ſelbſt und die Art,

wie sie auf die menschliche Seele wirkt. Wer diese nicht mit lebendiger Theilnehmung umfaßt, sollte der von den Künsten gerührt werden, die sinnvolle Nachahmerinnen der Natur sind? — Großheit, Reitz, und Harmonie, oder Wirkung zu Einem Zweck — das Ganze der Natur und der Kunst! —

Wer den gestirnten und mondhellen Himmel mit der Fühllosigkeit eines Spielers betrachten kann; wer nur etwa das tödtliche Knallen einer Batterie hört, wenn der verschlossene Donner aus der schwarzen Wolke bricht und in furchtbarlichem Pompe die Gegenwart des Allmächtigen verkündigt; oder wer mit dummer Angst vom Ufer herstaunet, wenn der Sturm über das zornige Meer faust und seine Wogen gen Himmel thürmt — mit einem Worte: wer nicht Sinn und Gefühl für das Große der Natur hat, der hat es auch nicht für das Erhabene der Künste. Doch vielleicht hat er dagegen Sinn für das Schöne der Künste? — Mit nichten! Auch dieses muß er erst in der Natur aufsuchen. Wenn der Höfling und der Wucherer mich zu seinen Schildereyen führt, und mir von dem Werthe derselben ein Langes und Breites vorschwatzt: so such' ich den Kommentar

dazu in seinem Charakter und frage z. B. heimlich: "verfolgt der Mann mit wollustrunknen Blicken den silbernen Bach, der im Schein der Morgensonne das blumige Thal hinabrollt? — oder ist ihm die Natur todter Buchstabe? —"

Wundern muß man sich, daß sogar Gelehrte die, sollte man denken, durch Kultur des Verstandes zugleich ihr Gefühl verfeinert haben, eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen die Künste nähren. Ueberhaupt ist die Zahl der Fühllosen größer als man denkt. Ich habe darüber einige Bemerkungen gemacht, die ich hier mittheilen will, weil sie wenigstens einen scharfsinnigen Beobachter aufmerksam machen können. —

Wo das Kunstgefühl nicht vorhanden ist, da liegt wohl unstreitig die nächste Ursache in der Trägheit des Geistes und der Nerven; es sey nun, daß diese vom Klima oder von andern zufälligen Ursachen herrühre. Sie besteht in der Schwierigkeit, womit die Seele Eindrücke annimmt und ausbildet; oder mit anderen Worten, sie ist Mangel an Wirksamkeit der innern Kräfte.

Ueber das Klima und dessen Einfluß auf Geist und Körper ist so viel Wahres und Gutes gesagt worden, daß ich das Ganze als bekannt voraussetzen und nur die einzige Anmerkung her-

ausheben will: daß weder die überspannte Einbildungskraft — eine natürliche Folge brennender Himmelsstriche — noch die langsame Bewegung der Lebensgeister in sehr kalter Luft zur Hervorbringung des feinen und geistigen Gefühls, das die Künste erfordern, geschickt sey. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß Völker aus solchen Weltgegenden sich am wenigsten in den Künsten hervorgethan haben. Wohl aber hat der kalte Nord die meisten Thiermenschen, so wie der brennende Himmel in den Morgenländern und einem Theile von Afrika die ärgsten Schwärmer und Fantasten hervorgebracht, in deren flatterer oder glühender Einbildung das wahre Schöne der Kunst schlechterdings nicht haften kann.

Selbst die Aegypter, welche, wenn sie auch nicht geradezu als die Lehrmeister der Griechen betrachtet werden können, doch allemahl die Künste auf eine merkliche Stuffe der Vollkommenheit gebracht haben, machen hier keine Ausnahme. Wenn ihre Kunstwerke von einer Seite zum Erstaunen reissen, so sind sie von der andern, wie Vulkan, nach dem Pindar, ohne Grazie gebohren. Klima, Religion, Regierungsform, diätetische Lebensordnung — Alles vereinigte sich bey diesem Volk, die sonderbarste

Mischung jenes ganz originalen Charakters hervorzubringen, der sie vor allen übrigen Nationen des Erdbodens auszeichnete, und sich auch auf ihre Kunstwerke erstreckte. Das Wenige, was wir von ihrer Mahlerey wissen, und die Ueberreste ihrer Skulptur verrathen die ausschweifendsten Ideen — die aber mit einem gewissen schwerfälligen Wesen begleitet und mit Härte ausgeführt sind. Ich bin geneigt, diese leztern Eigenschaften mehr ihrem Klima und andern mitwirkenden Ursachen, als der Kindheit der Kunst beyzumessen.

Der ägyptische Styl ist mehr Bildersprache und gottesdienstlicher Prunk, als echte Kunst. Nirgends blickt Geschmack an Regel und Ordnung hervor, die Natur ist verunstaltet. Das Kolorit der Aegypter war diesen Begriffen gemäß. Sie sahen nebst der Dauer nur auf Glanz und Lebhaftigkeit; übrigens waren ihre Farben niemahls gebrochen, und konnten daher, aus Mangel der Schatten und Uebergänge, weder Harmonie noch Täuschung hervorbringen. Auch in ihrer Bauart, die fast allemahl ins Ungeheure geht, erblickt man deutliche Spuren jener erhöheten Einbildung, welche sie mit allen morgenländischen Völkern gemein hatten, die aber

durch die Lage des Landes und durch zufällige Umstände bey ihnen eine eigene Richtung bekam.

Man kann sich von dem, was ich hier gesagt habe, aus den besten hierher gehörigen Schriften überzeugen. Ich begnüge mich, einige Winke gegeben zu haben. Bey den Aegyptern bin ich darum stehen geblieben, weil Klima und Lage des Landes bey diesem Volk die sonderbarsten Phänomene hervorgebracht haben, und daher dem Forscher zum Maßstab dienen können, auch bey andern Völkern den Einfluß des Himmels auf die Kunst zu bestimmen. Zugleich soll das Gesagte meinen Begriff vom Kunstgefühl erläutern, und wie dasselbe auch sogar bey einem großen Vorrathe sogenannter Kunstwerke, den Aegyptern allerdings aufzuweisen hatte, mangeln könne. Ich kann mir das Kunstgefühl nicht anders als vom guten Geschmack unzertrennlich denken — und guter Geschmack ist der Geschmack an der Natur.

Wenn aber der Einfluß des Himmels fast allgemein anerkannt wird, so fragt es sich, ob man in der Anwendung der hieraus gezogenen Schlüsse nicht zu weit gehe? Man hat es wenigstens einigen neuern Philosophen zur Last gelegt, daß sie dem Klima zuviel Macht in Rücksicht

auf das Genie eingeräumt hätten. Vielleicht läßt ſich der Vorwurf durch richtige Beſtimmung des Begriffs von Klima heben: man muß die mitwirkenden Urſachen niemahls vom Hauptbegriffe trennen. Die Entfernung eines Landes vom Aequator iſt wirkende Urſache, das Klima ſelbſt iſt Wirkung. Aber dieſe Wirkung kann auf unendliche Art gemildert und verändert werden. Länder, die unter gleichem Grade der Breite liegen, haben gar oft das verſchiedenſte Klima. Die Lage und Beſchaffenheit, ſogar auch der Anbau des Landes, beſtimmen gutentheils die Witterung — welche faſt immer zwey Drittheile von dem ausmacht, was wir Klima nennen.

Aber nicht bloß das Klima, ſondern auch andere moraliſche und politiſche Urſachen erzeugen jene Trägheit, die ſo wenig Würde hat und ſo nahe an den thieriſchen Mechanismus gränzt. Sie kann Folge der Sitten, der Religionsbegriffe und der Regierungsform eines Landes ſeyn. In ſoferne nähmlich dadurch die Freyheit der Seele, und mit ihr der Flug des Genies, entweder gefördert oder gehemmt wird, in ſoferne wird dadurch das Gefühl für die Künſte und die feinern Vergnügungen der Einbildung entweder hinauf geſchnellt, oder bis zur völligen Atonie herabge-

ſtimmt. Die edle Ruhmbegierde ſowohl, als das Wohlgefallen an ſchönen Künſten entwickeln ſich nur in freyen Seelen; und ein Volk wird nicht leicht den Muſen und Grazien opfern, als unter dem Schutz milder Geſetze, oder unter einem Regenten, der es liebt, und ſeine Unterthanen glücklich machen will. Knechtſchaft erniedrigt den Geiſt, und bringt eingeſchränkte Begriffe hervor. —

Ein anderer Grund der Unempfindlichkeit gegen die Künſte, der mit dem vorigen viele Aehnlichkeit hat, aber nur in einzelnen Fällen Statt findet, liegt in der fehlerhaften Beſchaffenheit der Empfindungswerkzeuge, welche falſche Bilder in die Seele bringen. Dieſer Zuſtand iſt eine wahre Krankheit und unheilbar, wenn er ohne äuſerliche Veranlaſſung Kind der Natur iſt. Doch kann er auch durch Erziehung, Nahrungsmittel, Gewohnheiten, Lebensart, Mißbrauch geiſtiger Getränke — hauptſächlich aber durch die vorherrſchende Neigung für wilde Ergetzlichkeiten hervorgebracht werden. Wir können uns davon nicht beſſer einen Begriff machen, als wenn wir auf die Veränderungen Acht geben, die bisweilen während einer wirklichen Krankheit in unſern Organen vorgeht. Wenn z. B. in der Fieberhitze die Sehnerven

widernatürlich gespannt sind; so pflanzen sie das erhaltene Bild in veränderter Gestalt fort; die Körper erscheinen uns in einem andern Lichte, wir sehen Alles hochgefärbt, schneidend und unlieblich. Entgegengesetzte Wirkungen erfolgen bey allzugroßer Erschlaffung der Fibern; wir können alsdann nicht mehr unterscheiden; die Gegenstände schwimmen. Eben so wirkt die Beschaffenheit der Säfte des Körpers auf unsere Sinnenwerkzeuge. Die Lichtstrahlen, welche von einem blauen Körper zurückprallen, erregen bey einem Gelbsüchtigen den Begriff des Grünen; ein Hypochondrischer sieht Alles finster und widerlich, u. s. w. Was hier die Folge einer zerrütteten Gesundheit ist, das kann in andern Fällen Natur oder Resultat zufälliger Umstände seyn, welche die Organe affiziren — und ist es wirklich. Erziehung, Grundsätze, Gewohnheit, diätetische Lebensordnung (wie ich schon oben angemerkt habe,) verändern den Zustand des Körpers und stimmen seine Nerven in den ihnen angemessenen Ton — und mehrentheils ist dieß ein Mißton. In der Beschaffenheit der Nerven aber liegt der nächste Grund unserer Denkungsart; sie sind es, welche allen unsern Seelenkräften den Druck geben. —

Eingewurzelte Vorurtheile, die diesem oder jenem Stand' eigen zu seyn pflegen, Geringschätzung der Künstler, enge Begriffe und Mängel gehöriger Kenntnisse — dieß Alles sind neue Quellen der Fühllosigkeit gegen die Künste. So lange es Leute gibt, die es unter der Würde ihres Standes und ihrer Denkungsart zu seyn glauben, Leidenschaft für die Künste zu haben; so lange der Mann von Genie nicht den Grad von Achtung erhält, der ihm gebührt; so lange endlich die gewöhnliche Art zu studiren die Erwerbung der feinern und uneigennützigern Kenntniss ausschließt: so lange werden die Künste unter einem Volke ihr Haupt nicht leicht empor heben. Ihr Wesen selbst ist Leidenschaft und Adel in den Gesinnungen; ihre schönste Belohnung ist der Ruhm. —

Ich bitte die Philosophie um Verzeihung, wenn ich sie beschuldige, daß sie in jenem winterstarren Gewande, das sie vor noch nicht gar langen Jahren abgelegt hat, den Künsten unendlichen Schaden zugefügt habe. Hiermit will ich der Philosophie weder eine Verbeugung machen, noch das Paradoxon aufstutzen, daß die Kultur der Verstandeskräfte dem Geschmack oder dem Kunstgefühl schade. Die einseitige Ausbil-

dung einer Seelenkraft mit Vernachläſſigung der übrigen Kräfte, beweiſt weiter nichts, als die Endlichkeit des Menſchen. Und dann kommt erſt noch viel darauf an, wie dieſe einſeitige Ausbildung beſchaffen iſt, und in welchen Lagen von Verhältniſſen ſie vorgenommen wird. Der damahls allgemein herrſchende Hang zu abgezogenen Begriffen und die freylich ſehr preiswürdige Geſchicklichkeit, aus einer willkürlich angenommenen Erklärung Alles, was man nur wollte, zu folgern, mußten nothwendig die ſinnlichen Eindrücke erkälten, ſtatt ſie zu verfeinern und auf ihre Beobachtung ein Lehrgebäude zu gründen, das doch alle Mahl einem Traume weniger ähnlich ſieht. Man wollte die menſchliche Seele erforſchen, und man vergaß ihr enges Band mit einem organiſirten Körper. Der teutſche Volksgeiſt verſchwand, eine ſterile Spekulation wiegte die Vaterlandstugenden in Schlummer. Die Sucht auf der Syllogismenleiter bis zum — Ey hinanzu klimmen, mußte durch eine ganz natürliche Folge der verſchiedentlich modificirten Entwicklung der Seelenkräfte, manchen guten Kopf, der vielleicht die beſte Anlage zum Künſtler, zum Staatsmann, oder zum praktiſchen Philoſophen hatte, in ei-

nen ſehr ſchlechten Metaphyſiker unſchaffen — und, welches einerley iſt, dem Staat unbrauchbare Leute liefern. Dank ſey es einigen neueren Philoſophen, daß ſie der Göttinn Philoſophie ihr reitzendes Gewand wiedergegeben und ſie gelehret haben, unter dem hohen Ernſt ihrer Stirne mit Holdſeligkeit um ſich zu blicken und den Grazien zu lächeln. Statt die Künſte zu tödten, iſt ſie ihre Führerinn geworden, ſo wie ſie es bey den Griechen war *).

Aber ſo ſehr auch die Philoſophie ſich zu ſinnlichen Vorſtellungen herablaſſen, ſie ordnen, veredlen, und den ewigen Geſetzen der Schönheit anpaſſen mag: ſo iſt es doch gewiß, daß der Geiſt des Jahrhunderts und die Entdeckungen, welche neuere Zeiten in der Naturlehre und Erdbeſchreibung gemacht haben, den Künſten in mehr als einem Betrachte, diejenige

*) Um dieſe und andere Aeußerungen des Vfs. gehörig zu würdigen, muß man wiſſen, daß dieſer Aufſatz bereits im Jahr 1778 geſchrieben, und in eins der erſten Stücke der Mauſel'ſchen artiſtiſchen Miſcellaneen, mit E. unterzeichnet, eingerückt wurde. Wie ſehr ſich ſpäterhin manche Anſichten des Vfs. geändert haben, ſieht man aus mehreren Aufſätzen dieſer Sammlung. d. H.

Wärme und Wahrheit des Ausdrucks rauben mußten, die ſie bey einem ſinnlichern Volk hatten. Es verhält ſich hier mit den Künſten, wie mit den Sprachen: dieſe ſowohl als jene ſind heut zu Tage reicher, beſtimmter, biegſamer und zierlicher; ſie haben aber nicht mehr das kühne Feuer und die männliche Stärke des Alterthums. Wir denken mehr, und fühlen weniger; unſer raſtloſes Beſtreben nach Vollkommenheit hat nur Kälte hervorgebracht. Bey den Griechen und faſt allen Nationen der Vorwelt, welche die Künſte zu einer merklichen Vollkommenheit gebracht haben, war über dieß mit den ſinnlichen Eindrücken das Gefühl der Religion vermiſcht: bey ihnen lebte die ganze Natur, Alles athmete den Geiſt einer Gottheit und führte einen gewiſſen heiligen Schauder mit ſich, der bey aufgeklärten Begriffen verſchwand. — Mir ſcheint dieß mit eine Urſache zu ſeyn, warum die Allegorie unſern neuern Künſtlern ſo ſelten glückt. —

Wenn übertriebene Spitzfündigkeit das Gefühl für die Künſte tödtet, ſo thut es die ſklaviſche Nachahmung natürlicher Formen, ohne Auswahl und Schöpferkraft, in einem noch höhern Grade. Zum Unglück iſt jedes Land mit Sudlern überſchwemmt, welche den ganzen End-

zweck der Kunst in diese Nachahmung setzen. Daher jene zahllose Menge von Schilderey'n, bey denen man nichts fühlt — nichts fühlen kann, und die ganz natürlich zur Frage leiten: ob nicht in den meisten Fällen die Fühllosigkeit des Anschauers dem Künstler selbst zur Last falle, dessen Produkt bloß manierirte Nachahmung ist? — Gewiß in sehr vielen Fällen! Der Künstler, soll anders sein Werk die verlangte Wirkung thun, muß nur in solchen Stunden der Begeisterung arbeiten, wo die Phantasie mit unsichtbarer Gottheit über ihm schwebt und seine Figuren aus Aether formt, ehe die Hand sie entwirft, so wie Parrhasius sich rühmte, daß ihm Bacchus erschienen sey. Dies Anschauliche, diese mentale Gegenwart ist bey jedem noch ungebohrnen Kunstwerk unumgänglich nöthig, wenn es sich über das Mittelmäßige erheben und nach seiner Vollendung eine ähnliche Begeisterung einflößen soll. Diesen Zweck wird der Künstler nicht erreichen, wenn er dem Dilettanten nicht vorempfunden und seine Formen mit der ganzen Stärke des Genies so geordnet hat, daß beym Anschauen derselben eine der seinigen ähnliche Begeisterung entstehen muß.

Aber wo iſt der Künſtler, dem dieſe Geniusſtunden auf ſeinen Wink gegenwärtig ſind? der jeden glücklichen Augenblick haſchen, und mit anhaltendem Feuer arbeiten kann, wenn er auch will? Der Zuſammenfluß äußerlicher Umſtände äußert auch hier ſeine fatale Wirkung. Oft iſt der Erfindungsgeiſt vorhanden, aber er ſchlummert. Was ihn hindert zu glänzen, iſt unter andern der übertriebene Hang zur Porträtmahlerey, dem ſich faſt jeder Mahler aus ſehr begreiflichen Urſachen überläßt — und ſich dabey wohl befindet. Es iſt freylich nichts leichter, als ein ziemlich ähnliches Bildniß zu mahlen, und nichts ſchwerer, als ihm den Geiſt und den vollen Ausdruck zu geben, der es allein ſchätzbar machen kann.

Das, was die Porträtmahlerey mit den übrigen Arten der Mahlerey gemein hat, vorausgeſetzt, erfordert ſie die tiefſte Kenntniß aller ſpekulativen und wirkenden Kräfte der menſchlichen Natur — Kenntniß von dem innern Bau, dem Zuſammenhange, der Gegeneinanderwirkung der verſchiedenen Theile des menſchlichen Körpers, und ihres ſichtbaren Ausdrucks; Kenntniß der Verſtandeskräfte, Neigungen, Geſin-

nungen, Leidenschaften, der verschiedenen Art ihrer Mischung, und des daurenden oder momentanen Eindrucks, den sie auf die Oberfläche machen; Kenntniß der jedem Alter und jedem Geschlecht eigenen Unterscheidungszeichen, nebst alle den Veränderungen, die Klima, Lebensart, Beruf und Glückszufälle hervorbringen. — Ich will mich kürzer fassen: sie erfordert die tiefste philosophische, das ist richtige, deutliche, allgemeine Kenntniß des Menschen; und hiernächst noch das, was ich den poetischen Theil der Porträtmahlerey nennen möchte — Anwendung dieser Menschenkenntniß — Sensorium für das Charakteristische eines individuellen Gegenstandes. — Diese vielumfassende Kunst nun, die eigentlich Niemand treiben sollte, als Männer von besondern Talenten, wird zum Tagewerk geistloser Sudler erniedrigt. Was folgt hieraus? Die billige Verachtung, welche die unzählige Menge schlechter Porträte trifft, verbreitet sich unvermerkt auf die Mahlerey und ihre Schwesterkünste selbst. Der Leute, die ihr theures Ich vervielfältigen wollen, gibt es viele; sie haben von den Eigenschaften eines guten Porträts keinen Begriff, aber sie können bezahlen, wollen etwas Lebhaftes haben, und bald

befriedigt seyn — der Mann von Genie muß mit dem Strome schwimmen.

Aus dieser Bemerkung fließt sehr natürlich eine andere: Die Unempfindlichkeit gegen die Künste rührt guten Theils von dem übeln Geschmack derjenigen her, deren Stand und Ansehen dem Volksgeist seine Richtung geben. Man muß König oder Pöbel seyn, um bloß von sich selbst abzuhangen. Die mittlere Klasse von Menschen wird in ihrer Denkungsart, in ihren Handlungen, auch sogar in ihren Ergetzlichkeiten, vom Geiste der Nachahmung beherrscht. Die wenigen Edlen, die eine eigene Stimmung der Seele haben, bleiben unbemerkt, wenn nicht äußerlicher Glanz ihren Talenten das Gewicht gibt.

Hierndchst ist der Hang zur gröbern Sinnlichkeit — diejenige Art Luxus, welche die Menschheit herabwürdigt — dem Geschmack an den feinern Vergnügungen der Künste sehr nachtheilig. Rauschende Ergetzlichkeiten und moralische Erschlaffung gehen fast immer in gleichen Schritten; und wo moralische Erschlaffung beginnet, da ersterben die edlern Neigungen, das Gefühl wird stumpf, und dieser Mangel an Empfindsamkeit zieht einen Schleyer über jene verschönerte, ver-

edelte Natur, die, wie Venus Uranià, blos Erſcheinung für Geweihte iſt.

Vermuthlich iſt es ein Wort geſagt zu ſeiner Zeit, wenn ich hierher auch unſere widerſinnigen Kleidertrachten rechne. Sie hemmen offenbar das Aufkommen der Künſte, indem ſie die Natur erſticken und den Geſchmack am Natürlichſchönen tödten. Man hat die Urſachen ſehr gut auseinandergeſetzt, warum die griechiſchen Künſtler in der Nachbildung menſchlicher Körper ſo vortrefflich waren. Sie hatten täglich die ſchönen Formen vor ſich; kein unförmlicher Faltenwurf, kein lächerlicher Schwall von vermeinten Zierathen verbarg ihrem Blick die reitzende Natur. Der Nutzen, den ſie aus dieſer ſimplen Bekleidung zogen, und wie ſehr ſie von deren Vorzug überzeugt geweſen, iſt daraus abzunehmen, weil ſie die Doriſche als die älteſte und natürlichſte Tracht immer noch beybehielten, auch da die Jonier anfingen, ſich in der Kleidung von den übrigen Griechen zu unterſcheiden. — Und nun bey uns? — Es iſt wahr, wir athmen nicht in griechiſcher Luft, Klima, Sitten, Geiſt des Jahrhunderts — verſtehen vieles, was damahls erlaubt war: aber ich will auch nicht, daß wir griechiſche Kleider

trägen, oder die gymnaſtiſchen und eleuſiniſchen Spiele wieder einführen ſollen; ich wünſchte nur, daß unſer Anzug mehr Natur und weniger Zwang wäre. Wenn Anakreon mit reitzender Einfalt dem Mahler das Ideal entwirft, nach welchem er ihm ſein Mädchen mahlen ſoll: ſo bedarf dieſer zur Begeiſterung nichts mehr, als die Ode ſelbſt und eine griechiſche Schöne. Aber man verſuche doch was Aehnliches mit einer unſrer heutigen Modeſchönheiten! — *)

Unter den bisher genannten Quellen der Fühlloſigkeit gegen die Künſte ſind manche, die ſich auf die einzige Bildung des beginnenden Menſchen — das wichtigſte und am meiſten verabſäumte Geſchäft — zurückführen laſſen. Ich übergehe alle die nachtheiligen Folgen der verſäumten Erziehung, als hierher nicht gehörig, und bleibe bloß bey dem Eindruck ſtehen, den ſchielende Grundſätze von der Natur und Beſtimmung der Künſte in zarten Gemü-

*) Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß unſren gegenwärtigen Modetrachten manche Vorwürfe des Verf. nicht mehr treffen, ſo ſehr ſie vielleicht in andrer Hinſicht den Tadel — des Moraliſten und Arztes verdienen möchten. H. H.

thern hinterlaſſen. Welche unwürdige und erniedrigende Begriffe bringt man nicht z. B. den Knaben von den Abbildungen der altgriechiſchen Gottheiten bey? Unter der groſsen Menge derer, die ſich mit dem Unterricht der Jugend abgeben, wird man lange und meiſt vergeblich den Mann ſuchen, der Einſicht und Geſchmack genug hätte, ſeine Untergebenen auf den rechten Geſichtspunkt zu führen, aus dem die alten Kunſtwerke betrachtet ſeyn wollen. Daſs die weiſen Künſtler des Alterthums die Ideen ihrer Dichter und Philoſophen benutzt, daſs ſie theils die Eigenſchaften der höchſten Gottheit, theils die groſsen Ereigniſſe der Natur, in ſolchen Abbildungen zu erreichen und ſinnlich zu machen geſucht haben, die über die Menſchheit erhaben, und nur gleichſam körperlich ſind — das wiſſen unſre Hofmeiſter und Schullehrer nicht. Dagegen dichten ſie dem Geſchmack der Griechen die ganze Niedrigkeit des ihrigen an; ein übelverſtandener Religionseifer verſchiebt ihren Geſichtspunkt in Anſehung der alten Kunſtwerke dergeſtalt, daſs ſie ihren Zöglingen davon die lächerlichſten Vorſtellungen beybringen. Jupiter iſt ihnen ein alter bärtiger Mann mit dem Donner in der Hand, ſehr geſchickt die Kinder zu ſchrecken;

Bacchus ein ekelhaftes Mißgeschöpf mit ungeheurem Bauche, umgeben mit trunknen Faunen in den abscheulichsten Verzerrungen; Venus eine unzüchtige Weibsperson in der ärgerlichsten Stellung einer schamlosen Buhlerinn, vor deren Anblick man die Augen zuschließen müsse; u. s. w. — Ist es möglich, sich von der Kunst des geistreichsten Volks auf Erden so entehrende Begriffe zu machen? — Was würden diese Herren Lügen, wenn man ihnen an einem Jupiterskopfe, der, wie beym Homer, mit einem Winke seiner Augenbraunen den ganzen Himmel bewegt, das Große und Göttliche zeigte? Wenn sie im Bacchus einen schönen Jüngling erblickten — im reidenswerthen Alter, wo der Frühling des Lebens beginnet — dem die unsträfliche Wollust nur jetzt erst ins heitre Angesicht tritt, und die im Entzücken versenkte Seele auf Stirn und Lippen mahlet? oder wenn sie im Bilde der Venus die morgenländische Liebe, das beste Geschenk des Himmels, fänden — frey von allen geilen Gebehrden, womit die Unwissenheit der Neuern sie verunstaltet hat? wenn sie sich belehren ließen, daß man selbst in Faunen, als niedrigen Arten von Göttern, die Natur reifer und schöner Jugend im Menschengeschlechte nach-

gebildet habe? — Was sie sagen würden, weiß ich nicht; das weiß ich, daß falsche Vorstellungen, die man den Knaben von Kunstwerken beybringt, ihren Geschmack auf lebenslang verderben, und den Keim, den die Natur für das Gefühl des hohen Schönen in ihre Seelen gelegt hatte, ersticken können. —

Trägheit des Geistes, stumpfe Sinnenwerkzeuge, verjährte Vorurtheile, enge Begriffe und Mangel gehöriger Kenntnisse, einseitige Ausbildung einer Seelenkraft mit Vernachlässigung der übrigen, düstre Spekulation und Hang zu abgezogenen Begriffen, Mißbrauch der Porträtmahlerey, übler Geschmack der Großen, ausgearteter Luxus, vernachlässigte Bildung der Jugend — das möchten also wohl die hauptsächlichsten Quellen jener Fühllosigkeit gegen die Künste seyn; Quellen, deren Verstopfung zum Theil von der Zeit, dem Glück, und der vereinigten Bemühung vieler Edelgesinnten abhängt. Dann erst werden die Künste ihr wohlthätiges Licht in die Seelen gießen, wenn man aufhören wird, sie aus einem falschen Gesichtspunkte zu betrachten.

# VI.

## Johann George Nispel.

### Ein Beytrag zur Künstler-Geschichte.

Unsre Großen sind nicht völlig mehr so gleichgultig gegen deutsches Verdienst, und daher ist auch unsre Künstler-Geschichte seit einiger Zeit ein wenig besser bearbeitet worden, als ehedem. Aber wie viel ist uns noch zu thun übrig! — Wie manches Genie vom ersten Range wird von Nacht und Vergessenheit gedrückt, weil es unter einem Volke gebohren wurde, welches unglücklicherweise nur das Ausländische schätzt! — So manche majestätischen Werke der so genannten gothischen Baukunst reitzen noch jetzt unsere Bewunderung, indeß die Baumeister dieser ungeheuren Massen mehrentheils unbekannt sind. Die Kunstkabinette unsrer Fürsten enthalten Werke, deren Erfindung und Ausführung dem deutschen Geiste in allen Jahrhunderten Ehre machen muß: aber die eigentlichen Erfinder bemerkt man nicht, und Jahrhunderte lang haben Ausländer ihnen die Palme geraubt.

Man ist daher jedem Patrioten Dank schuldig, der ein bisher wenig bemerktes Genie her

vor zu ziehen, und die davon vorhandenen Nachrichten bekannt zu machen und aufzubewahren sucht. In dieser Absicht habe ich folgende kurze Nachrichten von einem in jedem Betrachte merkwürdigen Manne aus zerstreuten Blättern gesammelt, und lege sie hier zum Gebrauche des Mannes nieder, der uns künftig eine deutsche Kunstgeschichte liefern wird.

Johann George Nisbel ist zu Altfeld im Hessen-Darmstädtischen am 6ten April 1694. gebohren worden. Sein Vater war Bürger und Schreinermeister in dieser Stadt, und in so schlechten Vermögensumständen, daß er zum Armenvogt bestellt wurde. Das Genie des jungen Menschen konnte sich also von dieser Seite nicht die mindeste Aufmunterung versprechen; aber Veranlassung konnte dessen ungeachtet da seyn, da so manches Genie durch die Noth gebildet worden ist. Vielleicht war es eben diese üble Lage, welche bey dem jungen Nisbel die schlummernden Kräfte weckte, und ihn zu dem machte, wozu er gebohren war. Alte Leute seines Geburtsorts erzählen, daß er in seiner Jugend sehr unfolgsam und ein Feind vom Lernen gewesen sey, welches der Katalog der dasigen Trivialschule bestätigt. Dieß ist ein

bekannter Zug gebohrner Genie's: nur iſt man nicht alle Mahl Genie, wenn man unfleißig iſt. Deſto eifriger war Nispel mit Betrachtung des Himmels beſchäftigt, wodurch er bey dem Pöbel wechſelsweiſe Staunen und Lachen erregte. Indeß lernte er bey ſeinem Vater die Schreinerprofeſſion, und trat bald hernach bey einem Grafen von Schönborn, in Franken, als Hofſtiſchler in Dienſte, wodurch er Gelegenheit bekam, ſich bey Künſtlern umzuſehen. Die Betrachtung des Himmels blieb immer ſein Lieblingsgeſchäft; er betrachtete den Lauf der Planeten, und brachte es darin ſo weit, daß er die aſtronomiſchen Rechnungen unterſuchen konnte. Hierdurch gerieth er auf die Erfindung ſeiner künſtlichen Weltmaſchine, wovon er ein hölzernes Modell verfertigte, und ſich damit nach Wien begab. Er überreichte daſſelbe dem Kaiſer Franz bey ſeiner Krönung, und dieſer große Beſchützer der Künſte ließ nach demſelben die bekannte Weltmaſchine, welche den 24. May 1754. in die kaiſerliche Bibliothek gebracht wurde, aus Meſſing und Stahl verfertigen *).

*) In der Univerſitäts-Bibliothek zu Würzburg iſt auch eine Maſchine des Weltſyſtems von Nispel, welche 4000 Rthlr. gekoſtet haben ſoll.

Nispel ist bis in seinen Tod in Wien geblieben. Er war von dem Kaiser, nebst dem Titel eines kaiserlichen Astronomen und Hofkünstlers, mit einer goldnen Kette und einer jährlichen Pension auf Lebenslang begnadigt worden. Er soll seine Religion verändert, und sich in der Folge Nestfell genannt haben. Man erzählt, daß der kurbraunschweigische Gesandte ihm sechstausend Gulden für seine Maschine, und eine Pension von sechshundert Thalern schweres Geld angebothen habe, wenn er sich in dem Hannöverischen niederlassen wollte. Das Wesentliche dieser Nachrichten ist aus dem Schreiben eines Korrespondenten in Alsfeld gezogen.

Uebrigens behauptet die von unserm Künstler angegebene Maschine des Weltsystems vor allen bisher in England und Frankreich tentirten den Vorzug. Sie ist sechs Schuhe hoch und im Durchschnitt drey Schuhe breit. Die ganze Einrichtung und der Zusammenhang des von Messing, Kupfer, Eisen, Stahl und Silber verfertigten Werkes kann man durch Spiegelgläser sehen. Es stellt den Lauf der Planeten nach dem Kopernikanischen System so genau vor, daß man das Stillstehen, Zurückgehen, Vorwärtsgehen der Planeten, die motus vertiginis, ascen-

ſus, deſcenſus, aphelia, perihelia, nodos, eclipſes ſolis, lunae, immerſiones, emerſiones ſatellitum Jovis et Saturni u. ſ. w. deutlich wahrnehmen kann. Eine acht Tage lang gehende Perpendikel-Uhr ſetzt das Werk in Bewegung, die man mit einem Schieber ſepariren, und das Syſtem mit der Hand in Bewegung bringen kann. Auf dieſe Art kann man alle Phänomene wahrnehmen, und Ephemeriden verfaſſen, worauf denn das Werk durch den Schieber wieder in vorigen Gang gebracht wird. Eine ausführliche Beſchreibung dieſer Maſchine erſchien zu Bamberg im Jahr 1761. Fol.

## VII.

# Charakteriſtik des deutſchen Volksaberglaubens.

### Eine Skizze.

Keine Darſtellung eines ſo vielfach in ſich verſchlungenen Gegenſtandes, ſondern ein bloßer Verſuch, ſeine auffallendſten Seiten zu fixiren, iſt die Abſicht dieſer Skizze.

Um das Auszeichnende des deutſchen Volksaberglaubens genau zu beſtimmen, muß man vorher den Deutſchen und ſeinen Charakter überhaupt kennen, und dieß iſt keine ſo leichte Sache. Die Ausländer trauen uns gar keinen beſtimmten Charakter zu, was man ihrer Eigenliebe zu gut halten muß: aber wenn ſelbſt der beſſere Theil unſrer Nation dieſe Meinung zu beſtätigen ſcheint, ſo kann man es ihm nicht ſo leicht vergeben. Nach den bisherigen Beobachtungen laſſen ſich mit Zuverläſſigkeit folgende Beſtandtheile des deutſchen Charakters angeben:

Der Deutſche tingirt alle ſeine Gedanken und Handlungen mit einem innern Gefühl von Zuverläſſigkeit des Verſtandes und der Sitten. Daher die Würde in ſeinem Betragen, aber auch das Kleben am Herkommen, und die Abneigung gegen alle Neuerungen, in ſo fern ſie nicht bloße Moden betreffen. Denn ſo geneigt der Deutſche iſt, ſich in dieſem leztern Falle nach ſeinen Nachbarn zu richten, ſo ſtandhaft bleibt er in andern Dingen beym Alten, wo es nicht ſelten vernünftiger wäre, das Neue anzunehmen. In beyden Fällen handelt er nach einerley Grundſatz: er will nicht für einen Sonderling gehalten werden. Sein Talent für den Krieg iſt weltkündig, und keine Nation kann ihm hier den Rang ablaufen. Als Gelehrter ſucht er das Wiſſenswürdige in allen Sprachen und unter allen Himmelsſtrichen auf. Seine Erfindungen ſind, wie ſein Charakter, ſolid und ohne Geräuſch. Ueberhaupt iſt ſtille Größe, die er oft ſelbſt nicht ahndet, ein Beſtandtheil ſeines Denkens und Handelns. Für Empfindſamkeit und Bonhomnie iſt er nicht eigentlich geſchaffen; wer ihm weniger Anlagen des Geiſtes und Herzens zutraut, als den übrigen kultivirten Nationen von Europa, kennt

weder ihn, noch ſein Land. Einige neuere Beyſpiele von der auffallendſten Art haben gezeigt, was der Deutſche, da, wo er frey wirken kann, vermag. Fleiß und Treue vollenden den Umriß ſeines Charakters. —

Ich fürchte nicht, daß jemand ſo ſchwach ſeyn werde, das hier ſkizzirte Bild auf Alles, was deutſch iſt, anwenden zu wollen. Auch möcht' ich daſſelbe nur von ſolchen Momenten verſtanden wiſſen, wo der Deutſche wirklich als Deutſcher denkt und handelt; und das geſchieht öfter, als man glaubt. Denn ſo ſehr auch der gebildetere Theil unſrer Nation das Ausländiſche ſchätzt und annimmt, ſo behält er doch immer noch etwas von dem Eigenthümlichen ſeines Charakters, — einen Funken, der bey jenen ſchnelltreffenden und tief einſchneidenden Veranlaſſungen, wo die Seele keine Zeit zum Nachdenken hat, in lichte Flammen auflodert, und den Deutſchen oft größer, als er ſelbſt ſeyn will, darſtellt. —

Doch ich vergeſſe, daß ich dieſe Züge nur entworfen habe, das Charakteriſtiſche des deutſchen Volksaberglaubens zu beſtimmen, und durch Aufſuchung ſeiner Quellen ein Uebel auszurotten, das deſto gefährlicher iſt, da der

Kranke ſich dabey wohl befindet und den Arzt, der ihn heilen will, als ſeinen Feind anſieht!

Man erſtaunt, wenn man in den Gebräuchen der heidniſchen Germanier den Grund großer Gaukeleyen und Wahrſager-Künſte findet, die noch immer unter dem gemeinen Manne (welcher, im Vorbeygehen geſagt, der chriſtlichſte Theil unſrer Nation ſeyn ſoll,) im Schwange gehen. Dieß weiß jeder Geſchichtskundiger, und meine Abſicht iſt nicht, Vergleichungen hierüber anzuſtellen; ſondern das anzugeben, wodurch ſich der deutſche Volksaberglauben eigentlich auszeichnet.

Der Deutſche hat vielleicht unter allen kultivirten Nationen Europens die gröſte Anhänglichkeit an die Sagen und Meinungen ſeiner Vorältern, davon er abzuweichen, faſt für ſundlich hält. Hierzu kommt noch die dunkle, aber angenehme Erinnerung, welche den Morgen unſeres Lebens ſo ſchön mahlt, und bey dem empfindſamen Deutſchen doppelte Stärke hat. Dieß bewegt mich, ſie beſonders als einen Beſtandtheil des deutſchen Aberglaubens anzuſehen.

Vielleicht aber iſt dieß Alles bloß Folge der Erziehung? Die Eindrücke, welche wir

in der Kindheit annehmen, ſind ſchwer, wo nicht unmöglich ganz zu verwiſchen; und leider! ſind ſie bey dem groſſen Haufen von der Art, daß dadurch alle Freyheit des Denkens erſtickt, und die zarte Vernunft gewöhnt wird, jeden aufſtrebenden Zweifel zu unterdrücken, und ſich dagegen auf Herkommen, Sagen und Autorität zu verlaſſen. "Die Alten waren auch keine Narren!" iſt ein ſehr wahres Sprüchwort, das aber zu ſehr irrigen Grundſätzen gemißbraucht wird. Uebrigens iſt Erziehung faſt immer zweyte Grundlage des Charakters; und ich kann alſo die Anhänglichkeit des Deutſchen an die Sagen und Meinungen der Vorzeit gar wohl als einen Zug ſeines Charakters annehmen, geſetzt auch, ſie gründe ſich mehr auf Erziehung, als auf Naturanlagen. In beyden Fällen iſt ſie ſchwer zu vertilgen, und geht faſt immer in Leidenſchaft über, gegen welche Vernunft und die ſprechendſten Thatſachen nichts vermögen.

"Aber, wenn die Volksſagen der Vorzeit ſo ſtark auf den Deutſchen wirken, woher kommt es denn, daß unſre Vorfahren ſie uns nicht in ähnlichen Geſängen aufbehalten haben, wie diejenigen ſind, wodurch Oſſian in neuern Zei-

ten die Bewunderung aller kultivirten Nationen geworden iſt? Man iſt in der That zu dieſer Frage berechtigt, da die Anlagen der Deutſchen zu Geſang und Muſik weltkundig ſind. Aber eben dieſer Umſtand, und ein Blick in die ältere Geſchichte unſrer Vorfahren, beantwortet die Frage zur Genüge. Die alten Deutſchen hatten allerdings ihre Barbengeſänge und Heldengedichte, ſo gut, als die Kaledonier; nur mit dem Unterſchied, daß uns die neidiſche Zeit ihre Ueberlieferung verſagt hat. Dieß läßt ſich ſchon durch analogiſche Schlüſſe darthun, wenn es auch nicht die alten Schriftſteller ausdrücklich verſicherten.

Nicht ſelten, wann Oſſian und die Natur meine ganze Seele füllten, hab' ich mich dem Gedanken überlaſſen, mit welchen Zügen die Barden der Germanier *) ihr Land und

*) Dieſer Aufſatz wurde lange vor dem Streit über die Exiſtenz oder Nichtexiſtenz deutſcher Barden geſchrieben. Es iſt zu beklagen, daß der ſcharfſinnige Verf. die Gründe eines Kretſchmann für und die eines Anton gegen das Daſeyn deutſcher Barden nicht noch prüfen konnte. Auf jeden Fall wäre ein intereſſantes Reſultat zu erwarten geweſen.

D. H.

die Thaten ihres Volks geschildert haben möchten? Ich fand immer, daß es mit Ossians Stärke, und vielleicht mit noch innigerem Gefühle, geschehen seyn werde, ohne daß sie gerad' seine Bilder gebraucht hätten. Wenn mich der Kelte am Strande des Meeres über felsige Gebirge führt, wo die Geister der geschiedenen Helden im dämmernden Lichte des Mondes einsam um ihre Grabhügel wallen, "umsaust vom Sturme, der die dunklen Wolken vom Meer heraufjagt, und in nächtlichen Feuern — furchtbar, wie das Schwert Fingals — über der Heide leuchtet," und dann mich die Natur mit ihren Allmachtsschauern ergreift: so wird mir's anschaulich, wie der deutsche Barde gefühlt und gesungen haben möchte. Sein Land war nicht Kaledonien, und von Seekriegen wußte er nichts. Dagegen war er an große Szenen gewöhnt, — er kämpfte mit Feinden und mit Thieren, die Ossian nicht kannte. —

Um nicht meinen Zweck aus den Augen zu verlieren, kann ich mich über diesen Gegenstand hier nicht weiter verbreiten. Genug, die Germanier hatten Volkssagen, so wie ihre Kriegs- und Heldengesänge. Jedermann weiß, daß diese bey den alten Völkern immer Grund-

iage ihres Gottesdienſtes wären; und ſo auch bey den alten Deutſchen. Der Aberglaube ihrer ſpätern Nachkommen gründete ſich dieſemnach auf die ſtärkſten Motive — vaterländiſche Geſchichte und Volksreligion. Es kommt nun darauf an, welche beſondere Schattirungen derſelbe bey den Deutſchen genommen hat.

Der Deutſche iſt mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt. Da er von der Stärke ſeiner eigenen Vernunft beſcheiden denkt, ſo legt er alle dem, was durch Alterthum und das Anſehen ſolcher Männer, die er für klüger als ſich hält, geſtempelt iſt, einen großen Werth bey. Die Erziehung der niedern Stände muß im Allgemeinen dieſe Geſinnung beſtärken. Die Andächteley des großen Haufens, und eine gewiſſe Reckenphileſophie, womit er ſeine Lieblingsmeinungen aufſtutzt, gibt ihr ein neues Gewicht. Bey etwas gebildetern Ständen kommt die Empfindſamkeit hinzu, und dieſe darf nur durch eine fehlgeſchlagene Hoffnung, oder jeden andern ganz natürlichen Zufall erſchüttert werden, ſo artet ſie in ominöſe Schreckbilder aus, welche die Summe des menſchlichen Elends vermehren, ohne ihren Grund in irgend einer wahren Widerwärtigkeit zu haben.

Was ich hier als einen Grundzug des deutschen Volksaberglaubens angeführt habe, findet freylich auch bey den übrigen Nationen Statt; nur daß es bey ihnen durch Sitten und Charakter anders modifizirt wird, und daher auch andere Wirkungen hervorbringt. Der Engländer z. B., der doch in Ansehung des Charakters die meiste Aehnlichkeit mit dem Deutschen hat, ertränkt einen guten Theil des angeerbten Aberglaubens in seinem Freyheitssinn; er hält die überlieferten Volkssagen für das, was sie sind — für Meinungen oder sinnliche Eindrücke, die einmahl andere Menschen gehabt haben möchten, und die es ihm zu glauben oder nicht zu glauben freystehe. Er ist also im Ganzen weniger abergläubisch, als der Deutsche, aber dafür auch desto hartnäckiger in einer einmahl angenommenen Meinung, sie sey so ungereimt, als sie wolle. Der Aberglaube des Engländers, so wie sein Charakter, zeichnet sich durch die auffallendsten Seiten aus, ohne daß er sie zu verbergen sucht, oder sich auch nur die Mühe nimmt, Gründe zu ihrer Beschönigung anzuführen. Er glaubt was ihm wahrscheint, und dabey läßt er es bewenden. Der deutsche Volksaberglaube hingegen verbirgt

ſich mehrentheils hinter irgend ein Bollwerk, welches faſt immer falſchverſtandene Religion, altes Herkommen, und vermeinte Klugheit des Lebens iſt.

Man erlaube mir, dieſe Vergleichung, die überhaupt etwas Angenehmes hat, und über den Aberglauben des Deutſchen Licht verbreitet, auch auf unſere ſüdlichen Nachbarn auszudehnen. — Der Spanier hat drey Hauptfehler, die ſeinen wirklich erhabenen und achtungswürdigen Charakter verdunkeln; ſie ſind Stolz, Geitz und Aberglaube. Wegen der beyden erſten Eigenſchaften wird er gehaſſet, die letztere nimmt bey ihm eine Wendung, wodurch ſie wechſelsweiſe Furcht, Mitleiden und Abſcheu erzeuget. Er iſt abergläubiſch im höchſten Grade, aber auf eine Art, wie nur er abergläubiſch ſeyn kann. Da alle ſeine Gedanken und Handlungen durch Stolz und Geitz beſtimmt werden, ſo iſt er finſter und ungeſellig; er meidet die Lebendigen, und ſucht den Umgang der Todten. Dieß, und ſein choleriſches Temperament macht ihn reizbar gegen die Eindrücke — ſelbſt der ausſchweifendſten Phantaſie — und alſo auch gegen die Sagen der Vorzeit. So wie ſein Klima mit jenem des Orients viel Aehnlichkeit hat

und ſein Blut mit dem Blute der Afrikaner vermiſcht iſt: ſo nimmt auch ſein Charakter vieles von den Fehlern jener heißen Himmelsſtriche an; — er iſt geneigt, jede ſeiner Vorſtellungen zu verſinnlichen, wodurch er oft auf eine lächerliche Art ſchwülſtig wird. In ſeiner verbrannten Einbildung entſtehen nur giganteske Bilder; das Abenteuerlichſte iſt ihm das Liebſte. Daher ſeine Cavalleria, ſeine romanhafte Liebe, ſeine Meluſinen, Rieſen, und Zauberſchlöſſer, worin er allen übrigen Nationen Europens Muſter war. Sein Aberglaube iſt eben ſo gefärbt; er iſt, wie ſeine Inquiſition, verzehrendes Feuer, und weil er ihn, wie der Deutſche, meiſt aus einer ſchönen Quelle herleitet, unheilbar. Bey dem Italiener hingegen, welche gar andere Schattirung ſeiner Vorſtellungen und Denkkräfte! Feuer und Reizbarkeit ſind ſo ſehr in ſein ganzes Weſen verwebt, daß ſie ſelbſt in ſeiner Sprache und in jeder ſeiner Bewegungen ſichtbar ſind. Dieſes Feuer aber iſt, wie das ſeine elementariſche Feuer, nicht aufbrauſend, ſondern ſtill und anhaltend. Die Natur wählte dieß glückliche Land, um, bey einer vollendetern Bildung des Menſchengeſchlechts, auch reifere Seelenfrüchte hervor zu bringen. Das

Hochgefühl des Italieners ist weltkündig: seine Einbildungskraft ist immer rege, in seiner Seele spiegelt sich die ganze Schöpfung, und er ist im eigentlichsten Verstande Dichter. Man sollte denken, daß er bey diesen Anlagen, und besonders bey einem so hohen Grade von natürlicher Reizbarkeit sehr abergläubisch seyn müsse; und doch ist er es nicht. Seine glückliche Organisation, und der schöne Himmel, unter dem er lebt, setzen ihn über manche, sonst unvermeidliche Vorurtheile hinaus. Das neuere Religions- und Staats-System von Italien kann dem Charakter der Nation eine eigene Nüance gegeben haben: aber sie ist nur scheinbar, und meist das Gewebe der feinsten Politik. Bloß bey der niedern Volksklasse artet die Raffinerie des Italieners in Tücke und Treulosigkeit aus, und mit diesen traurigen Gefährten tritt auch der Aberglaube dieses Landes auf — da, wo er sich zeigen darf. —

Von dem Aberglauben des Franzosen läßt sich wenig Bestimmtes sagen, weil er, so wie die Tugenden und Laster dieser Nation, fast bloße Mode ist. Die Zeiten der Bluthochzeit zu Paris und die Dragonerbekehrungen Ludwigs XIV. sind vorbey; der neuere französische

Aberglaube iſt viel galanter, und ſeine dermahlige Puppe, der thieriſche Magnetismus *) — die aber vermuthlich kein beſſeres Schickſal haben wird, als der Wundermann Caglioſtro. —

Dieſe kurze Schilderung ſoll dazu dienen, das Weſen des deutſchen Volksaberglaubens näher zu beſtimmen. Der Deutſche hat bey ſeinem Aberglauben weder das Einſeitige, Ueberſpannte und Schreckliche des Spaniers, noch das Hochfliegende und Mahleriſch-Dichteriſche des Italieners. Dagegen nährt er ſich mit Empfindſamkeit, nnd pocht auf die Zuverläſſigkeit ſeiner Ueberzeugung. Er iſt ein Mann und ein Deutſcher; wer will ihn wiederlegen?

Wenn übrigens der deutſche Aberglaube in ſeinen Wirkungen ſelten ſo verheerend iſt, als bey jenen Nationen, ſo iſt ſein Einfluß auf das Glück der Menſchheit und des geſellſchaftlichen Lebens darum nicht weniger nachtheilig. Immer aber wird man finden, daß Anhänglichkeit an die Sagen der Vorzeit eine ſeiner Hauptquellen ſey.

*) Der Verf. ſchrieb dieſen Aufſatz im Jahre 1786. Welche ganz andere Dinge haben ſeit jenger Zeit den Geiſt der Franzoſen beſchäftigt! — — d. H.

Der deutſche Volksaberglaube wandelt ferner einſamen Pfades; er ſucht nicht zu glänzen, und zeichnet ſich durch eine Nüance aus, die man bey der niedern Volksklaſſe mit dem Nahmen von häuslicher Klugheit belegt. Die Ideen und Geſinnungen des Deutſchen ſind minder hochfliegend, als bey den ſüdlichern Nationen, — und ſo iſt auch ſein Aberglaube meiſt auf das häusliche Leben, oder höchſtens auf geſellſchaftliche Verbindungen, eingeſchränkt. Die groſſen Leidenſchaften und ihre Befriedigung liegen auſſer dem Geſichtskreiſe des gemeinen Mannes in unſerm Vaterlande, und daher ſind auch ſeine Wünſche und ſeine Beſtrebungen auf den Fleck eingeengt, wo er zu ärnten und ſein Glück zu finden hofft. Nur das, was ihn unmittelbar dahin führt, oder davon abhält, iſt ihm intereſſant. Er wird alſo keine höheren Mächte zu Erreichung ſolcher Endzwecke bemühen, die er nicht kennet, — keine bezauberte Prinzeſſinnen befreyen wollen, zu Gottes Preis keine Ketzer verbrennen, oder, um den Stein der Weiſen zu finden, den Fürſt der Hölle citiren; ſondern ſein Wahn hat meiſt Beziehung auf die kleinen Familien-Verhältniſſe, in denen er lebt. Daher ſein Glaube an Hexer und

Unholde, Wahrſager, Segenſprecher, Neſtelknüpfer, Veruntreuer, Nachtſchädiger, Augenverblender, — und wie die unſeligen Geſchöpfe einer verſchobenen Einbildung weiter heißen.

Man halte mir ja nicht die Hexenprozeſſe vor, wenn ich behaupte, daß der deutſche Volksaberglaube nur ſelten in glänzende Ungeheuer ausarte! Jene furchtbare Verfolgung war nicht die einzige Hyder, die über die Alpen zu uns herüber kam, und ihr Gift über den größten Theil von Europa aushauchte; ſie hatte ihren Grund — nicht in dem Charakter irgend einer Nation, — am wenigſten der deutſchen Nation — ſondern in dem engverſchlungenen und in der That einzigen Gewebe von Mönchspolitik, Despotismus und Unwiſſenheit. Als Thomaſius der Vernunft die Fackel anzündete, wie geſchwind kam der größte Theil der Nation von ſeinem traurigen Wahn zurück! Andere Zweige des Aberglaubens, welche tiefer in ihrem Charakter wurzeln, haben ſich länger erhalten, und ſind bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgerottet. Wenn wir alſo gleich in Anſehung der Hexenprozeſſe eben ſo ſchauderhafte Beyſpiele aufzuweiſen haben, als unſere Nachbarn, ſo

bleibt uns doch die Ehre übrig, daß wir nicht die erſten waren, welche die geſunde Vernunft und die heilige Göttinn der Gerechtigkeit aus unſern Gränzen verbannten.

Aber es gibt noch andere Einwendungen. "Wie?" möchte man fragen, "bey der deutſchen Nation kein Aufſtreben des Aberglaubens zu Erreichung groſſer ungewöhnlicher Zwecke, und mitten unter ihr ein Doktor Fauſt, der auf ſeinem Mantel eben ſo leicht durch die Luft flog, als die Herren Blanchard und — von Lüdgendorf? — oder in neuern Zeiten ein Schröpfer, dem die Sterne am Himmel gehorchten? Scheint dieß nicht ein Widerſpruch?" Ich denke, wir haben es hier mit dem Weſen, nicht mit dem Scheine zu thun! Soſehr alle Wunder und Erzählungen von dieſem Doktor Fauſt national ſind, ſo ſieht man ihnen doch die Verſchönerungen einer luxurirenden Einbildung zu deutlich an, als daß man die Geſchichte ſeines Lebens durchaus für Volkston der damahligen Zeit halten könnte. Sobald aber ein Wahn ſich auf irgend eine vorſätzliche Fiktion ſtützt, ſo hört er auf, Aberglaube zu ſeyn, ob er gleich Aberglauben veranlaſſen kann. Die Gaukeleyen eines Schröpfers aber ſind

niemahls Nationalangelegenheit geweſen; ſie waren nicht aus dem deutſchen Volksaberglauben geſchöpft: dieſer ſteht noch, und jene ſind vergeſſen.

Ich habe oben ſelbſt geſagt, daß der Urſprung des deutſchen Volksaberglaubens ſich in den uralten Gebräuchen der Germanier verliere; und dieſe hatten ihre Wahrſager, ihre Myſterien, ohne deren vorhergängige Befragung und Anwendung ſie nichts Wichtiges unternahmen. Dieß läßt ſich alſo mit der Schattirung nicht wohl vereinigen, die der neuere deutſche Volksaberglaube angenommen hat. Allein wenn wir dieſen Zug unſrer Vorfahren rein-hiſtoriſch betrachten, ſo läßt ſich daher auf ihre ſpätern Urenkel nichts folgern. Jene feyerlichen Vorbereitungen zu jeder groſſen Unternehmung waren Volksreligion eines noch ungebildeten Staats, die mit dem eigentlichen Aberglauben nicht vermiſcht werden muß. Dieſer findet nur da Statt, wo helle Begriffe von der Gottheit ſind —, weil er, als ihr Gegentheil, ohne jene nicht gedacht werden kann. Uebrigens mußte eben derſelbe Wahn bey einem freyen nomadiſchen Volke freylich ganz andere Wirkungen hervorbringen, als bey unſerer gegenwärtigen Verfaſſung. —

Allerdings ſcheint es alſo zum Weſen des deutſchen Volksaberglaubens zu gehören, daß er mehrentheils im Kreiſe des häuslichen Lebens bleibt, und nur ſelten einer wüthenden Leidenſchaft ſeinen Mantel leihet. Selbſt das neueſte und auffallendſte Beyſpiel ſeines traurigen Einfluſſes — der in Hamburg verübte Judenmord — widerſpricht dieſer Behauptung nicht. Auf einer Seite rohe Unwiſſenheit und geſpannte Erwartungen der niedrigſten und zur Verzweiflung getriebenen Habſucht, auf der andern: beyſpielloſe Kühnheit welſcher Argliſt — was vermögen dieſe mit vereinten Kräften nicht auszurichten! — —

Die angegebenen Merkmahle des deutſchen Volksaberglaubens finden ſich nicht nur in allen individuellen Aeußerungen desſelben, darüber man zahlloſe Erfahrungen ſammeln kann; ſondern ſie gehören auch unter die ſprechendſten Züge in den Volksmährchen und Geſpenſtergeſchichten der Deutſchen. Immer wird man finden, daß darin Hebung verborgener Schätze, geheimer Liebesverſtändniſſe, Heilung hartnäckiger Krankheiten, Enträthſelung verſteckter Dinge — alſo in jeder Geſtalt unbefriedigtes Bedürfniß der

ſchränkter Geſinnungen — zum Grunde lieger; und daß Alles ſich auf Tradition und Volksſagen gründet. Um dieß anſchaulich zu machen, will ich bey einem dieſer Lieblingsmährchen, womit die düſtere Einbildung ſich noch hier und da die Winterabende verkürzt, etwas ſtehen bleiben. Voraus muß ich hierbey erinnern, daß alle, auch die ungereimteſten, Legenden gemeiniglich in ihrem erſten Urſprung etwas Wahres haben; und das möchte auch hier der Fall ſeyn.

Wer ſich noch an die Jahre ſeiner Kindheit erinnert, kennt ja wohl die Frau von Gehofen und ihr Nonnengeſpenſt? Daß bey dieſer ſchauerlich-frommen Legende Geſchichte zum Grunde liege, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen; lag ſie doch bey Gellert's Mißgekurt auch zum Grunde! Ich übergehe die verſchiedenen Abänderungen und theils lächerlichen Zuſätze, womit die ſogenannte Verſuchung der Frau von Gehofen in den Spinnſtuben erzählt wird, und halte mich an eine vor mir liegende ſehr authentiſche Erzählung des Pfarrers Leonhard Thalemann zu Gehofen, die noch mit einem Berichte des Gräflich-Mannsfeldiſchen Konſiſtoriums zu Eisleben

und einem Gutachten der theologiſchen Fakultät zu Jena belegt iſt. Nach einem ſimplen Auszug aus dieſer Erzählung iſt der ganze Verlauf der Sache etwa folgender:

Im Jahr 1683. lebte zu Gehofen, einem in der Grafſchaft Mannsfeld in Kurſachſen gelegenen Orte, eine adelige Dame, Frau Philippine Agneſe von Eberſtein, gebohrne Werterin aus dem Hauſe Brücken, welche als eine ſehr gottesfürchtige, und — welches wir auch merken wollen — durch Komplexion oder Schickſal bängliche und trübſinnige, der Nervenſchwäche und daher entſtehenden Ohnmachten ſehr unterworfene Perſon beſchrieben wird. Einſtmahls wurde dieſe Dame in ihrer Kammer mit einer Art von krampfhaften Konvulſionen befallen, wobey ſie einen Geiſt zu ſehen glaubte, und auch beſchrieb. Die Erzählung meldet nichts Eigentliches von den vorhergegangenen Umſtänden und ihrem phyſiſchen oder moraliſchen Einfluſſe auf die Dame, welches ſonſt über die ganze Sache Licht verbreiten würde. Auf dreymahliges Rufen ſtürmten die Ihrigen zur Kammer. Sie berichtete bebend den Vorfall, mit dem Zuſatze, daß ſie von dem Geſpenſte mißhandelt worden ſey. Man

fand auf ihrem linken Arm verſchiedene mit Blut unterlaufene Flecken, welche, ihrer Verſicherung nach, von dem Kneipen des Geiſtes herrührten, und ſehr ſchmerzten. Man brachte ſie in ein Bett; aber der Geiſt, den jedoch Niemand ſah, reckte ihr den linken Arm mit wiederhohltem Kneipen. Als man ſie in ein anderes Bett legte, wurde der linke Arm auf gleiche Art mißhandelt. Man ſetzte alſo die Leidende auf einen Stuhl, und ließ ſie durch ſtarke Leute feſthalten; deſſen ungeachtet dehnte und reckte ihr das Geſpenſt beyde Arme, und flüſterte ihr in die Ohren: "es wäre bald ſechs Uhr, ſie ſollte mitgehen, und einen Schatz heben." Dieſe Worte hörte die Frau von Eberſtein mehrmahls, ohne daß ſie etwas dabey geſehen hätte.

Als die leiblichen Mittel, ſo gut man ſie zu jener Zeit kannte, nichts helfen wollten, nahm man ſeine Zuflucht zu den geiſtlichen, und hohlte den Pfarrer des Orts, Hrn. Leonhard Thalemann. Dieſer wußte von dem Vorfalle noch nichts, wurde aber im Vorgemache durch einige Herren — und, wie er ſich ausdruckt, — nicht ohne Schrecken, deſſen verſtändigt. Er begab ſich darauf zur Frau von Eberſtein, und

ſucht. ſie in ihrer groſſen Beſtürzung aufzurichten, mit dieſer Anweiſung: "daß ſie bey Leibe nicht dem Anſinnen des Geiſtes folgen, und mitzugehen einwilligen möchte, weil es gewiß nichts Gutes, ſondern ein Werk des Teufels ſey, u. ſ. w."

Als es Abends ſechſe ſchlug, ſagte die obige Stimme der edlen Frau in die Ohren: "weil du jetzt nicht biſt mitgegangen, werd' ich dich die ganze Nacht quälen, daß du morgen um 6 Uhr mitgeheſt; denn du ſollſt und muſt den Schatz heben!" Dieſes Flüſtern wurde nicht nur bis nach Tiſche oft wiederhohlt, ſondern der Geiſt zeigte ſich auch der Dame in ſichtbarer Geſtalt, als eine weißgekleidete Nonne, mit einem rothen Kreuz auf dem Haupte, Mund und Kinn mit einem ſogenannten Vorſtrecktuch bedeckt, und ſein Paternoſter in der Hand.

Die ganze Nacht hindurch hatte die edle Frau nicht eine Stunde lang Ruhe, ſondern ſie wurde faſt am ganzen Leibe unaufhörlich gekneipt und gezerrt. Als ihr Ehegemahl, voll Ungeduld, gegen das vermeintliche Geſpenſt in die Worte ausbrach: "Wenn du ein Teufel biſt, was haſt du in meinen Hauſe zu thun? warum quälſt du meine Frau dergeſtalt? geh, packe

dich fort!" u. ſ. w. anwortete der Geiſt, jedoch ſo, daß es niemand, als die gnädige Frau hörte: "er ſey kein Teufel, ſondern der Geiſt einer von Trebelein, hätte einen Schatz in ihrem Hofe an einem ſicheren Orte beygeſetzt, welchen die Frau von Eberſtein, und ſonſt niemand, heben ſollte, weil ſie ihre ehemahlige Stube, ihr gleichſam zu Ehren, hätte repariren laſſen, und künftig darin wohnen wollte." Auf weiteres Zudringen des Herrn von Eberſtein: "wenn ſie diejenige wäre, die ſie zu ſeyn vorgebe, ſo ſolle ſie zwiſchen ihn und ſeinen Vetter treten, und ihm Rede und Anwort geben," verſetzte der Geiſt: 'er habe mit ihnen nichts zu ſchaffen," antwortete auch nicht weiter auf Alles, was die übrigen vorbrachten, ſondern blieb dabey: "wenn die ſechste Stunde käme, ſollte die gnädige Frau mitgehen; ſie könne ihren Pfarrer (den das Geſpenſt mit Nahmen nannte,) auch wen ſie ſonſt aus ihrem Hauſe wollte, mitnehmen." "Dabey möchte ſie nur bethen und ſingen, beſonders das Lied: "freu dich ſehr, o meine Seele!" Es ſollte ihr kein Leid widerfahren, würde auch außer ihr niemand etwas ſehen. Es läge zwar ein ſchwarzer Hund dabey: wenn ſie aber ſehr furchtſam wäre, wolle es

denſelben mitnehmen, zum Thor hinaus gehen, und nicht wieder kommen. Sie ſollte alsdann nur ihre Schürze oder ſonſt etwas darauf legen, oder auch nur mit einer Stange darauf werfen; da ſie denn hernach den Schatz von ihren Knechten, beſonders dem Hirten, (den der Geiſt auch mit Nahmen nannte), welche fein ſtark wären, herein tragen laſſen könnte. Es würde zwar anfangs nicht wie Geld ausſehen, ſie ſolle es aber nur im Kaſten verwahren, bis vier Wochen um wären, da ſie denn befinden würde, daß ſie und die ihrigen genug hätten. Es würde eine ſilberne Kanne dabey ſeyn, darin drey Paternoſter lägen, dieſe ſollte ſie an eine katholiſche Kirche verehren; ferner drey ſchöne goldne Ringe, welche die alte von Trebelein, ſo auf einem Grabmahl ihrer Kirche in Stein gehauen ſtünde, an den Fingern hätte, dieſe möchte ſie bey ihrem Hauſe erhalten, und nicht von ſich laſſen. Ihr ſelbſt (dem Geiſte) deren Grab in dem Begräbniß wäre, wo jetzt der Frau Amtmanninn größter Kaſten ſtünde, ſollte ſie einen Grabſtein, mit folgender Inſchrift, verfertigen laſſen:

Habe Dank für dieſe Gaben,
Gott der wird dich ewig laben!

Endlich ſollte ſie die Kirche decken, und alles Baufällige ausbeſſern laſſen."

Mit dieſen und vielen andern Reden ſetzte der Geiſt der gnädigen Frau ſehr zu. Auch hörte dieſelbe die Nacht hindurch drey Mahl ſtark rufen: "Hans, geh mit!" Sie blieb deſſen ungeachtet ſtandhaft, und ſagte dem Geſpenſt: "es ſolle ſie mit Frieden laſſen, man verlange das Geld nicht." Der Geiſt weinte, und wiſchte ſich die Thränen mit dem Tüchlein, das er vor dem Kinne trug, wich aber endlich, da die Stunde vorüber war. Die Frau von Ebersſtein lag ſo abgemattet, daß ſie kein Glied regen konnte. Sie ließ ihren Seelſorger, den Pfarrer Thalemann, von neuen rufen, welcher, wie er ſich ausdrückt, nach Erheiſchung ſeines Amts, weitläuftig mit der gnädigen Frau über dieſen Vorfall diskurirte, auch ihr Tags darauf, "zu mehrerem Unterricht und beſtändigem Troſt, ein einfältiges Scriptum informatorium et conſolatorium, mit einem herzlichen Morgengruße," wohlweislich überſandte, welches die edle Frau mit Dank und Freude annahm.

Den Tag über mußte ein wachſames Auge auf die Leidende gehalten werden, wiewohl dennoch das Kneipen und die Blutmahle nicht

gänzlich vermieden werden konnten. Man ſprach viel von dem Geiſte und deſſen angeblicher Figur. Der Herr von Eberſtein erinnerte ſich, daß in ſeiner Kirche ein altes Gemählde hange, welches drey Nonnen vorſtelle. Man hohlte dasſelbe augenblicklich, verdeckte die Rahmen, und zeigte es ſodann der edlen Frau. "Dieſe iſt's!" rief dieſelbe ſogleich aus, und deutete auf eine der drey Nonnen, deren Geſtalt genau mit der obigen Beſchreibung des Geſpenſtes übereintraf. Gar merkwürdig ſetzt die Erzählung hinzu: "daß die Leidende in der folgenden Nacht ſehr unruhig geweſen ſey, und das Geſpenſt unter heftigen Peinigungen immer vor Augen gehabt habe, welches ihr unaufhörlich zurief: "du ſollſt und mußt den Schatz heben!"

Es würde zu ermüdend ſeyn, den Leitfaden der Erzählung von einem Tage zum andern zu verfolgen, da ohnehin viele Wiederhohlungen vorkommen. Ich will alſo bloß das Merkwürdigſte auszeichnen.

Einſtmahls wollte die edle Frau mit einem Herrn, der ſie führte, zur Kirche gehen. Beym Austritt aus dem Hauſe ſtand das Geſpenſt vor der Brücke, winkte und deutete nach einem

Orte, wo der Schatz läge. Die Frau von Eberſtein wandte das Geſicht, und hielt den Muff vor, worauf ſie augenblicklich mißhandelt und am Rock gezerrt wurde. Als ſie beym Rückweg unwiſſend dem Orte näher kam, ſah ſie denſelben plötzlich offen, und einen groſsen Stein ſich in die Höhe heben. Sie lenkte aus. Der Geiſt bath flehentlich, ſie möchte etwas darauf werfen, und hielt ſie bey den Kleidern. Auf beſtändiges Nein aber wurden die Mißhandlungen ihrer Perſon fortgeſetzt. Immer lag ihr der Geiſt an, ſie ſollte mitgehen, oder nur verſprechen, daſs ſie mitgehen wollte, ſo würde ſie Ruhe haben. Die ordentliche Angſt- und Peinigungsſtunde war Abends gegen ſechs Uhr.

Mehr als ein Mahl gab das Geſpenſt zur Urſache ſeiner Peinigungen an: daſs man das obige Gemählde nicht wieder an ſeinen gehörigen Ort geſetzt, und vielfältig inſultirt habe. Bisweilen that es ſehr fromm, und gab der Leidenden Lieder an, die ſie ſingen und bethen ſollte. Ein ander Mahl, wenn die heftigſten Paroxysmen vorüber waren, ſagte es: "ich muſs dir ein wenig Ruhe laſſen;" ging dann ans Fenſter, um etwas zu verſchnaufen — war aber leider augenblicklich wieder da, und trieb ſein Weſen. Dem

Hrn. Paſtor Thalemann hat es, ungeachtet ſeiner öftern Provokation und Beſchwörungen, durchaus nicht antworten wollen; — vermuthlich, weil deſſen Nervenſyſtem weniger zerrüttet war, als man aus der vorliegenden Erzählung ſchließen ſollte.

Als das Kneipen, Drehen und Renken der Glieder unter heftigen Konvulſionen viele Wochen lang gewährt hatte, fing der Geiſt an, der Frau von Eberſtein mit ihren eigenen Händen — Maulſchellen zu geben. In der Folge beſchenkte er auch die Umſtehenden mit dieſen Gaben. Einſtmahls kniete das Geſpenſt, während dem Morgengebeth, auf dem Bette der Leidenden nieder. "Da kniet es!" rief dieſe, und ihr Mädchen rief auch: "da kniet es!" Hieraus ſchloß man ſogleich, das Mädchen habe den Geiſt geſehen — der einzige Fall im ganzen Vorgang! Die Paroxysmen, (oder, wie der Erzähler ſagt, die Pulſe) waren, wie ſchon erwähnt worden iſt, periodiſch, und mit unbeſchreiblicher Herzensangſt verknüpft.

Gegen das Ende der Prüfungstage war gar nicht mehr die Rede vom Schatzheben, ſondern der Geiſt ſetzte der Frau von Eberſtein beſtändig zu, daß ſie die Religion verändern und

katholiſch werden ſollte. Auch dieſer Zug trägt das Gepräge der damahligen Zeit, wo das Andenken an die Religionskriege noch friſch, und der wechſelſeitige Haß in voller Kraft war. Das Unweſen ging übrigens in einem fort, bis dasſelbe allmählich etwas erträglicher wurde; nur daß die Symptome von Zeit zu Zeit mit ihrer ganzen Stärke wieder eintraten. Es fehlte nicht an Rathgebern, die zu dieſem oder jenem Mittel riethen, womit man Geiſter bannen könne: allein die edle Frau wies es ab. Endlich bald nach dem Oſterfeſte 1684. ſagte das Geſpenſt einmahl frühe Morgens zu der Frau von Eberſtein: "daß, da ſie bisher zu nichts zu bewegen geweſen ſey, es ſie verlaſſen wolle." Von dieſer Zeit an blieb die Erſcheinung aus. Ob nicht die Leidende bisweilen Rückfälle von Ohnmachten, Zuckungen und dergl. gehabt habe, davon ſagt die Erzählung nichts. Alles dauerte vom Monath Oktober 1683. bis in den May des folgenden Jahres. —

Das dieſer Erzählung angehängte Informat oder Gutachten der theologiſchen Fakultät zu Jena iſt zwar nicht durch ſeine Gründlichkeit, wohl aber als Bruchſtück von der damahligen Beſchaffenheit der Gottesgelahrtheit merkwürdig.

Die Väter nehmen darin die Sache ſelbſt als unbezweifelt richtig an, und finden "den Caſum faſt bedenklich und mißlich." Den Geiſt, der in dieſen Werk ſein Spiel habe, erklären ſie für einen böſen, feindſeligen Geiſt, der, ob er wohl in weißer Geſtalt ſich verbergen wollen, doch ſeine Klauen durch die zugefügten Stigmata und Verletzungen genugſam an den Tag gegeben habe. Man müſſe billig zweifeln ob von dieſem Geiſte wahrhaftig ein Schatz und zeitliches Gut, oder eine ſchnöde Blendung zu erwarten ſey; und wenn es auch wegen des verſprochenen Schatzes zutreffen ſollte, ſo müſſe man doch allewege in Furcht ſtehen, als ſuche dieſer Betrüger einen gröſern Schaden, und dieſer oder andrer Perſonen Seelenverderb darunter. Jener weiſe Mann zu Troja habe ſchon geſagt: Metuo daemones vel dona ferentes, und man habe Beyſpiele, daß der böſe Geiſt ſolche Perſonen, denen er Geld gebracht oder nur angebothen, hernach beredet habe, als ob ſie ſein wären und ihm dienen müßten. Der übrige Theil dieſes Informats enthält Vorſchriften, wie mit der angefochtenen Perſon umzugehen ſey; und dieſe Vorſchriften ſind — die einzige Vorausſetzung einer wirklichen Ver-

ſuchung vom Satan ausgenommen — in der That erbaulich und zweckmäßig. Auch blicken hier und da Strahlen der Vernunft durch. So werden z. B. zur Stärkung der Leibeskräfte auch leibliche Arzneymittel angerathen, und daß man die angefochtene Perſon nicht allein laſſen möge, "weil die Einſamkeit nicht nur an ſich die Betrübniß vermehre, ſondern auch ſolche zur Melancholie gebrachte Perſonen ſich in derſelben leichtlich ein Leid zufügten." —

Dieß iſt der Verlauf einer Geſchichte, die damahls in ganz Deutſchland Aufſehen machte, und mehr als ein Dezennium hindurch in allen Familienzirkeln widertönte. Ich ſelbſt habe ſie in meiner Kindheit, wiewohl mit andern und zum Theil ſehr ſonderbaren Umſtänden und Zuſätzen erzählen hören. Sie trägt übrigens ſo ganz das Gepräge des deutſchen Aberglaubens, daß ich ſie um deßwillen hauptſächlich als Probe ſeiner Schattirungen angeführt habe.

Erſtaunen muß man über die Schwäche des menſchlichen Geiſtes, der aus vorgefaßten Meinungen und aus Liebe zum Wunderbaren, mit freywilliger Verblendung den Fürſt der Hölle und ſeinen Abgeſandten in der Geſtalt einer Nonne ſah, wo die unbefangene Vernunft nichts,

als die zur Zerſtörung oder zum neuen Leben wirkende Natur würde geſehen haben. Es iſt nicht ſchwer, Exempel des ſich ſelbſt betrügenden Wahnes aufzufinden: aber nur wenige werden ſeyn, wo alle zuſammen treffende Umſtände ſich ſo ganz natürlich erklären laſſen, als bey dem gegenwärtigen. Wem muß nicht die offenbare Aehnlichkeit kataleptiſcher und krampfhafter Zuckungen auffallen? Wem nicht der Umſtand, daß der ganze Vorgang ſich in den düſteren Herbſt- und Wintermonathen ereignete, wo Aberglaube und Schwärmerey im Dunkeln ſchleichen, weil ſich die Seele wie der Himmel trübt, und bey dem Lächeln des Frühlings wieder verſchwand? Und daß ich ja nicht die Hauptſache, das Nonnengeſpenſt, vergeſſe — wer ſieht nicht überall die Spuren einer verſchobenen Einbildung? Die ſo ſtandhaft behauptete, und mit ſo ſichtbaren Symptomen begleitete, Erſcheinung eines Geiſtes in Nonnengeſtalt könnte einigen Zweifel erregen, wenn nicht der Erzähler ſelbſt Winke gäbe, der Sache auf den Grund zu kommen. Das Gemählde der drey Nonnen erklärt das ganze Räthſel; und jeder unbefangene Leſer wird es ſehr begreiflich finden, daß, wie die Legende ſagt, auf den Anblick deſſelben, ſich

bey der leidenden Frau von Eberſtein die Symptome verdoppelt hätten, und die folgende Nacht ſehr unruhig geweſen ſey? Ich habe geſagt, daß uns der Erzähler gerad' in die Geſchichte des angeblichen Geiſtes hinein führt, ohne auf die vorhergegangenen Umſtände und deren Einfluß auf den Gemüthszuſtand der Frau von Eberſtein zu achten. Das iſt ſchlimm! Aus Allem kann man indeſſen unſchwer abnehmen, daß ſie ſchon lange vorher an Nervenkrankheiten gelitten haben müſſe. Eben ſo hat man Grund, zu vermuthen, daß ihre Einbildung vielleicht durch das Leſen oder Anhören alter Rittergeſchichten —, ſelbſt ihrer Vorfahren — wo immer von vergrabenen Schätzen, Erſcheinung nach dem Tode u. dergl. vorkommt, erhitzt worden ſey, und daß endlich Zweifel wegen der Religion hinzu kamen, die in einem durch zuſammentreffende Umſtände tief einſchneidenden Momente das Ganze zur Reife brachten. Vielleicht wurde die Unglückliche juſt von allen ihren ſchreckhaften Vorſtellungen beſtürmt, als ihr in der Kirche das Gemählde der drey Nonnen in die Augen fiel; vielleicht gewann das ihrer Einbildungskraft dadurch eingedrückte Fantom bald darauf, durch irgend eine ſchauerliche Erzählung, oder

ſelbſt einen wahren Unglücksfall, neue Stärke; — und mehr bedarf's wahrlich nicht, um bey einer ohnehin reizbaren Konſtitution alle die Erſcheinungen hervorzubringen, die man gar erbaulich für Spukwerke des Teufels ausgab.

"Aber die Blutmahle vom Kneipen?" Auch die laſſen ſich ſehr natürlich erklären! Einmahl iſt es ein möglicher Fall, daß die Leute, welche beſtellt waren, die Frau von Eberſtein während ihrer Zuckungen zu halten, ihr Amt ſo handfeſt verrichteten, daß nothwendig rothe und blaue Flecken entſtehen mußten, welche dann die Sage in mit Blut unterlaufene Kneipmahle vergrößerte; und daß man alſo auf Rechnung des Teufels ſchrieb, was ſonſt niemand gethan haben wollte. Sodann aber weiß jeder Naturkundige, welche Veränderungen eine geſpannte Einbildungskraft auch auf der Oberfläche der Haut hervorzubringen vermag. Wirkt doch die Einbildung bey Schwangeren ſogar auf ihre Leibesfrucht. Der bekannte Engländer Digby, ſonſt ein großer Verehrer der verborgenen Wiſſenſchaften, führt ein Exempel von einer Dame an, die bloß durch die gereizte Einbildung ein Kind mit einem ſchwarzen Fleck auf der Stirne zur Welt brachte.

Daß einmahl das Kammermädchen der Frau von Eberſtein nachrief: "da iſt das Geſpenſt!" beweiſt eben ſo kräftig, daß es den Geiſt geſehen habe, als eine närriſche Behauptung dadurch zur Wahrheit wird, wenn eine allgefällige Zofe ſie mit einem: "Ja, ihre Gnaden haben Recht!" begleitet. —

Ich würde mich bey dieſer Legende nicht ſo lange aufgehalten haben, wenn ſie mir nicht ſo geſchickt ſchien, den deutſchen Volksaberglauben von ſeinen auffallendſten Seiten zu zeigen, und wenn ſie nicht — welches wir im Vorbeygehen auch merken wollen — ſo viel Aehnlichkeit mit dem neuern Popanz von thieriſchem Magnetismus und Desorganiſation hätte. Ich muß mich in der That wundern, daß noch niemand auf dieſen Umſtand gemerkt hat. Der ganze Unterſchied liegt nur in unſern mehr verfeinerten Begriffen und Redensarten. Die Frau von Behofen, welche man im Jahr 1684. für eine vom Satan angefochtene Perſon ausgab, würde hundert Jahr ſpäter eine Somnambüleire heißen. Was dort der leibhafte Teufel that, das thut hier eine verborgene Kraft der Seele, wovon kein Menſch

einen Begriff hat — eine Kraft, die mit verbundenen Augen durch alle Wände guckt, und im Traume ſo viel Schönes weiß, was ſie nicht mehr weiß, wenn ſie wacht. Uebrigens hoffe ich die Zeit zu erleben, wo man von der Desorganiſation nur noch in Spinnſtuben reden wird, ſo wie man jetzt von den Geſpenſtermährchen der Frau von Eberſtein nur noch in Spinnſtuben redet *).

Aber traurig iſt es, daß der Aberglaube nur ſeine Geſtalt, nie ſein Weſen ändert. Was er unter den Deutſchen von jeher war, das iſt er auch noch, trotz allen Bemühungen des beſſeren Theils der Nation, — ein im Finſtern ſchleichendes Uebel, durch Sagen und Auktorität geſchützt, und genährt von niedrigen Leidenſchaften, Furcht und Habſucht. Da er die Strahlen der Vernunft ſcheuet, ſo iſt es ſeine Art, ſich hinter irgend eine Maske zu verbergen, und dieſe nach Zeit und Umſtänden zu verwechſeln. Mit der Fackel der Inquiſition

*) Das mit dem Magnetismus getriebene Unweſen iſt nicht einmahl bis in die Spinnſtuben gekommen.

d. H.

in der Hand, und im offenbaren Streite mit der Naturkunde, darf er ſich nicht mehr zeigen: er ändert alſo die Farbe, ſcheint ſich mit der Natur und ihren Kräften verſöhnt zu haben, und borgt ſogar ihr Gewand, um den Geiſt des Menſchen deſto ſicherer zu umnebeln — dadurch, daß er ihn zu erleuchten verſpricht.

Beym erſten Anblick leuchtet es freylich nicht ein, wie der thieriſche Magnetismus, nach den von mir angegebenen Merkmahlen des deutſchen Volksaberglaubens mit dieſem zuſammen hange. Aber würde derſelbe unter uns ſoviel Eingang gefunden haben, wenn er nicht auf das Anſehen Lavater's und einer Nation geſtützt wäre, die in jeder neuen Thorheit für Europa den Ton angibt *)? und würde er ſich bis hierhin erhalten haben, wenn er nicht unſerm auf alle Sagen gegründeten Hange zum Wunderglauben im Zirkel häuslicher Bedürfniſſe ſo angemeſſen wäre? In Wien wurde Meſmer's Magnetismus, ſo lange er nur bloß der ſeinige war, als eine Thorheit

*) Man vergeſſe nicht, daß der Verf. im Jahr 1786. ſchrieb! —

D. H.

verlacht. Der Erfinder ging alſo nach Paris; die gefällige franzöſiſche Nation zog ſeiner Puppe ein Modekleid an, in dem ſie den Deutſchen noch nie bemerkte Reitze zu haben ſchien. Wir nahmen unſre eigne Erfindung von Frankreichs Schöpferhänden mit Staunen und Bewunderung an, und eben dieſe gefällige Nation lacht jetzt unſrer Bereitwilligkeit, womit wir alles Fremde vergöttern, und unſrer ſeltſamen Gleichgültigkeit gegen Alles, was unter uns ſelbſt vorgehet. "Deutſchland" ſagte noch kürzlich ein Pariſer Journaliſt, "will durchaus das Echo von Frankreich ſeyn." Deutſche Männer, könnt ihr dieſen Vorwurf leidem, ohne mit edlem Unwillen zu entbrennen, und eure Kräfte zu vereinigen, um die Nation endlich einmahl dahin zu bringen, daß ſie aufhöre, ihn zu verdienen? —

Alle dieſe Winke und alle dieſe angegebenen Merkmahle möchten wohl deutlich genug ſeyn, den deutſchen Volksaberglauben unter jeder angenommenen Geſtalt zu erkennen: aber wie er zu ſchwächen, und, wenn er nicht ganz ausgerottet werden kann, wenigſtens unſchädlich zu machen ſey, — dahin müſſen alle Bemühungen,

ihn zu erkennen, abzwecken, wenn sie nicht zu jenen Untersuchungen gehören sollen, die sehr gelehrt oder sehr witzig sind, und — die man nicht brauchen kann.

Alles kommt hier auf eine verbesserte Erziehung an. Der Mensch, um dem entehrenden Aberglauben zu entsagen, muß frühzeitig auf die Würde seiner Natur aufmerksam gemacht, und sein Verstand muß gewöhnt werden, sich selbst von Allem, was er glaubt, Rechenschaft zu geben. Dieß findet bey allen Menschenklassen mehr oder weniger Statt. Ob wir gleich nicht alle zu einem merklichen Grade von erweiterten Einsichten bestimmt sind, so sind doch helle Begriffe und ihre große Folge — Glückseligkeit des Lebens und behauptete Würde unserer Natur — ein Ziel, das für alle Menschen aufgesteckt worden ist, und das jeder, nach Maßgabe seiner Kräfte, erreichen kann. Diese Aufhellung der Begriffe aber muß in dem Alter geschehen, wo die Seele noch weich und für Wahrheit und Irrthum gleich empfänglich ist. Der Menschenfreund wird diesemnach wenig von einer künftigen Generation hoffen dürfen. Ein tief eingewurzeltes Nationalübel läßt sich nicht

ausrotten: aber seine fernere Ausbreitung zu verhindern, ist das Geschäft aller Edlen; — und dieß können wir durch Aufsuchung seiner Quellen und durch Winke zu deren Verstopfung bewirken. Wenn man übrigens das Charakteristische des Aberglaubens überhaupt, und also auch des Deutschen insbesondere kennet, so wird der aufmerksame Volkslehrer auch bald die Heilmittel, und die Art, wie ihm zu begegnen sey, entdecken.

# VIII.

## Der Elisabeth-Brunnen bey Schröck unweit Marburg.

Ich hatte verlängst einigen Freunden, welche den Elisabeth-Brunnen mehrmahls besucht hatten, und durch das ehrwürdig-Feyerliche, so wie durch die abwechselnden Naturscenen dieser Gegend gerührt waren, versprochen, eine Beschreibung davon aufzusetzen. Dieß Versprechen ist ohne mein Erwarten laut worden, und unter andern auch in einen Artikel des Journals von und für Deutschland eingeflossen *). Ich will also mein Wort nicht

*) Zweyt. Jahrg. IV. St. S. 328. Vergl. dritt. Jahrg. IX. St. S. 189 sq. K. W. Justi's Elisabeth die Heilige, Landgräfinn von Thüringen, u. s. w. (Zürich 1797.) S. 187. fg. Wieland's N. D. Merkur v. J. 1804. II. Bd. Seite 7 sq. C. W. Justi's hessische Denkwürdigkeiten. IV. Bd. 1. Abtheil. S. 1 sq.

zurücknehmen, da es an sich unschuldig ist, und mir das doppelte Vergnügen gewähret, meinen Freunden zu willfahren, und die angenehmen Stunden, die ich selbst in dieser Gegend hingebracht habe, in der Erinnerung noch einmahl zu genießen.

Wenn es billig und von anerkanntem Nutzen ist, den eigentlichen Kunstwerken des Mittelalters den Blick der Untersuchung zu weihen: so haben der Menschenbeobachter und der Alterthumsforscher nicht weniger Anlaß, jene feyerlichen Monumente, wodurch die Denkart oder der fromme Enthusiasmus unserer Vorfahren sich so merklich auszeichnet, mit mehr Aufmerksamkeit zu betrachten, als gemeiniglich zu geschehen pflegt. Dieß Geschäft ist von der angenehmen Art: wenigstens muß der Mensch im hohen Grade pflegmatisch seyn, den nicht bey Betrachtung so mancher ehrwürdigen Denkmahle der Vorzeit ein heiliger Schauer anwandelt, der ihn dem Dichter um eine Stufe näher bringt. Die Einbildungskraft wirkt fast nie so lebhaft in entfernte Zeiten zurück, als beym Anschauen dieser feyerlichen Ueberreste verschwundener, oft auch beginnender Größe, oder jener Naturerscheinungen, die seit Jahrhunderten bestehen, und

uns beſtändig an Begebenheiten erinnern, die ſich in ihrer Nähe zugetragen haben. Dieß iſt bey mir und vermuthlich auch bey andern, die dieſen Brunnen beſuchten, nicht ſelten der Fall geweſen. Der durch die Landgräfinn Eliſabeth berühmt gewordene Brunnen liegt eine Stunde Wegs von Marburg, jenſeits einem waldigen Gebirge, unweit dem Dorfe Schröck. Wenn man dieſe Gegend in allen ihren Abwechſelungen recht genieſſen will, ſo muß man den Weg dahin von Marburg aus nehmen; denn hier ſcheint die Natur ſich das Vergnügen gemacht zu haben, den Wanderer durch alle ihre Scenen zu führen, ehe er an dieſen Mittelpunkt der ſtillen, ländlichen Schönheit gelangt, wo die Seele, wie nach einer überſtandenen mühſamen Arbeit, ihre heitere Exiſtenz fühlt.

Etwa funfhundert Schritte ſüdoſtwärts von Marburg erhebt ſich ein felſiges Gebirge, welches man mit vieler Beſchwerlichkeit erſteigen muß. Der ſich hinauf krümmende Hohlweg wird oft von drohenden Klippen und Gebüſchen überſchattet. Weil er ſandig iſt, pflegen ihn die Fußgänger mehr hinauf zu verlaſſen, und durch meiſt ungebahnte Nebenwege den Berg hinan zu klimmen. Hier erblickt man vor ſich

hin nichts als nakten Fels, mit Moos und Heidekraut kümmerlich überzogen, und ſparſam mit Bäumen bewachſen, die nicht ſelten halb verdorret ſind. Das Schauderhafte dieſer Gegend wird noch dadurch vermehrt, daß man den Halsgerichtsplatz vorbey gehen muß, wo die Natur über dieſe ſichtbaren Zeichen der menſchlichen Bosheit zu trauern ſcheinet. Man kann den Augen keine andere Erhohlung verſchaffen, als wenn man ſich umwendet, wo denn die am Berg hinangebaute Stadt Marburg mit ihren vielen Gärten ſich im ſchönſten Proſpekte zeigt. Nach überſtandener Mühe gelangt man an den Meierhof eines einſam hier anſäſſigen Landmanns, der mit ſeiner Familie das umherliegende Feld bauet. Müde pflegen hier auszuruhen. Von nun an wird der Boden beſſer, der Weg führt nach und nach in einen reitzenden Wald, wo der menſchliche Fleiß die Natur verſchönt hat; denn die innern Bäume ſind ſo angepflanzt, daß man nach allen Seiten mit angenehmer Täuſchung in eine tiefe Allee blickt. Mehr hinaufwärts iſt ein ſehr groſſer Baum, deſſen weit ausgebreitete Krone den müden Wanderer wohlthätig unter ihre Schatten nimmt, beſonders merkwürdig. Allmählich

wird der Wald dichter und dunkler, der ebene grüne Boden geht zwiſchendurch eine geraume Strecke fort, bis der Rücken des Berges überſtiegen iſt, und der Weg wieder zu ſinken anfängt. Nah' am Ausgang dieſes Waldes verwildert die friſche blühende Natur von neuen, man gelangt in einen ſchroffen und jähabhängenden Hohlweg, den man mit Vorſicht, nicht auszugleiten, hinabſteigen muß. Unmittelbar bey ſeinem verbüſchten Ausgang aber, eröffnet ſich dem Auge die heiterſte Ausſicht in die rings umher liegende Gegend, welche noch dadurch gehoben wird, daß man hinter ſich lauter Wald und Gebirge hat. Man wendet ſich jezt rechter Hand, und gelangt nach etwa hundert Schritten an den Brunnen, deſſen Beſchreibung hier folgt, und dem nur ein Horaz fehlt, um Blanduſien wieder herzuſtellen.

Die Quelle rinnt am Fuß des Waldgebirgs zwiſchen Klippen hervor, und würde nur durch die natürliche Güte und Klarheit ihres Waſſers merkwürdig ſeyn, wenn der Fleiß unſrer Vorfahren ſich nicht dankbar bewieſen hätte. Man hat um und über dieſelbe von röthlichem Sandſteine, welcher in dieſer Gegend häufig gebrochen wird, eine Grotte oder Halle erbauet, deren

Gewölbe 4 Schritte tief und 2 Schritte breit iſt. Hier wird das Waſſer in einem ſteinernen Trog aufgefangen, und alsdann durch eine in dem Fußboden gemachte Rinne abgeleitet. Innerhalb der Halle ſind zu beyden Seiten ſteinerne Bänke angebracht. Das äußere Gebäude derſelben iſt noch um einen Stock weiter hinauf geführt, und endiget ſich in den Fronten eines flachen Daches. Zu beyden Seiten des Eingangs ſind zwiſchen zwey Pfeilern doriſcher Ordnung Sitze mit Niſchen dahinter angebracht, wo man die ganze Gegend mit ihren Dörfern und die Bergſtadt Amöneburg überſehen kann. Der Anblick von Heerden, das Murmeln der Quelle und der Geſang der Vögel gibt dieſem Allen etwas Dichteriſches. Der obere Stock des Gebäudes hat ſechs Pfeiler joniſcher Ordnung in drey Stellungen, zwiſchen denen zwey groſe ſteinerne Tafeln mit Inſchriften angebracht ſind, die ich bald anführen werde. Oben in dem Fronten ſieht mitten das Heſſiſche, zur Rechten das Würtembergiſche, und zur Linken das gräflich Nanus-feldiſche Wapen, zum Andenken des Landgrafen Ludwigs, des ältern, als Erbauers, und ſeiner beyden Gemahlinnen. Darunter auf dem Friſe des Hauptgeſimſes der joniſchen Säulen-

ordnung ſtehen vierzehn adelige Wappen, die jetzt nicht wohl mehr zu erkennen ſind; eben ſo ſind auf dem Friſe der untern Säulenordnung die Wappen der fürſtlichen Räthe und Bedienten, zwölf an der Zahl, angebracht.

Dieſe Brunnengrotte ſteht, wie geſagt, dicht am Fuſe des Berges, in der Vertiefung eines Halbzirkels, den der buſchige Wald bildet, und der eine anmuthige grüne Ebene einſchließt, durch welche die Quelle in einem unmerklichen Bächlein abfließt, und eine gute Strecke von ihrer Mündung durch die Rinne einer aufgemauerten Terraſſe in ſteinerne Tröge geleitet wird. Das ganze Gebäude iſt übrigens durchgehends aus Quaderſteinen und mit mehr Geſchmack aufgeführt, als man von den damaligen Zeiten erwarten ſollte. Auch die dauerhafte Bauart unſrer Vorfahren findet man hier, wiewohl die Alles verheerende Zeit und menſchlicher Frevel auch dieſes Monuments nicht geſchont haben. Die eingehauenen Wappen ſind halb erloſchen, hier und da zeigt ſich ein Anſatz von Moos, und das Gebäude iſt mit eingemeiſſelten und eingekratzten Nahmen verunziert, welches in der Nähe den Eindruck des Ganzen ſchwächt. Von den oben erwähnten ſteinernen

Tafeln hat die zur Rechten des Gebäudes befindliche folgende, mit römiſchen Quadratlettern eingehauene, Inſchrift:

Si, viator, quis ſim, quidve portem, quaeris?
Fons ſum Divae Eliſabethae,
Terram matrem grato rigans fluxu,
Qua fagi, quercus, arbuſta, fruges
Et omne genus herbaceum provenit:
His cervi et ferae refectae de meis bibunt aquis.
His volucres recreatae ſitim ex me leniunt.
Sed quid inde ſentio commodi?
Grata omnia.
Quid enim ſpecioſo praedictorum aſpectu pulcrius?
Quid hac umbra gratius?
Quid aeris iſta temperie ſuavius?
Quid denique volucrum concentu iucundius?
Haec omnia praeclaro gratitudinis exemplo mihi cernis retribui.
Addo ego liquoris praeſtantiam,
Et blandos aquarum ſuſurros,
Itaque unus ex praecipuis dicor Haſſiae fontibus.
At quid amplius?
Me fruitur omnis Haſſiacae terrae gens,
Non plebeia tantum, ſed quaecunque e Regum,

Principum, Comitum, Nobilium et claritate excellentium prodit Profapia.

Auf der andern zur Linken befindlichen Tafel lieſt man die Fortſetzung:

Ex hac olim Diva Eliſabeth, Hung. Reg. filia, Landgr. Ludovici coniux, in pauperes munifica,

In quosvis clemens, humilis et patiens.

Devotis ad Deum precibus ardens ad me venit saepius,

Deoque, Naturae et mihi grata

Sacellum iuxta me poſuit.

Meque primum ſimplici ſtructura, Vt aevi iſtius ferebant mores, exornavit, Nomenque indidit

Eliſabethicum.

Poſt inter plurimos illuſtres

Huius poſteros illuſtriſſ. et potentiſſ. Princeps Ludovicus,

Magni iſtius Philippi, Heſſorum Macedonis, filius

Natalem cum ſuis Proceribus hilari fronte ſubinde celebrans,

Meis fruitur amoenitatibus,

Et otiolo, ob horum memoriam, avito exemplo urnam et ſolidum ſaxum ordine

Dorico et ionico elaboratum Anno Chriſti 1596. F F.

Haveto itaque Lector, et ſi meis et tu vis frui Commodis, ad ſuppoſitas Leges te componito.

Die hier erwähnten Geſetze ſind auf einer untern über dem Eingang angebrachten Tafel zu leſen, und lauten, wie folget:

Purus eito, nec me ſermonibus obſcoenis, corpore aut opere polluito, aut turbato ſaxum, aream,

Structuramve meam ne laedito, aeſtum, ſi urget, Hic vitato, ſitim extinguito, et lavato, murmure

Et ſuſurro reliquisque amoenitatibus fruitor: Denique *) Autorem meum celebrato!

*) So leſen die älteſten Chroniken, und auch Winkelmann in ſ. Heſſ. Chronik, S. 63. Gegenwärtig aber ſteht nicht Denique, ſondern Demque. Dieß rührt vermuthlich von einer neuern Ergänzung her, da man die halberloſchene Schrift wieder nachgegraben hat. d. V.

Zweifel gegen dieſe Meinung ſiehe in den Heſſiſchen Denkwürdigkeiten, Th. IV. 1. Abſch. S. 13.

d. H.

In einer, ſo viel die Natur beyder Sprachen zuläßt, wörtlichen Ueberſetzung möchte dieß alſo lauten:

Fragſt du, Wandrer, wer ich ſey, und was ich darſtelle?
Ich bin der Heiligen Eliſabeth Quell,
Tränkend mit dankbarer Welle mein Mutterland,
Welchem Buchen, Eichen, Geſträuche, Feldfrüchte,
Und zahlloſe Kräuter entſteigen:
Hirſch' und Wild verjungen ſich durch meine Fluth,
Neubelebte Vögel löſchen ihren Durſt aus mir!
Was aber hab' ich des Genuß'?
Alles Seelerhebende!
Denn was iſt ſchöner, als der herrliche Anblick des Erwähnten?
Was labender, als dieſer Schatten?
Was lieblicher, als dieſe Luftmilde?
Was endlich wonniger, als dieſer Einklang von Vogelſtimmen?
Dieß Alles wird mit rühmlichem Beyſpiel der Dankbarkeit mir zugeeignet!
Dem füg' ich bey mein köſtliches Waſſer
Und das liebliche Rauſchen ſeiner Fluth!

Drum werd' ich eine der erſten von Heſſens Quellen geprieſen.
Allein was weiter?
Mein genieſſet jeder Bewohner Heſſens,
Nicht bloß das niedre Volk, nein jeder Sproſſe
Aus königlichem, fürſtlichem, und gräflichem Geſchlecht
Oder edel durch den Ruhm ſeiner Verfahren.

---

Unter dieſen war weiland die Heilige Eliſabeth, Hungariens Königstochter,
Landgraf Ludwigs Gattinn, reich nur für die Armen,
Mild gegen alle, demüthig und duldend.
Voll heiligen Eifers beſuchte ſie mich oft, und baute,
Dankbar gegen Gott, Natur, und mich,
Neben mir ein Bethhaus, ſchmückte mich zuerſt
Nach Zeitgebrauch mit ſchlichtem Bau, und nannte mich Eliſabeth-Brunnen.
Unter vielen ihrer glorreichen Enkel hat nachher
Der ruhmvolle und mächtige Fürſt Ludwig,
Sohn des großen Philipps, jenes heſſiſchen Macedoniers,
Im Genuſſe meiner Anmuth

Seinen Geburtstag mit den Edlen des Hofes fröhlich
Und wiederhohlt bey mir gefeyert,
Auch deſſen zum Gedächtniß, folgend ſeiner Ahnmutter,
An meine Mündung ein Steinbecken und feſtes Gebäude,
Doriſcher und Joniſcher Ordnung, errichten laſſen,
Im Jahr Chriſti 1596.
Gehab dich wohl, Leſer! und lüſtern auch du
Meine Süſſigkeiten zu koſten,
Füge dich nachſtehenden Geſetzen!

---

Sey rein, entweih' und trüb mich nicht
Durch Zoten, Körper, oder That,
Meine Halle, Stein und Gebäu verletze nicht,
Gedrängt von Hitz' entfleuch hieher,
Löſche deinen Durſt und waſche dich,
Horch auf das murmelnde Geräuſch' und ſchmeck'
Alle übrigen Annehmlichkeiten,
Endlich aber preiſe meinen Erbauer!

Wenn bey dieſen Inſchriften das Latein nicht ſo ganz echt römiſch iſt, ſo ſind ſie darum nicht ohne Werth. Die beym erſten Anblick etwas ungewöhnliche Proſopopöie, da der Brunnen redend eingeführt wird, hat in der That ihre Annehmlichkeit: für eine lebhaftere Einbildung kann ſie dichteriſch werden. Aus dieſem Zuge, ſo wie aus der warmen und der Natur gemäßen Schilderung der reitzenden Gegend, leuchtet eine Feinheit der Empfindung hervor, die man in dieſem Zeitalter nicht zu ſuchen pflegt. Unſere Vorfahren, ehe die unglückliche Nachahmungsſucht ihren Geſchmack verſtimmt hatte, fühlten ſtärker, und dachten daher auch nicht ſelten beſſer. Eine Anmerkung, die ich in mehr andern Fällen gemacht habe, und die ſich überhaupt oft machen läßt! Außerdem enthalten dieſe Inſchriften Verſchiedenes, das zur Geſchichte dieſes Brunnengebäudes gehört, und daneben manchen Zug in dem Gemählde der Sitten dieſes Jahrhunderts aufhellt. Unſere Großen müſſen damahls noch nicht zu groß, und alſo glücklich genug geweſen ſeyn, um an den Schönheiten der Natur Geſchmack zu finden, weil, laut der Inſchrift, dieſer Brunnen ein Erhohlungsort für Perſonen vom erſten Range war:

Die Landgräfinn Eliſabeth, von welcher dieſer Brunnen den Nahmen hat, legte den erſten Grund zu ſeinem Gebäude, und beſuchte denſelben fleißig, während ihres Wittwenſtandes, um ſich in dieſer anmuthigen Einſamkeit dem helldüſtern Vergnügen religiöſer Gefühle zu überlaſſen. Ich wüßte auch in der That keine andere Gegend um Marburg, die ſo geſchickt wäre, die Seele in eine gewiſſe wonnevolle Melancholie zu wiegen. Der Ort, wo das oben erwähnte Bethhaus geſtanden hat, wird, nebſt einigen Reſten von Ruinen, noch oberhalb der Brunnengrotte im dichten Walde gezeigt. Eliſabeth ließ ein ſteinernes Pflaſter von Marburg bis an die Quelle oder das Bethhaus führen, wovon noch jetzt einige Spuren zu ſehen ſind. Das gegenwärtige Brunnengebäude aber iſt, wie die Inſchrift zeigt, vom Landgraf Ludwig zu Marburg im J. 1506. zum Andenken ſeines hier gefeyerten Geburtstags, errichtet worden.

Von dieſer Zeit an haben ſelbſt die Fürſten von Heſſen nicht ſelten in dieſer Gegend ihr Vergnügen geſucht, zumahl da dieſelbe reich an Wild und allerley Geflügel iſt. Beſonders aber fanden die Gelehrten dieſe ländliche Einſamkeit

zu allen Zeiten ſehr reitzend, und ſie wird auch noch jetzt von den zu Marburg Studirenden häufig beſucht; wiewohl freylich nicht immer des Denkens wegen. Hier iſt in jedem Betrachte der Ort, wo das Gefühl und die Denkkraft ſich zu neuer Thätigkeit ſammeln können. Der dunkle Wald erfüllt die Seele mit einer gewiſſen heiligen Ehrfurcht, indeß das Auge auf der Schönheit der vor ihm liegenden Ebene ruhet, deren Gegenſtände nicht zu weit entfernt ſind, um einförmig zu werden, aber auch nicht zu nahe liegen, um die feyerliche Stille dieſer Einſamkeit zu ſtören. Das Einzige, was man an der Ausſicht noch wünſchen könnte, wäre, daß der Horizont ſich irgendwo öffnen, und in eine unbegränzte Ferne verlieren möchte, welches, wegen des ſich ſanft erhöhenden Bodens nicht geſchiehet. — Es iſt zu verwundern, daß ſeit dem Jahre. 1527. wo Marburg anfing ein Muſenſitz zu heißen, die nahen Muſen hier noch keinen Dichter begeiſtert haben.

Was übrigens von dieſer Quelle und der heiligen Eliſabeth in den Legenden hin und wieder gefabelt wird, muß man den Wunderdichtern damahliger Zeit zu gut halten, und — ſtillſchweigend übergehen!

# IX.

## Die Perle und der Thautropfe.

Titania, die Königinn der Elfen, verlor eines Tags, bey einem Spaziergange früh Morgens, eine Perle aus ihrem Diadem, die nicht weit von einem blühenden Rosenbusche im Sande liegen blieb.

"Man vergleicht mich so oft mit dir, ich weiß nur nicht warum?" sprach ein Thautropfe, der im Busen einer halbaufgeblühten Rose glänzte, zur unbemerkten Perle am Boden.

"Ich glaube selbst, daß die Vergleichung nicht sehr passend sey," antwortete die Perle.

"Ich bin himmlischen Ursprungs," fuhr der Thautropfe fort, "ich labe die Königinn der Blumen, und werde hinwieder durch sie verschönert; selbst die Sonne leiht mir ihren Glanz, und spiegelt sich mit Wohlgefallen in meiner Klarheit. Wie bedaur' ich dich, Perle, unter dem Fuße des Wanderers! Aber freylich darf dein trüber Schein sich mit meinem Lichte nicht messen. Dich hat man aus dem Grunde des

Meers gehohlet, ich — ich bin das Kind der himmelgebohrnen Morgenröthe."

"Unter dem Fuße des Wanderers," erwiederte die Perle, "und auf Titaniens königlicher Binde bin ich mir selbst gleich; denn ich trage meinem Werth in mir."

Ein Wanderer kam, sah die Rose und den strahlenden Thautropfen in ihrem Busen. Er bewunderte die Schönheit der göttlichen Blume, und den lieblichen Thautropfen, der sein Silber mit ihrer Röthe mischte. Bald darauf erblickte er die bescheidene Perle, hob sie auf, und ließ sie in der nächsten Stadt in Gold fassen.

Indessen stieg die Sonne immer höher, ihre Strahlen wurden brennend, und verzehrten den Thautropfen noch vor der Mittagsstunde. Wenige Tage nachher war auch die Rose verblüht. —

Benebelt von Wollust, und stolz auf die Reize der Jugend setzte sich die eitle Rosalie über das unbemerkte aber wesentliche Verdienst hinaus. Ihre Schönheit verblühte. Die belebende Freude entfernte sich mit den Anbethern, und Rosalie war im strengen Laufe der Zeit bald vergessen.

Sappho und Karschin leben noch in den Werken ihres Geistes.

# X.

# Juſt Pöllner

## oder

## Abenteuer und Beſonnenheit.

Mit einer leichten Faſſungskraft, und mit nicht gemeinen Anlagen des Geiſtes verband Juſt Pöllner, aus deſſen Lebenslauf ich jetzt ein Bruchſtück erzählen werde, das Talent, in jeder Laune des Zufalls den Grund einer freyen Selbſthandlung zu finden. Es war ein Charakter, in welchem die Extreme einander berührten, und der eben darum zu jeder Unternehmung aufgelegt war, wo ein gewiſſes Schnellgefühl, verbunden mit raſcher Ausführung, entſcheidet.

Dieſer genialiſche Inſtinkt bedurfte nur einer ſorgfältigen Leitung ſeiner Kräfte, um auf Wegen, die der gewöhnliche Menſch nicht betritt, außerordentliche Wirkungen hervorzubringen. Allein das Glück, welches der Natur nicht immer entgegen kommt, hatte ihm dieſe Leitung verſagt.

Als der jüngste Sohn eines Leinwandhändlers in einer schlesischen Provinzialstadt, dem sein Vermögen Anspruch auf Wohlstand gab, hatte Pöllner das Studiren ergriffen — freylich mehr aus Hang für die so genannte akademische Freyheit, und eine glänzende Laufbahn, als aus Neigung für die Wissenschaften selbst. Die mühsame Erwerbung nützlicher Kenntnisse hatte minder Reiz für ihn, als die glückliche Kühnheit, welche die breite Heerstraße verläßt, und auf Nebenwegen in kürzerer Zeit und mit weniger Anstrengung das Ziel zu erklimmen strebt.

Mit den ausschweifendsten Erwartungen eines unternehmenden Kopfs, aber mit entschiedener Abneigung gegen alle Anstrengung, trat er also in die Welt; und die natürliche Folge davon war, daß er nach einem zweyjährigen Aufenthalt auf der Universität zu Leipzig sich selbst und die Hoffnung seiner Anverwandten getäuscht sah. Dieß war indessen noch nicht Alles.

Einem so gemischten Charakter fehlt es nie an mannigfaltigen Gelegenheiten, verführt zu werden, und in der Folge selbst zu verführen. Pöllner bestätigte diese Wahrheit von neuen. Ein Kopf, in dem sich die widersprechendsten Ideen ungesucht fanden und zu nie gesehenen

Formen ſammelten, und der alſo nach den Geſetzen der natürlichen Verwandtſchaft zwiſchen Allem, was in Raum und Zeit zu leich iſt, in einer günſtigen Lage die außerordentlichſten Wirkungen hervorbringen konnte — ein ſolcher Kopf, ſage ich, mußte durch die Folgen einer fehlerhaften Erziehung das Werkzeug unedler Leidenſchaften werden, und lange Zeit den Geiſtesadel eines von der Natur begünſtigten Charakters verläugnen.

Die Sittlichkeit zieht einen Schleyer über manche akademiſche Auftritte, wodurch Pöllner die Ausſicht zu einer ehrenvollen Verſorgung immer mehr von ſich entfernte, bis endlich der Bankerutt eines Handelshauſes in Warſchau auch die Vermögensumſtände ſeines Vaters zerrüttete.

Dieſer Schlag war zu hart für einen jungen Unbeſonnenen, der weder durch Grundſätze der Philoſophie, noch durch eine zweckmäßige Thätigkeit, gegen ein ſolches Schickſal gewaffnet war. Vergeblich ſah er ſich unter allen Freunden, die er bisher an den Buſen gedruckt hatte, nach einem Pylades um, der ſein Schickſal mit ihm theilen wollte, vergeblich unter allen Freundinnen nach einer Ariadne, die ihm den Leit-

faden gereicht hätte, um aus dieſem Labyrinth einen Ausweg zu finden.

Hülflos an einem fremden Orte den Vorwürfen ſeines Gewiſſens, und der Zudringlichkeiten zahlreicher Gläubiger ausgeſetzt, blieb ihm jetzt nichts übrig, als die mißliche Hoffnung, ein Glück, das er ſo muthwillig verſcherzt hatte, in den Verbindungen des Zufalls wieder zu finden. Die Klugheit des Lebens mißbilligt eine Erwartung dieſer Art: allein Pöllner beſaß bey einem Grade von Selbſtgefühl, der an Eitelkeit gränzte, eine gewiſſe Anſtelligkeit, eine Art von Welt- und Menſchenkenntniß, die ihm Muth einflößte. Er wußte die Schwächen der Menſchen zu berechnen, und ſelbſt aus der mißlichſten Lage Vortheil zu ziehen. Im Vertrauen auf dieſes Talent entſchloß er ſich, ſein Glück weiter zu ſuchen.

An einem neblichten Herbſtabend verließ er ganz ſtille den bisherigen Ort ſeines Aufenthalts, und wanderte, der Lenkung des Augenblicks überlaſſen, einem ungewiſſen Schickſal entgegen. Er nahm nichts mit, als was er unumgänglich nöthig zu haben glaubte, und hoffte alles Uebrige in der Verſchlagenheit ſeines Geiſtes zu finden. So gewagt dieſe Hoffnung war, ſo gehört doch

ein gewiſſes Maß von Talenten dazu, ihr in dem entſcheidenden Augenblick der Gefahr Raum zu geben. Auch täuſchte ſie unſern Mann nicht, wie die Leſer bald ſehen werden.

Die Nebel — ſowohl der natürliche, als der künſtliche, den die Furcht eingehohlt zu werden, hervorbrachte, war Schuld daran, daß Pöllner am fünften Tage nach ſeiner Auswanderung den Weg verlor, und in den Gebirgen, welche Sachſen von Böhmen trennen, ſeitwärts in einen tiefen Wald gerieth, wo er zwar der nahen Gottheit ſeines Führers, des Zufalls, bald inne wurde, ſich aber dadurch in ſeiner Hoffnung nicht ſonderlich geſtärkt fühlte. Die einbrechende Dunkelheit vereitelte jeden Verſuch, einen Ausgang zu finden, und die wachſende Furcht vergrößerte das Mißliche ſeiner Lage mit jedem Schritte, den er that. Das leiſeſte Getöſe war ihm ſchrecklich; ein zu lauter Fußtritt ſchien ihm laurende Räuber herbey zu locken.

Die erſchöpfte Natur behauptete endlich ihr Recht: die Schritte des Irrenden wurden langſam und abgebrochen, er ſtand endlich ſtille. Ermüdung, Einſamkeit und Nacht wirkten mit vereinten Kräften auf ſeine Phantaſie; die Muthloſigkeit ging in Betäubung über. Er

warf ſich auf den Boden, und erwartete, den Kopf gegen einen bemooſten Eichenſtamm gelehnt, mit Reſignation ſein weiteres Schickſal. Der ſüße Bändiger aller Sorgen, ein wohlthätiger Schlummer, drückte ihm bald die Augen zu; Pöllner ſchlief ſo ſanft, als ob er auf Roſen läge.

Er hatte etwa zwey Stunden in dieſem Zuſtande hingebracht, als ihn ein Geräuſch erſchreckte. Haſtig ſprang er auf, erhohlte ſich aber bald, als er fand, daß es bloß ein durch's Geſträuch ſetzender Eber geweſen war.

Der Vorfall, ſo unbedeutend es ſchien, hatte indeſſen ſeine Folgen. Pöllner, deſſen Blicke die Furcht geſchärft hatte, glaubte zwiſchen den Bäumen den Schimmer eines Lichts wahrzunehmen. Er ſchloß daraus auf die Nähe eines Dorfs, oder ſonſt einer menſchlichen Wohnung, und hatte das Herz, trotz aller Bedenklichkeiten, die ſich einer ruhigern Ueberlegung anbiethen mußten, dieſem unerwarteten Führer zu folgen.

Mit neu angeſtrengten Kräften arbeitete er ſich durch das Dickicht des Waldes, und wenn die Nerven ihm faſt ihre weiteren Dienſte verſagen wollten, ſo belebte der immer näher kommende Lichtſchein ſeinen Muth mit neuer Hoffnung. Endlich öffnete ſich die Ausſicht; er ge-

langte bald auf einen verzäunten Fußpfad, der, wie er zu ſeinem Vergnügen fand, nach einer mit vielen Lichtern erhellten Wohnung führte.

Muthig ging er nun immer vorwärts; das Nachdenken ergriff ihn nicht eher, als etwa hundert Schritte vor der weitoffnen Thüre des Hauſes, dem er ſich näherte. Plötzlich ſtand er ſtille. Er ſah eine ganz einſame Wohnung, deren verdächtige Außenſeite noch durch die hinter ihr hervorragenden Ruinen eines alten Bergſchloſſes verſtärkt wurden. Alles, was eine durch Erzählungen von Räuberwohnungen aufgeregte Einbildung Abſchreckendes hat, ſtand vor ihm: allein der Gedanke, daß er nichts zu verlieren habe, flößte ihm neuen Muth ein, und als er näher kam, zerſtreute das Rauſchen eines Mühlrades alle ſeine noch übrigen Zweifel. Ueberdieß gab ihm ein ausgehängtes Schild zu erkennen, daß hier für die Bedürfniſſe der Menſchen auf mehr als eine Art geſorgt werde.

Er trat entſchloſſen zur Thür hinein, und fragte nach dem Herrn des Hauſes. Niemand ſchien ſich um ihn zu bekümmern. Eine gewiſſe Emſigkeit, und die feſtliche Kleidung aller Perſonen, die er erblickte, ſpannte ſeine Aufmerkſamkeit. Ein junger Bauerburſch, an den

er die Frage zum andern Mahle that, maß ihn mit einem finstern Blick, und ging darauf in ein Zimmer, dessen Thür an den Hausherden stieß.

Es währte nicht lange, so trat ein wohlbeleibter Mann in blauem Kamisol und weißer Schürze heraus. Er hielt in der einen Hand ein großes gefülltes Bierglas, auf dem oben ein Stück Kuchen lag, und nachdem er mit der andern die rothe Pelzmütze ein wenig gelüftet hatte, sprach er in einem gewissen selbstzufriedenen Tone: "So spät noch ein neuer Gast? Nu, ein Labetrunk bringt Gottslohn, da nimm Er! Heute soll sich Alles in meinem Hause freuen, es ist Verlobungstag meiner Gretel, daß Er's weiß. Aber Seppperment, welch ein Aufzug! Er sieht ja wie mein Nußbaum am Aller Heiligen Tag, und ist von Dornen ganz zerfetzt. Was ist Ihm leids geschehen?"

Unser Abenteurer nahm den Kuchen an, leerte das Glas, und gab es darauf dem freundlichen Wirthe mit den Worten zurück: "Wenn Sie ein Mahl — welches ich Ihnen aber gar nicht wünschen will — in den Fall kommen sollten, nach einer Verirrung im Walde, von Furcht, Hunger und Durst entkräftet, den

Werth einer ſolchen Labung zu fühlen, kann erinnern Sie ſich an die Größe meiner Dankbarkeit. Jetzt aber, Herr Wirth, muß ich Sie noch um eine andere Gefälligkeit bitten."

Auch damit hat mich Gott geſegnet! ſprach der Wirth, indem er ſeine Mütze auf ein Ohr ſtieß, und einen ledernen Geldbeutel hervorzog, mit dem er klingelte.

"Das nicht, mein Freund! Ich habe jetzt ein dringenderes Bedürfniß; ich bitte Sie nur auf eine einzige Nacht — — —"

Um ein hübſches Mädchen? Warum nicht gar? —

"Nein, hören Sie mich doch! Ich bitte ſieß — — —"

Nu, warum denn ſonſt? (Er hielt den Beutel empor).

"Um Obdach und Quartier bis morgen."

Der Wirth beſann ſich ein wenig, ſchüttelte den Kopf, und ſchien unentſchloſſen. Endlich ergriff er den Fremden bey der Hand, drückte ſie treuherzig, und ſprach: "Erſt muß Er — — was mach ich doch? erſt müſſen Sie, Herr, an der Freude meines Hauſes Theil nehmen; und dann — — und dann — — wenn Sie ſich nicht fürchten — — gibt's auch wohl noch ein

Ruheplätzchen. Da droben iſt noch ein unbeſetztes Zimmerchen. Aber, hört — —, hören Sie wohl? Wann Sie ſich nicht fürchten! Daß Sie das thun werden, denk' ich nun eben nicht; denn die Wahrheit zu ſagen, Sie ſcheinen mir ſo ein Gelehrter zu ſeyn, vor dem die Geſpenſter mehr Reſpekt haben, als vor unſer einem. Jetzt näher herein!"

Ohne weitere Umſtände führte der Wirth ſeinen Gaſt in ein Zimmer, wo eine Geſellſchaft von Männern ſich mit Kartenſpielen beſchäftigte, indeſſen in dem daran ſtoßenden Gemache wacker getanzt wurde. Pöllner begnügte ſich, ſeine dringendſten Bedürfniſſe mit den dargebothenen Erfriſchungen zu ſtillen, indem er nebenher den Beobachter machte. Erſt jetzt fielen ihm die letztern Worte des Wirths auf, der ſich unterdeſſen im Gewühle verloren hatte. Er konnte nicht begreifen, was hier verachtlicher Geſpenſter wegen zu fürchten ſeyn ſollte, beſchloß aber, auf alle Fälle den vermutheten Aberglauben zu benutzen.

Man lud ihn ein, an dem Vergnügen des Tanzes oder des Spieles Theil zu nehmen; allein ſeine Nerven und ſein Geldbeutel waren gleich ſtark entkräftet, welches bey einem länd-

lichen Gelage sowohl, als im Redoutensaal und am Pharaotisch, ein schlimmer Umstand ist. Er bediente sich der Entschuldigungen, welche ihm seine Lage darbot, mit so vieler Gewandtheit, daß man nicht weiter in ihn drang.

Indessen hatte der Wirth die Bitte des Fremden um ein Nachtquartier, und daß er ihn in dem bewußten Stübchen oben schlafen lassen wolle, überall bekannt gemacht. Pöllner war eben im Begriffe sich zur Ruhe zu begeben, als ein ehrbar gekleideter Mann, der bisher in einem Großvaterstuhle sein Pfeifchen ruhig geraucht hatte, zu ihm trat und ihn folgender Maßen anredete:

"Sie glauben wohl, mein Herr, an unserm Hauswirth einen sehr aufrichtigen Mann gefunden zu haben?"

Ich wüßte nicht, was mich anders zu denken bewegen könnte, gab Pöllner mit einer Art von Befremdung zur Antwort.

"Und doch wär's ein möglicher Fall, daß Sie sich irren," fuhr der Unbekannte fort. "Sie trauen ihrem Manne, weil er freundlich und, wie es scheint, wohlhäbig ist. Aber ich sage Ihnen: Traue, schaue, wem? Sie kamen aus der Irre, er nahm Sie auf, er that noch mehr —

er nöthigte Sie, Theil an der Freude ſeines Hauſes zu nehmen. Alles gut! Aber das Nachtquartier, eben in dem einzigen noch unbeſetzten Zimmer zur linken Hand? — Freund, bedenken Sie das Heil Ihrer Seele!"

Böllner ſtutzte. Sollt' es möglich ſeyn, ſprach er, daß ich mich hier unter verdächtigen Leuten befände?

"Das nicht; aber das Stübchen da eben — — — Freund, Freund, bedenken Sie das Heil Ihrer Seele!"

Unſer Mann, noch mehr betroffen, drang mit Macht in den Unbekannten, ſich deutlicher zu erklären.

"Glauben Sie Geiſtererſcheinungen?"

In gewiſſem Sinne — ja!

"Nun ſo wiſſen Sie denn, daß jenes Zimmer, welches man Ihnen zum Nachtlager angewieſen hat, in dieſer Rückſicht beſchrien, und daher unbewohnbar iſt."

So? Laſſen Sie mich den Grund hören!

"In den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges hatte dieß Haus einem Edelmanne zur Wohnung, nachdem ſeine Burg, wovon auf dem nahen Berge noch die Ueberreſte zu ſehen ſind, ein Raub der Flammen geworden war. Dieſer

Edelmann hatte eine ſchöne Tochter mit Nahmen Judith. Ein junger Offizier von dem kaiſerlichen Heere verliebte ſich in ſie, und fand Mittel, ihr nächtliche Beſuche zu geben. Die ſeidene Strickleiter, durch deren Hülfe er in Fräulein Judiths Zimmer ſtieg, wird noch gezeigt. Eine geraume Zeit blieb dem Vater dieß Liebesverſtändniß verborgen, bis thätige Aufmerker ihm den ganzen Handel entdeckten. Er ward wüthend, verbarg aber ſeinen Zorn, um die im Stillen bereitete Rache deſto mehr zu ſichern. Eines Tags gegen Mitternacht, als er durch ſeine Kundſchafter von der Anweſenheit des Liebhabers verſichert war, ging er, einen Dolch in der einen, ein Wachslicht in der andern Hand, nach dem Zimmer ſeiner Tochter. Er trat hinein, ſah, und — die beyden Liebenden fielen durch den Dolch des erzürnten Vaters."

Die Geſchichte (erwiederte Völkner ganz kalt,) iſt ihrem Zeitalter vollkommen angemeſſen. Aber wozu das jetzt? Glauben Sie mich in Gefahr, von einem erzürnten Vater überfallen zu werden? Es wird keine ſchöne Judith bey mir ſeyn!

"Hören Sie weiter! Der grauſame Vater fiel bald darauf in eine hitzige Krankheit, und

ſtarb im Wahnſinn. Seitdem erſcheint er jede Nacht in dem erwähnten Zimmer, den Dolch in der einen, ein Wachslicht in der andern Hand. Er kommt immer aus der Gegend jener zerſtörten Burg, und kehrt auch wieder dahin zurück, wie die Hirten in mondhellen Nächten beobachtet haben. Keine Thür, wäre ſie noch ſo feſt verſchloſſen, kann ihn aufhalten. Einige Reiſende, die keck genug waren in dem unſichern Zimmer zu ſchlafen, fand man am nächſten Morgen erſtarret. Kaum daß man ſie in das Leben zurückbringen konnte, wo ſie dann erzählten, daß ein langer ſchwarzgekleideter Mann, ein brennendes Licht in der Hand, vor ihr Bett gekommen ſey, und ſie mit gezücktem Dolche gefragt habe: ob ſie ein Mädchen liebten, welches ſchön wäre, und einen unglücklichen Vater hätte? Niemand hat daher ſeit vielen Jahren in dieſem Zimmer ſchlafen wollen. Mit Ihnen aber gedenkt unſer leichtſinniger Wirth eine neue Probe zu machen. Er hat ſo ſeine Launen; aber, Freund, ſeyn Sie auf Ihrer Hut, und auf alle Fälle — denken Sie an mich!"

Pöllner, deſſen ganzer Sinn für Erzählungen dieſer Art nicht ſehr empfänglich war, ſah bald, daß er einen Myſtiker vor ſich habe, deſ-

ſen Glauben an Geiſtererſcheinungen zu beſtreiten eben ſo vergeblich, als — wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch die Seele — den Vortheilen, die er aus dieſem Umſtande ziehen konnte, entgegen ſeyn würde.

Durch geſunden Verſtand, noch mehr aber durch jene Art von Menſchenkenntniß, welche mit einem freyen akademiſchen Leben verknüpft zu ſeyn pflegt, gegen alle Schreckbilder des Aberglaubens gerüſtet, baute Pöllner auf die Erzählung des Unbekannten einen Plan, zu deſſen Ausführung ſich alle Umſtände vereinten. Er ſchloß richtig, daß bey dem geringſten Anſchein eines Geiſterbeſuchs die allgemeine Stimmung zur Freude durch plötzlichen Uebergang den Schrecken erhöhen, und eine Verwirrung erzeugen würde, die ihm in ſeiner gegenwärtigen Lage mehr als eine Ausſicht, ſein Glück zu verbeſſern, darbot.

Ihre Erzählung, mein Herr, iſt ſchaudernd (ſprach er nach einer langen Pauſe); ſie müßte jeden andern muthlos machen, mich aber kann ſie nicht abſchrecken.

"Wie? mein Herr, Sie wollen — — —"

Ich will nichts, als was ich mit völliger Sicherheit wollen kann. Sie waren aufrichtig

gegen mich, ich erkenne mit Dank Ihr Wohlwollen, und um Ihnen davon einen Beweis zu geben, will ich auch meiner Seits zutraulich gegen Sie seyn. Vernehmen Sie ein Geheimniß, das ich sonst im Innersten meines Herzens verwahre! Ich bin der letzte von sieben Geschwistern, und am siebenten Tage des siebenten Monaths im Jahre gebohren. An diesen Umstand knüpften, wie Sie wissen werden, die Gestirne das Vermögen, die Geister nicht nur ohne Furcht zu sehen, sondern auch über sie zu herrschen, und ihnen sowohl Erscheinung als Entfernung zu gebiethen. Ein Talisman, den ich zu dem Ende bey mir führe, sichert und verstärkt diese Kraft noch mehr. Kurz, mein Herr, ich bin sehr müde, seyn Sie meinetwegen ohne Sorgen, und stören Sie nicht das Vergnügen der Gesellschaft. — He! Jungfer im hellblauen Mieder da, ein Licht! — Gute Nacht, bis auf Wiedersehen!

Mit diesen Worten ging Pöllner hastig die Treppe hinauf, nach dem ihm bezeichneten Zimmer. Niemand hatte das Herz ihm zu folgen. Die Verwegenheit des Fremden verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Gesellschaft, ohne jedoch den Freudetaumel merklich zu stören.

Man fand den Einfall des Wirths drollig, und eine Starkgeisterey dieser Art reif zur Züchtigung.

Völlig entschlossen zu der Rolle, die er jetzt spielen wollte, trat Völner in das verrufene Zimmer, und sah sich nach allen Seiten um. Die Natur behauptete ihr Recht; ein geheimer Schauder ergriff ihn beym Anblick mehrerer Gegenstände, die selbst eine nicht unbewachte Vernunft erschüttern konnten.

Auf einem mit grünem Tuche bedeckten Tische stand ein metallenes Kruzifix, nebst einem Todtenkopfe. Daneben lag ein grosses schwarz eingebundenes Buch mit messingenen Beschlägen, die aber grün angelaufen und kaum für Metall zu erkennen waren. An den Wänden herum hingen verschiedene alte Waffen und Abstungen. In einer Ecke stand eine längliche Kiste mit darin steckendem Schlüssel, und daneben in einem Alkoven ein ordentlich gedecktes, aber vor Alter ganz unscheinbares Bett. Kurz, Alles verkündigte einen Ort, den seit mehrern Menschenaltern der Aberglaube zu betreten nicht gewagt hatte.

Indessen war der Eindruck, den alle diese Gegenstände auf unsern Abenteurer machten, nur vorübergehend. Seine Imagination, genährt

durch das Lesen guter und schlechter Ritterbücher, war mit Gegenständen dieser Art schon vertraut, und er erhohlte sich bald vom Schauder des ersten Anblicks. Nachdem er das Licht auf den Tisch gesetzt hatte, warf er sich in einen Armsessel, um über seinem Plane zu brüten, und die zur Ausführung desselben bestimmte Mitternachtsstunde abzuwarten. Ein balsamischer Schlummer entfernte bald mit dem Bewußtseyn alle noch übrigen Reste von Furcht.

Er hatte nur eine kurze Zeit in diesem Zustande hingebracht, als ein heftiges Zuschlagen der Stubenthür, das sich in ein rollendes Gebäse verlor, den Sicheren weckte. Er sprang vom Stuhl auf, und suchte mit ängstlichen Blicken den Gegenstand, den er scheute. Aber nirgends war eine Spur eines belebten Wesens. Endlich zog der Tisch seine Aufmerksamkeit an. Das Buch war aufgeschlagen, neben dem Todtenkopfe stand ein kleiner mit Blut angefüllter Becher; ein blinkender Dolch lag auf der andern Seite.

Einer schüchternen Einbildung würden diese Merkmahle hinreichend gewesen seyn, die Nähe eines Geistes außer Zweifel zu setzen: allein Böllner, den die Erfahrung mit den

Krümmen der menschlichen Verschlagenheit bekannt gemacht hatte, zog daraus Schlüsse von ganz anderer Art. Das aufgeschlagene Buch reizte seine Neugierde. Er las, und fand, daß es in einer veralteten Sprache eine spanische Rittergeschichte enthielt, worin viel von Meluſinen und verwünschten Königstöchtern vorkam. Das Buch war mit Holzschnitten geziert, die Alles darstellten, was eine regellose Phantaſie erschaffen kann. Allein das Merkwürdigste war ein schlechtes Gemählde, welches hinten eingeklebt war, und einen Ritter in altdeutscher Tracht mit einem Dolch in der Hand vorstellte — gerade so wie man ihm das Gespenst beschrieben hatte.

Pöllners Blicke forschten nun weiter umher. Er öffnete die Kiſte, und entdeckte recht nach seinem Wunsch eine Sammlung alter Kleidungsstücke. Bey weiterem Suchen fand er mehrere Kleinodien, die er wohlbedächtlich zu sich nahm. Besonders schien ihm ein goldner Fingerring mit einem feuerrothen Tafelsteine zu seinem Vorhaben sehr bequem. Die Ideen zur Ausführung seines Plans hatten sich allmählich geordnet; jeder Rest von Bedenklichkeit war verschwunden, und der Glockenschlag zwölf erinnerte ihn, daß keine Zeit mehr zu verlieren sey.

Er zog eine ſchwarze Ritterkleidung an, deren goldene Beſetzungen vor Alter faſt allen Schein verloren hatten. Um den Hals hing er eine doppelte metallene Kette, und gürtete ſich mit einer weißen Scherpe, die mit gelben Schnüren umwunden war. Alsdann rieb er ſich das Angeſicht mit Kalk von der Mauer, bis es eine völlige Todtenbläſſe erhielt. Endlich ſetzte er ein ſchwarzes Barett mit Federn auf, die ihm tief in das Geſicht hingen.

So ausgerüſtet nahm er den auf dem Tiſche liegenden Dolch in die rechte, ein vorgefundenes Wachslicht in die linke Hand, und ſchlich ſachte die Treppe hinab.

Die Stille der Nacht begann im Hauſe zu herrſchen; die laute Freude des Tanzzimmers ſchwieg, und der balſamiſche Schlaf ſtärkte die Nerven nicht zu neuen Genüſſen. Nur die Geſellſchaft am Spieltiſche ſchien das Fortrücken der Zeit nicht zu bemerken, und wurde durch Gewinn oder Verluſt in immer gleicher Thätigkeit erhalten. Pellner ſchlich durch die halboffne Thür, und blieb in einer kleinen Entfernung vom Spieltiſche ſtehen. Niemand bemerkte ihn, denn aller Augen waren auf das Spiel geheftet, und ein dicker Tabaksnebel, der das Zimmer

erfüllte, gestattete kaum einige Schritte weit deutlich zu sehen.

Plötzlich unterbrach Völlner die Stille, indem er mit hohler Stimme rief: "Ist hier keiner, der ein Mädchen liebt, welches schön ist, und einen unglücklichen Vater hat?" Die Gesellschaft fuhr vor Schrecken zusammen. "Der Geist!" riefen alle zugleich, und flüchteten durch verschiedene Thüren, ein jeder so gut er konnte.

Der vermeinte Geist, welcher diesen Schrecken und seine Folgen im voraus berechnet hatte, nahm Alles, was er auf dem Tisch an baarem Gelde, Dosen, einigen Taschenuhren und mit Silber beschlagenen Tabakspfeifenköpfen fand, zu sich, und schlich mit dieser nicht unbeträchtlichen Beute ganz unbemerkt wieder auf sein Zimmer. Hier verbarg er Alles in die Taschen seiner Kleider, und warf sich alsdann ganz ohne Sorgen auf das Ruhebett, wo er bald einschlief. Kein Geist, und — was in manchen Fällen einerley ist — kein schreckhafter Traum störte diesen Schlummer; es war hoch am Tage, als er erwachte.

Der Schrecken hatte sich indessen durch das ganze Haus verbreitet, und eine sehr gemischte Gruppe von Menschen im Wohnzimmer zusam-

zusammengedrängt. Man theilte sich einander seine Gedanken und Empfindungen mit, man erschöpfte sich in Muthmaßungen, und man würzte das Gespräch mit Erzählungen von Geistererscheinungen, deren immer eine schauderhafter war, als die andere. Niemand getraute sich das Zimmer zu verlassen, dessen mahlerische Darstellung eine ganz artige Aufgabe für einen Hogarth gewesen seyn würde.

Als endlich der anbrechende Tag mit den Schatten auch die Furcht vor dem Geiste verdrängte, sammelten sich das Bewußtseyn, und ging nach den verschiedenen Launen der Anwesenden in eben so verschiedene Aeußerungen über. Einige erlaubten sich über das Vorgegangene zu scherzen; — denn die fröhliche Stimmung des vorigen Tages wollte ihre Rechte nicht so geschwind aufgeben; die Gesetztern aber theilten sich einander ihre Gründe für und wider die Möglichkeit der Geißtererscheinungen mit.

Allmählich wurde die Unterhaltung lebhafter; der erste und letzte Gedanke des Gespräches aber war immer der Fremde und sein Schicksal in dem verrufenen Zimmer. Der Wirth, durch das Vorgegangene nicht wenig niedergeschlagen, empfand zwischen Furcht und gespannter Erwar-

tung eine nagende Reue, seinen Gaſt zu dieſem Schritte bewogen zu haben. "Aber ich ſagt's ihm ja vorher," ſprach er endlich mit einer Art von Unwillen; "wenn ein Tollkühner in die Grube fällt, die ich ihm gezeigt habe, iſt's denn meine Schuld?"

Er hatte dieſe Worte noch nicht völlig ausgeſprochen, als Pöllner mit ſorgloſem Anſtand in das Zimmer trat, und der Geſellſchaft einen guten Morgen wünſchte. Alle ſahen ſich untereinander an, und niemand wollte zuerſt reden.

"So ſind Sie mir doch mit heiler Haut davon gekommen?" nahm endlich der Wirth das Wort auf; "aber ich dacht's wohl, daß Sie mehr wiſſen, als unſer einer! Der Talismann, den Sie da am Finger haben, erklärt mir das Alles. Bravo, Herr Wundermann! Aber den Schrecken vergeß ich mein Lebtag nicht."

Hat ſich der Geiſt im Hauſe blicken laſſen? fragte Pöllner mit anſcheinender Befremdung.

"Sie fragen noch?" erwiederte einer der Anweſenden; "unſer Glück und unſer Unglück war's, daß er bald wieder verſchwand."

Ihr Unglück?

"Freylich; unſre Beutel, Uhren und Doſen ſind mit verſchwunden!"

Ich will nicht hoffen — oder Sie belieben zu ſcherzen.

"Nein, man iſt bey ſolchen Anläſſen nicht zum Scherzen aufgelegt. Der Vorfall war kein Spaß, und wahrſcheinlich kamen wir mit einem blauen Auge noch wohlfeil davon. Es war tief in die Nacht, wir dachten nichts Arges, als uns die Donnerwerte aufſchreckten: Iſt hier keiner, der ein Mädchen liebt, welches ſchön iſt, und einen unglücklichen Vater hat? Wir ſahen uns um — dicht vor uns ſtand der Geiſt mit aufgehobenem Dolche. Sinnlos ſtürzten wir zur Thür hinaus. Wo unſre Beutel, Uhren und Doſen geblieben ſind, wird der Geiſt wiſſen."

Brauchen die Geiſter auch Gold und Silber?

"Sie müſſen wohl; wo nähmen ſie ſonſt das Gold her, das ſie ihren Vertrauten bringen?"

Nun, ſo muß ich wenigſtens keiner ihrer Vertrauten ſeyn, denn der Geiſt hat mir nichts gebracht. Aber dieſer hier (er zeigte den vermeinten Talisman) hat mich wenigſtens gegen ſeine Mißhandlungen geſchützt.

"Sie haben — — —"

Nicht in's Wort gefallen! Im Vertrauen auf die Kraft meines Ringes legt' ich mich sorglos in das gefährliche Bett, und schlief bald ein. Es währte nicht lange, so schreckte mich ein Lichtschein, der das ganze Zimmer erhellte. Zugleich schallten mir die Worte in die Ohren: Lichst du ein Mädchen, welches schön ist, und einen unglücklichen Vater hat? Ich fuhr auf, sah den Geist, und hielt ihm meinen Talisman entgegen. Sein Dolch, der vorhin schwefelblau glühte, verdunkelte augenblicklich; der Geist sandte mir einen zürnenden Blick, und verschwand. Ich glaubte ein rollendes Getöse zu hören, das sich die Treppe hinab zog. Was weiter vorgefallen ist, wissen Sie. Von meinen Sachen vermiß' ich nichts; aber freylich bin ich auch nicht reicher geworden. Fast hätt' ich Lust, es noch eine Nacht in dem Zimmer zu wagen; vielleicht bringt mir der Geist etwas von den Schätzen, die er nicht braucht. Ich würde dann wenigstens im Stande seyn, meinem wohlthätigen Herrn Wirth auf eine mehr wesentliche Art zu danken.

"Das sollen Sie mir hübsch bleiben lassen!" sagte der Wirth, indem er Pöllnern eine Faust ballte. "Durch Ihren Talisman haben Sie

mir den Geiſt in das Haus herunter gejagt, um meinen Gäſten die Taſchen zu leeren. Ich denke, Sie wollen mir in der nächſten Nacht die Sparthalerchen aus dem Kaſten hohlen laſſen, und mich damit bezahlen. Ei, ſchönen Dank! Uebernachten können Sie, denn noch iſt Platz in meinem Haus: aber droben ſchlafen ſollen Sie mir nicht — es ſey denn, daß Sie mir den Geiſt ganz aus dem Hauſe bannen. Thun Sie das — ein ſilberner Becher, auf dem die drey Weiſen aus Morgenland ſtehen, iſt Ihr; und hätt' ich noch ein Mädchen, topp! da kämen meine Gäſte bald wieder zuſammen, und Sie wären mein Tochtermann!"

Man belachte dieſen Einfall des Wirths, dem der unerwartete gute Ausgang der Sache ſeine jovialiſche Laune wieder gegeben hatte; Pöllner aber bezeugte eine verſtellte Verwunderung darüber, daß man ihn nicht noch einmahl oben ſchlafen laſſen wolle. Als indeſſen die ganze Geſellſchaft dieſer Aeußerung des Wirths beytrat, ſchien er nachzugeben, und ſchloß mit der Verſicherung: daß er bey dieſen Umſtänden die Güte ſeines Wirths nicht mißbrauchen, ſondern ſeinen Weg weiter fortſetzen werde.

Dem Wirth und seinen Gästen war dieses Erbiethen nicht unangenehm; denn bey allem Schein von Herzlichkeit konnte man sich heimlich nicht verhehlen, daß der Fremde der alleinige Freudestörer und Ursacher der Erscheinung des Geistes gewesen sey. Es blieb also bey allgemeinen Versicherungen, daß man ihn gern noch länger sehen würde, deren wahren Sinn Pöllner zu gut begriff, als daß er sich in der Wahl seiner Maßregeln hätte irren sollen.

Allmählich begann die wiederkehrende Freude die Schrecken der vorigen Nacht zu überstimmen; alle Furcht verschwand, nur das Andenken an die Beutel, die Dosen und die Uhren hatte tiefere Wurzeln geschlagen. Pöllner, dem — wiewohl aus ganz andern Gründen — dieser Umstand nicht weniger Nachdenken verursachte, hielt für gut, nach eingenommenem Mittagsmahle sich der Gesellschaft zu empfehlen. Er dankte dem Wirth für seine Güte, und gab ihm einen Medaillon von Bronze, den er in der oben erwähnten Kiste gefunden hatte. "Lassen Sie," sprach er, "diesen Schaupfennig durch eine reine Jungfer unter die Thürschwelle des unsichern Zimmers legen, so wird sich der Geist

nicht weiter blicken laſſen.“ Alsdann trat er ſeine weitere Wanderſchaft an.

Er hatte ſich gegen Erwarten verſpätet, und ſchon glühte der Abendhimmel über den Ruinen des zerſtörten Schloſſes. Indeſſen ging er, dem Zufall und ſeinen Gedanken überlaſſen, eine geraume Strecke fort, bis ihn das Geſchrey einiger aus dem alten Gemäuer hervorſtöbernden Eulen aufmerkſam machte. Der Anblick der Ruinen regte ſchnell einen Gedanken in ihm auf, der ſich aus den Begebenheiten des vorigen Tags ungezwungen entwickelte, der aber, um wirkſam zu werden, erſt die Dazwiſchenkunft des Zufalls nöthig hatte. Die allgemeine Volksſage, und was ihm ſelbſt im Schlafzimmer begegnet war, ließ ihn dieſen Ort als den Schlupfwinkel einer Räuberbande betrachten, der durch verborgene Gänge mit der Wohnung des Wirths zuſammen hange, und dadurch alle das Spukwerk hervorbringe.

Die Nähe eines ſo verdächtigen Orts und die hereinbrechende Nacht erinnerten ihn an ſeine Gefahr. Er ſtand ſtille, und blickte zweifelhaft umher. Ihm zur Linken ragte der Kirchthurm eines Dorfs aus dem Gebüſche hervor. Froh über dieſe Entdeckung richtete er

seinen Gang dahin, als ihn eine menschliche Gestalt erschreckte, die aus der Waldung trat, und hastig auf ihn zuging. Es war ein Mann von untersetzter Statur, mit braungelbem Angesicht und wildem Blick. Er trug einen weißen blau aufgeschlagenen Rock, und auf dem Kopf einen wachstuchenen Jägerhut. Im Gürtel, an welchem ein breiter Pallasch hing, staken zwey Terzerolen; überdem war er mit einem dicken Knotenstock bewaffnet.

Diese Außenseite bezeichnete nur zu deutlich einen von den Söhnen der Nacht, die diese Gegend unsicher machten. Völlner sah, daß hier alle Gegenwart des Geistes nöthig sey; er hatte Sachen von beträchtlichem Werthe bey sich, und war unbewaffnet. Ohne den mindesten Schein einer Verlegenheit lenkte er durch eine unmerkliche Wendung seinen Pfad nach den Ruinen des alten Schlosses hin.

"Wohin geht Dein Weg, Landsmann?" redet' ihn der Räuber an, als er ihm bis auf zwanzig Schritte nahe gekommen war. Völlner sah sich gleichgültig um, und antwortete kalt: — Nach einem Orte, wohin Du mir nicht folgen wirst! Der Räuber stutzte, und sprach nach einer Pause: "Doch wohl nicht nach dem

alten Neſte dort oben?" Warum nicht? (verſetzte Pöllner) ſchrecken dich die Geiſter der Nacht? Er bückte ſich bey dieſen Worten, und legte ſeinen Stab verſchiedene Mahl' und in einer ſolchen Richtung auf den Boden, daß dadurch ein Dreyeck abgebildet wurde. Alsdann dreht' er ſeinen Ring drey Mahl am Finger herum, und wandte ſich gegen den Räuber mit den Worten: "Landsmann, ich habe von dem Wirth in jener Mühle Wohlthaten empfangen; aus Dankbarkeit verſprach ich ihm, ſein Haus vor den Störungen liſtiger Gauner zu ſichern. Jetzt eil' ich Wort zu halten, mit mir iſt einer, der mehr vermag, als Menſchen."

Dieß geſagt ſah er ſcharf auf den Stein ſeines Rings, wie in einen Spiegel, und ging, nachdem er dem Räuber einen bedeutenden Blick zugeſandt hatte, nach dem alten Schloſſe zu, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern.

Betroffen und erſtaunt verfolgte ihn der Waldmann mit ſeinen Blicken, und hatte nicht das Herz ihn aufzuhalten, viel weniger etwas gegen ihn zu unternehmen. So wahr iſt es, dachte Pöllner, daß Verbrechen und Rohheit die Herrſchaft des Aberglaubens am ſtärkſten fühlen; die Furcht vor einer höhern, unſichtbaren

Macht hat den Räuber gänzlich entwaffnet, er zweifelte nicht, daß Pöllner einen Schwarzkünſtler vor ſich habe. Mit ſich ſelbſt und ſeinem Muthe zufrieden, ſchrieb er ſeiner Geiſtes-Gegenwart ſeine Befreyung aus dieſer Gefahr zu. Indeſſen hatte ihm der Zufall mehr Dienſte geleiſtet, als er ſelbſt wußte.

Ruhig ging er ſeines Weges fort, und vermied ſorgfältig, ſich umzuſehen. Erſt bey einer kleinen Krummung des Pfads wurde er ſeine Befreyung inne; der Räuber war in den Wald zurück gegangen.

Er überlegte nun, was weiter zu thun ſey. Die Nacht brach ein, die Ruinen des alten Schloſſes, denen er immer näher kam, wurden in eben dem Verhältniſſe mehr abſchreckend, und die Furcht, die er ſo eben einem andern einzuflößen gewußt hatte, übte nur ihre Herrſchaft über ihn ſelbſt aus. Unmittelbar umzukehren, war in jedem Betrachte mißlich, weil der Räuber es bemerken, und andere Maßregeln ergreifen konnte. Er beſchloß alſo, auf dem gegenſeitigen Abhange des Bergs einen Weg zu ſuchen, und waffnete ſich mit Muth gegen den Anblick des alten Gemäuers, wo die Ueberreſte dunkler Kreuzgänge und gähnende Schlünde mit jedem

Schritte den Gedanken an eine Räuberhöhle aufregten.

Nach vieler Mühe und überſtandener Furcht gewann er die Gegenſeite des Bergs, auf welcher zu ſeinem Vergnügen ſich ein Fuſspfad hinab wand. Er folgte dieſem neuen Führer, und gelangte bald durch ein kleines Gehölz auf einen offnen Platz, wo ein Obſt- und Gemüſegarten ihm die nahe Wohnung friedlicher Landbewohner anzuzeigen ſchien. Nicht lange, ſo fiel ihm zwiſchen hohen Nußbäumen der Schimmer eines Lichts in die Augen, auf den er entſchloſſen zuging.

Er gelangte bald vor das äußere Thor einer iſolirten Meierey, und klopfte an. "Wer da?" rief ihm eine rauhe Stimme entgegen, die ihn nicht wenig erſchreckte. Auf die Antwort: "Ein Freund, der ſich verirret hat, und hier weitere Auskunft ſucht," wurde das Thor geöffnet, und Pöllner trat ein. Was ihm ſogleich auffiel, waren mehrere Huſaren, die ſich mit Abſatteln und Füttern ihrer Pferde beſchäftigten. Dieß machte ihm Muth, indem alles Uebrige ſehr verdächtig ausſah, und beſonders die Phyſiognomie des Hauswirths, welcher das Thor geöffnet hatte, nicht ſehr geſchickt war, Zutrauen ein-

zuſtoßen. Auf Pöllners Frage: ob er für Geld und gute Worte hier übernachten könne? antwortete der Hauswirth mit einem bloßen Kopfnicken. Dieſe ſtumme Zeichenſprache bemerkte der Ankömmling bey allen Hausgenoſſen, und hielt nicht ohne Grund dieſe Wohnung für einen Zufluchtsort von Räubern. Seine Furcht verſchwand indeſſen bald, als er in das Wohnzimmer trat, und an dem Befehlshaber des Husarentrupps unvermuthet einen alten Bekannten entdeckte.

Der Rittmeiſter von Moorfeld hatte ehedem das Gymnaſium zu Breslau beſucht, und daſelbſt Pöllnern als einen anſtelligen Kopf kennen gelernt. Verſchiedenheit der Erziehung und äußern Verhältniſſe — was ſonſt die Menſchen von einander zu entfernen pflegt — hatte, nach einer richtigen, aber nicht immer anerkannten pſychologiſchen Beobachtung, beyde mit einander vereint. Die Geſinnungen und wechſelſeitigen Beziehungen unter Freunden dürfen ſich nähmlich nicht über einen gewiſſen Punkt hinaus verähnlichen, wenn das Wohlwollen ungehindert wirken ſoll. Die Eigenliebe kann es nicht lang aushalten, ſich in einem andern zu genieſſen. Eben die Gleichheit der Geſinnungen und Ver-

hältniſſe, die bey der erſten Begegnung anzieht, ſtößt in der Folge zurück. Der junge Moorfeld fand daher in dem Umgange mit Pöllnern Erhohlung von dem Einförmigen eines überfeinen Geſchmacks; und indem jeder in dem andern an Bedürfniß zu befriedigen hatte, wurden ſie bald unzertrennlich. Die Erinnerung jener jugendlichen Freuden erwachte; ſie fielen mit einem traulichen: "Willkommen, alter Freund!" einander in die Arme.

Nach den erſten Aufwallungen zog der Rittmeiſter ſeinen ehemahligen Schulkamerad bey Seite in ein Nebenzimmer, und redete ihn darauf alſo an: "Pöllner, ich habe von Deinen Abenteuern gehört, du warſt immer ein Schooßkind des Zufalls, aber nie war Dir das Glück günſtiger, als an dieſem Abend. Wie darfſt Du's wagen, allein und unbewehrt in einem ſo berüchtigten Haus einzukehren? Ohne mich und meine Leute wärſt Du verloren."

Pöllner erzählte ihm hierauf die Begebenheiten des Tags, ſeine Flucht von Leipzig, und den Auftritt in der Mühle jenſeits des alten Bergſchloſſes. Der Rittmeiſter lachte, verſicherte ihn aber, daß er eine ſolche Farce in dieſem Hauſe nicht zum andern Mahle ſpielen werde;

es ſey hier nicht zu ſcherzen, und er ſelbſt würde auf ſeinem Streifzuge hier nicht eingekehrt ſeyn, wenn er ſich nicht durch ſeine Mannſchaft ſicher wüßte. "Dieſe Nacht" ſprach er, "wollen wir mit der nöthigen Vorſicht hier hinbringen, morgen bey meinem Abzuge wirſt Du mich begleiten. Deine Sicherheit hängt davon ab, und ich werde ſagen, Du habeſt Dienſte genommen."

Traun, ich wäre nicht abgeneigt, das Letztere wirklich zu thun (verſetzte Pöllner); Du zeigſt mir da einen Ausweg, auf den ich über lang oder kurz doch verfallen mußte. Eine Empfehlung von Dir, Freund, und ich dächte, ein wenig Geld und viel unternehmender Muth ſollten mich bey einem Freybataillon bald empor bringen.

"In Ernſt, Kamerad?" ſprach der Rittmeiſter, indem er Pöllnern auf die Achſel klopfte." "Nun, wir wollen zu ſeiner Zeit weiter davon reden; jetzt laß uns bey einem Abendeſſen, ſo gut es meine Leute bereiten konnten, alle Sorgen verbannen. Denkſt Du noch an den Horaz und ſeine goldnen Lebensregeln?"

O! die ſind mit Flammenſchrift auf meine Hirntafel geſchrieben.

Sie gingen hierauf beyde wieder in das Wohnzimmer, wo ihre Gesellschaft noch durch den Lieutenant der Schwadron vermehrt wurde. Man setzte sich zu Tische, und man überließ sich jetzt ganz dem Vergnügen der Geselligkeit. Bald äußerte der ungarische Wein, den der Rittmeister bey sich führte, seine wohlthätigen Wirkungen; man wurde laut, und man erzählte sich die bestandenen Abenteuer des Kriegs und Friedens, als ein ganz unerwarteter Auftritt die trauliche Unterhaltung störte.

Ein Fremder, der durch seine halb persische und halb sinesische Kleidung alle Blicke fesselte, trat in das Zimmer. Er trug einen Kaftan von dunkelvioletter Farbe, und auf dem Kopf eine spitz zulaufende Mütze von weißer Seide mit goldenen Sternchen durchwirkt. An der gelben Leibbinde, womit er gegürtet war, hing ein Beutel gleicher Farbe nebst einem reich gestickten Schnupftuche; auch stak darin ein Dolch, dessen Griff von Edelsteinen blitzte.

In diesem sonderbaren Aufzuge ging der Fremde, ohne die Gesellschaft anzusehen, nach dem Tisch, und setzte sich auf einen an der vierten Seite desselben schon bereit stehenden

Stuhl. Verwunderung mahlte ſich auf allen Geſichtern; Pöllner aber glaubte in der Phyſiognomie dieſes neuen Tiſchgenoſſen etwas Bekanntes zu finden, wiewohl er ſich nicht deutlich erinnern konnte.

Nach einer ziemlich langen Pauſe brach der Rittmeiſter das Stillſchweigen, und lud den Fremden höflich ein, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Keine Antwort erfolgte. Er redete ihn darauf in mehrern europäiſchen Sprachen an, aber immer vergeblich.

Man fragte ſich wechſelsweiſe durch Blicke, wie das Räthſel ſich endlich löſen werde, als der Fremde plötzlich ſeinen Dolch herauszog, und die entblößte Klinge mit einem kniſternden Stoß auf den vor ihm ſtehenden Teller ſtämmte. Er kehrt' ihn alsdann um: augenblicklich begann die Spitze desſelben zu rauchen, und bald darauf ſehr lebhaft zu brennen. Das Erſtaunen der Zuſchauer entfernte jeden Gedanken, ſich dieſe Erſcheinung natürlich zu erklären; ein geheimer Schauder war für den Augenblick der Ueberraſchung die einzige Empfindung. Pöllner ſammelte ſich zuerſt, und raunte dem Rittmeiſter in das Ohr: "Freund, ich wittere Plan, aber

ein Thor, der ſich fürchtet! Laß ſie die Farce ausſpielen, was gilt's, ich mache den Epilog?"

Hier unterbrach der dumpfe Glockenſchlag einer Wanduhr die bisherige Stille. Der Fremde ſtand auf, ſteckte den brennenden Dolch ein, und entfernte ſich mit den lakoniſchen Worten: "Es ſchlägt eilf, wir ſehen uns wieder!"

Die drey Freunde theilten ſich jetzt einander ihre Gedanken und Muthmaßungen mit, die alle mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit hatten, ungeachtet ihnen viel zur Gewißheit fehlte. Völlner, den ſein gewöhnlicher Scharfblick auch hier nicht verließ, behauptete, daß irgend ein verborgener Bund durch dieſe Gaukeleyen mehr ſich ſelbſt zu decken, als ihnen Schlingen zu legen ſuche, und daß man ſeine Maßregeln darnach nehmen müſſe. Die beyden Offiziere gaben ihm hierin Beyfall. "Trügt mich nicht Alles," ſetzte Völlner, der ſich erſt jetzt beſann, hinzu, "ſo war der Sino-Perſianer eben der, welcher mir heute bey dem alten Bergſchloſſe begegnete."

Das könnte ſeyn (ſprach der Rittmeiſter,) aber ich begreife nur nicht, wie er ſeinen Dolch brennend machte.

"Sehr natürlich!" verſetzte Völlner. "Haſt Du nicht das Kniſtern bemerkt, als er die Spitze

des Dolchs auf den Teller stieß? Die Klinge war hohl, und ein Paylaʼsches Lichtchen *) darin verborgen, das sogleich brennet, wenn man die Spitze der Glasröhre abbricht, in der es steckt. Kommen wir in's Freye, so will ich Dich mit der Natur dieser Erscheinung näher bekannt machen." Er zog hierauf eine Schachtel hervor, und zeigte den Offizieren einen so genannten Kanonenschläger, an welchem ein solches Lichtchen angebracht, und so eingerichtet war, daß, wenn man die Spitze abbrach, es nach einigen Minuten zünden, und einen starken Knall verursachen mußte.

Was machst Du damit? fragte der Rittmeister.

"Es ist," erwiederte Pöllner lachend, "eines von den Werkzeugen, die lustige Akademiker zu ihren Neckereyen nöthig haben."

Hebʼs wieder auf! (sagte jener) Du kannst vielleicht noch einen bessern Gebrauch davon machen. Er hatte wahr geredet, wie die Folge zeigen wird.

*) Wer die Eigenschaft dieser von Hrn. Payla in Turin erfundenen Lichtchen noch nicht kennet, lese die Beschreibung davon im Göttinger Taschenkalender für 1784., S. 60 fg.

Der Rittmeiſter rief hierauf einen ſeiner Leute, und befahl ihm die ausgeſtellten Poſten zu unterſuchen, und überhaupt für die nöthige Sicherheit Sorge zu tragen. Alsdann gingen alle drey nach dem ihnen angewieſenen Schlafgemach; denn ſie hatten in Einem Zimmer zu ſchlafen verlangt. Ein Hausdiener, der das Licht trug, entfernte ſich, nachdem er ihnen eine gute Nacht gewünſcht hatte.

Man legte ſich zur Ruhe; jedoch nur halb entkleidet, und mit der Verabredung, daß immer einer um den andern wachen ſollte. Die Reihe traf zuerſt Pöllnern, der ſich an einen Tiſch der Stubenthür gegenüber ſetzte, und den Karabiner des Rittmeiſters zwiſchen die Beine nahm. Um ſich wach zu erhalten, las er in einem kleinen Buche, das er mit ſich führte.

Er hatte noch nicht eine volle Stunde in dieſer Stellung hingebracht, als die Stubenthüre, ungeachtet ſie feſt verriegelt worden war, aufſprang. Eine ſchlanke weibliche Geſtalt, in ein weiſes Gewand gehüllet und das Angeſicht mit einem Flor bedeckt, trat herein, und blieb in der Mitte des Zimmers ſtehen.

Pöllner behielt ſein kaltes Blut; er legte das Buch auf den Tiſch, und blickte die Er-

ſcheinung unerſchrocken an. Sie ſchien ihm für einen Geiſt zuviel Körper, und als Weib eben nichts Gefahrdrohendes zu haben. Die Geſtalt wandte ſich etliche Mahl nach der Thür, und winkte Pöllnern, ihr zu folgen. Plötzlich ſtand dieſer vom Stuhl auf, indem er den Karabiner mit einer Hand ergriff. Im gleichen Augenblick fielen Flor und Oberkleid von den Achſeln der Geſtalt nieder; eine reitzende Nymphe ſtand vor ihm, und die überraſchten Sinne ſchwelgten im Anſchauen ihrer enthüllten Schönheit. Sie winkte Pöllnern noch ein Mahl, und entfernte ſich darauf.

Eine Geiſtererſcheinung dieſer Art hat nichts Abſchreckendes für einen Mann, den unternehmender Muth und Erfahrung gegen die Folgen gewiſſer Handlungen geſtählt haben. Pöllner begann jetzt ein neues Wagſtück, indem er ohne weiteres Nachdenken mit einem Licht' in der Hand der Geſtalt folgte, und den Karabiner, als ein wie er glaubte hier unnöthiges Werkzeug, zurück ließ.

Mit aller Gewandtheit des der fliehenden Daphne nacheilenden Apolls ſchlüpfte Pöllner durch mehrere abgelegene Gänge, und wurde durch das reitzende Phantom eine verborgene Treppe

hinab in den hinter dem Hauſe liegenden Garten gelockt. Ein Zugwind löſchte das Licht bald aus; allein der Schimmer des abnehmenden Mondes war hinreichend, die Spur nicht zu verlieren, bis endlich die Geſtalt am Fuß eines Hügels zwiſchen Klippen und labyrinthiſchen Gebüſchen verſchwand.

Hier erſt erwachte bey Völlnern das Nachdenken. Er ſah ſich an einem in jedem Betrachte verdächtigen Ort allein, und ſtutzte noch mehr, als er zwiſchen den Klippen und Geſträuchen den Schimmer eines Lichts zu erblicken glaubte. Der Gedanke an eine Räuberhöhle, der Alles, was die Furcht ängſtigendes hat, umfaßt, bemächtigte ſich ſeiner Sinne; er ſtand wie angedonnert.

Der helle Schein in dem Gebüſche ſchien ſich zu vermehren, und jetzt war jeder verſäumte Augenblick unerſetzlich. Wie von einem Traum erwachend kehrte der Erſchrockene ſchnell um, und war etwa noch zwanzig Schritte von der Thür entfernt, durch die er herausgekommen war, als aus dem nahen Geſträuche drey ſchreckliche Masken mit gezückten Dolchen auf ihn zuſprangen, und ihm den Tod drohten, wenn

er nicht augenblicklich nach der Gegend zurückkehren würde, wo sich der Schein zeigte.

Pöllner sah, daß in dieser dringenden Gefahr nur ein gewagter Entschluß unter dem Schein des Nachgebens ihn retten könnte. Jeder Laut würde ihm das Leben gekostet haben; und doch hing seine Befreyung einzig von dem Umstande ab, der Husarenwache ein Zeichen zu geben. Er hatte die Gegenwart des Geistes, den oben erwähnten Kanonenschläger unvermerkt hervor zu holen, und, indem er seinen schrecklichen Führern mit langsamen Schritten folgte, hinter sich zur Erde fallen zu lassen, nachdem er die Spitze des Lichts abgebrochen hatte.

Er that alsdann einige starke Schritte vorwärts, und suchte eine Wendung nach der Seite zu machen, woran ihn aber die Masken hinderten. Mit furchtbarer Stille ging's also immer näher nach dem schauderhaften Buschwerke zu; die erwartete Wirkung des Kanonenschlägers zögerte, und Pöllner's wachsende Furcht gab schon Alles verloren, als endlich der Schlag erfolgte. Im gleichen Augenblick sprangen die Masken in das Gesträuch.

Die berechnete Wirkung des Knalls zeigte sich bald; die Husaren drangen wie Blitze in

den Garten. Pöllner ſagte mit wenig Worten: daß es hier nicht richtig ſey, ſie möchten alle Zugänge, beſonders jenes Geſträuch am Fuße des Berges, wohl beſetzt halten. Er kehrte alsdann durch die verborgene Treppe nach dem Schlafzimmer zurück, wo er die beyden Offiziere wach, aber voll Beſtürzung über ſein Verſchwinden fand.

"Willkommen, Kamerad!" rief ihm der Rittmeiſter entgegen; "welches neue Abenteuer haſt Du beſtanden? Schon gaben wir Dich verloren. Hat Dich dein Talismann wieder gerettet?"

Pöllner erzählte ihnen hierauf den ganzen Vorgang — die Art, wie er in den Garten gelockt worden, ſeine Gefahr, und durch welches Mittel er derſelben entgangen ſey. Das Tragikomiſche der Sache machte das Geſpräch lebhaft; der Rittmeiſter ſcherzte über Pöllners Dreiſtigkeit, ſetzte aber hinzu: "Wenn Du Dienſte nehmen willſt, ſo rath ich Dir, nicht noch ein Mahl Deinen Poſten zu verlaſſen, wenn Dir ein Geſpenſt winkt, das einem hübſchen Mädchen gleicht; ſo was iſt bey uns nicht in der Regel."

Jetzt trat ein alter Wachtmeister in das Zimmer, und berichtete, daß man den Garten genau durchsucht, aber nichts Besonderes entdeckt habe; nur hätten sie aus dem hier und da hohl klingenden Hufschlage der Pferde auf unterirdische Gänge und Höhlen geschlossen, deren Eingang aber nicht zu finden gewesen sey. Der Rittmeister befahl ihm, den Garten bis zu ihrem Abzuge besetzt zu halten, und sagte sodann zu seinen Gefährten: "Der Vorfall, Freunde, hat den Schlaf aus unsern Augen verscheucht; meine Ordre lautet nicht auf Zerstörung dieses Raubnestes, wir wollen also den Rest der Nacht fröhlich genießen, und dann mit anbrechendem Tage, Marsch, weiter! — He, Tobys!" Er klingelte.

Der Bediente erschien. "Einen Kaffeh mit Zwieback," rief ihm der Rittmeister entgegen; "aber Alles von dem, was wir mitgebracht haben! Hörst Du?" Wie sollt ich nicht? (erwiederte Tobys;) Wo wäre sonst etwas herzunehmen? Das Haus ist leer, Niemand läßt sich sehen, als eine alte Frau, die man vor hundert Jahren als eine Hexe verbrannt haben würde.

Die Gesellschaft fand den panischen Schrecken des Wirths und seiner sauberen Bundesgenos-

ſen ſehr unterhaltend; der Rittmeiſter aber machte die Anmerkung: daß Buberey und Feigheit immer beyſammen wären, und er deßwegen bey ſeiner Schwadron keinen Rekruten annehme, deſſen Ehrlichkeit ihm verdächtig ſey. Pöllner fühlte das Pikante dieſer Bemerkung, hielt aber nicht für gut, darüber laut zu werden. Man brachte den Reſt der Nacht mit aufheiternden Geſprächen hin, und man vergaß beſonders nicht, ſich über alle vorgeblichen Geiſtererſcheinungen luſtig zu machen.

Der öſtliche Himmel begann ſich zu röthen; der Rittmeiſter ließ Marſch blaſen, und darauf dem Wirth die Rechnung abfordern. "Der Wirth ſey vor Tagesanbruch in dringenden Angelegenheiten verreiſet, es ſtehe Alles in des Herrn Rittmeiſters Belieben," war die Antwort von der alten Frau.

"Dringend," ſagte der Rittmeiſter lachend, "mögen die Angelegenheiten wohl ſeyn, vielleicht halten ſie den Herrn Wirth noch lange vom Hauſe. Pöllner, Du haſt ein gutes Werk gethan; man iſt dem Bund und ſeinen Schlupfwinkeln auf die Spur gekommen. Ich wette, das Spukwerk in der Mühle jenſeits der alten Burg hat Zuſammenhang damit. Ich werde

Anzeige thun, die Vögel ſind reif zur Strafe.“ Wenn das iſt (ſetzte Pöllner hinzu), ſo hätten wir ihnen auch erſt die Flügel ſtutzen ſollen. Doch Scherz bey Seite! Ich folge Dir, und Du hälſt Wort, mich bey einem Freykorps unterzubringen. Der Rittmeiſter gab ihm ſchweigend die Hand.

Die Trompete ertönte zum andern Mahle. Man zählte ſoviel, als man verzehrt zu haben glaubte, auf den Tiſch, und ſtieg alsdann zu Pferd. Pöllner ſchwang ſich auf einen räſchen Polacken, und miſchte ſich unter den Haufen. Der Zug ging in militäriſcher Ordnung fort. Auf dem ganzen Wege bis zur Ankunft im Hauptquartier fiel weiter nichts Merkwürdiges vor.

Unterdeſſen hatte der Rittmeiſter die Lage ſeines alten Freundes überdacht. Er ſann ernſtlich auf Mittel, dieſen guten aber mißgeleiteten Kopf der Geſellſchaft wieder zu geben. Der Kriegesdienſt ſchien ihm allerdings dazu der nächſte Weg zu ſeyn. Die militäriſche Disciplin, dachte er, wird ſeinem Charakter Stätigkeit geben; ſeine mit Muth gepaarte Anſtelligkeit wird ihn bald auszeichnen, und eben dadurch den ſchlummernden Ehrgeiz wecken.

Mit dieſen Gedanken angefüllt begab er ſich bald nach ſeiner Ankunft zum Befehlshaber

eines neu errichteten Freybataillons, und empfahl seinen Freund. Die Sache fand Schwierigkeit, weil Pöllner nicht anders als Offizier dienen wollte: allein die Vorsprache des Rittmeisters wirkte soviel, daß er endlich als Lieutenant angestellt, und ihm das Patent darüber ausgefertigt wurde — jedoch unter der Bedingung, eine bestimmte Anzahl Rekruten zu stellen.

Der Rittmeister eilte, seinen Freund mit dieser fröhlichen Bothschaft zu überraschen. Er fand ihn am Kamin sitzend in tiefem Nachdenken. "Auf, Kamerad!" rief er ihm entgegen; "keine Plane zu neuen Prellereyen, die Zeiten sind vorüber, und Dir ist eine neue Laufbahn geöffnet. Das zwecklose Leben, welches Du bisher geführt hast, ist Deiner unwürdig, ein Mann von Kopf und Herz muß wenigstens rühmlich enden, was er unrühmlich angefangen hat. Verstehst Du mich?"

Nicht ganz!

"So höre denn! Du bist Lieutenant, aber unter der Bedingung zehen Rekruten zu stellen."

Pöllner fiel bey diesen Worten seinem Freund um den Hals; die Empfindung lähmte seine Zunge, und er drückte seine Dankbarkeit nur durch Schweigen aus. Als die erste Aufwallung vor-

über war, und die Gedanken sich ordneten, fuhr der Rittmeister fort: "Jetzt nimm einige der Kleinodien, welche das Glück Dir zugeworfen hat, mache sie zu Geld, und dann — ungesäumt fort nach dem nächsten Werbeplatz! Das übrige überlaß' ich Deinem Kopf; Du hast das Mittel in Händen, dein Glück zu gründen. Höre auf, Mensch des Zufalls zu seyn und werde Mann von Charakter!"

Mit einer Wärme, die an Begeisterung gränzte, versprach Pöllner, dem Allem pünktlich nachzukommen. Sein bisheriges Leben, und hauptsächlich die gedrängten Vorfälle der jüngst verflossenen Tage, hatten ihn mit den Gefahren eines unstäten Umherirrens zu sehr vertraut gemacht, um nicht eine gewisse Aussicht dem beständigen Spiele des Zufalls, so günstig solches auch für ihn scheinen möchte, vorzuziehen. Das Ehrgefühl, die stille Begleiterinn jedes von der Natur nicht ganz verwahrlosten Menschen, erwachte; die Winke seines Freundes wirkten, und er beschloß, von nun an einen bessern Gebrauch von einem Talente zu machen, das ihm bisher in jeder mißlichen Lage eine unerschöpfliche Quelle von Hülfsmitteln gewesen war. Ganz von diesem Vorsatze durchdrungen, ergriff er

die Hand des Rittmeisters, drückte sie mit Heftigkeit, und brach in die Worte: Du hast mich mir selbst wieder gegeben, ich danke Dir, Moorfeld!

"Nur nicht zu hastig, alter Freund!" sprach der Rittmeister; "laß dich nie den Instinkt leiten, und vertraue dem Zufall nicht zu sehr, er möchte dich täuschen. Dein neuer Stand wird Dich bald in Lagen versetzen, wo Du alle Gegenwart des Geistes nöthig hast: alsdann, Kamerad, gebrauche Deinen Kopf, aber nimm zugleich guten Rath an, und halte dich an Deine Ordre. Bey dem Soldaten ist der kleinste Fehltritt von Bedeutung."

Durch einen wiederhohlten Handdruck äußerte Pöllner sein dankbares Gefühl. Lachend setzte der Rittmeister noch hinzu: "Ein tüchtiger Kriegesmann wirst Du werden, das verbürgt mir jede Faser, die ich an Dir kenne; aber ganz ohne Abenteuer geht's vor der Hand nicht ab, darauf will ich meinen Leibfuchs verwetten. Alsdann, Kamerad, keine Studentenstreiche, die Dich unglücklich machen oder entehren werden!"

Ein Blick Pöllners, der etwas Empfindlichkeit verrieth, gab dem Gespräch eine andre Wendung. Man ging zu den nöthigen Anstalten

über, und dieſe wurden nach Kriegesgebrauch ſo ſchnell getroffen, daß Pöllner ſchon am dritten Tage im Stande war, ſich nach dem beſtimmten Werbeplatz zu verfügen. Dieß war eine Landſtadt an der ſächſiſchen Gränze, die mit ihren Manufakturwaren einen nicht unbeträchtlichen Handel trieb. Die beyden Freunde trennten ſich mit Gefühl; aber als Männer, und als Deutſche.

Es war Abends ſpät, als Pöllner in der beſagten Stadt ankam, und an nichts weniger dachte, als daß er ſogleich in den Fall kommen würde, von ſeiner Anſtelligkeit Gebrauch machen zu müſſen. Allein Fälle dieſer Art ſchienen ſelbſt durch einen Kopf, wie der ſeinige, herbeygeführet zu werden; und der Erfolg zeigte bald, daß der Rittmeiſter richtig geahndet hatte.

Wegen der eben geendigten Leipziger Meſſe waren die Wirthshäuſer mit Fremden ſo ſehr angefüllt, daß Pöllner nirgends unterkommen konnte. Er meldete ſich alſo beym Magiſtrat, und bath als eine Militärperſon um ein ſchickliches Quartier. Man gab ihm ein Billet auf eines gewiſſen Kaufmanns Haus, und zugleich einen Wegweiſer, der ihn dahin bringen mußte.

Er fand die Hausthür verſchloſſen; es währte lange, bis ihm auf wiederhohltes Anklopfen geöffnet wurde. Eine Verlegenheit, die man nicht verbergen konnte oder wollte, gab ihm bald zu erkennen, daß er kein willkommener Gaſt ſey. Nach einigen Fragen, die man ihm nur halb beantwortete, gab er der Magd zu verſtehen, daß er den Hausherrn zu ſprechen wünſche. Ihr Herr ſey noch nicht aus der Meſſe zurück gekommen, war die Antwort. "Nun ſo melde Sie mich bey der Dame vom Hauſe."

Die Magd ging, und bald darauf erſchien eine reitzende Schöne, nachläſſig aber mit Geſchmack gekleidet.

Pöllner begrüßte ſie, überreichte ſein Billet mit aller dem ſchönen Geſchlechte ſchuldigen Ehrerbiethung, die von der Dame mit einer kalten Höflichkeit erwiedert wurde. Sie gab ihm das Billet, nachdem ſie es flüchtig angeſehen hatte, mit der Entſchuldigung zurück: daß es ihr unmöglich ſey, in Abweſenheit ihres Mannes eine fremde Mannsperſon in ihr Haus aufzunehmen, und ſie hoffe, der Herr Lieutenant werde ihr Zartgefühl in dieſem Stücke ſchonen.

Es bedurfte nur einer geringen Menschenkenntniß, um das Gesuchte in dieser Wendung zu fühlen; auch ließ sich Völlner, der seine neue Wirthinn sehr reitzend fand, dadurch nicht irre machen, und antwortete so fein als entschlossen: "Madam, es ist spät, und aus mehrern Gründen unschicklich, den Magistrat um ein anderes Billet anzugehen. Ich ehre die Zartheit Ihrer Gesinnungen, und wünsche nichts mehr, als Ihnen Beweise davon geben zu können. Lassen Sie, meine schöne Wirthinn, mich keine Fehlbitte thun, und nehmen Sie wenigstens einige Rücksicht auf die Vorrechte des Standes, zu dem ich gehöre."

Die Frau, welche aus der Entschlossenheit des Offiziers gar wohl merkte, daß sie seiner nicht los werden würde, befahl der Magd, ihn in das zur Rechten liegende Zimmer im obern Stock zu führen.

"Madam," nahm dieser das Wort wieder auf, "ich bin Ihnen für diese Willfährigkeit verbunden, von der ich ohne dringende Noth keinen Gebrauch machen würde. Lassen Sie mich der Versicherung, daß ich Ihnen so wenig als möglich lästig seyn werde, noch die Bitte um

etwas kalte Küche beyfügen; ich will sehr gern bezahlen."

Mit einem lebhaften Unwillen gab ihm die Frau zu erkennen: daß hier kein offenes Wirthshaus sey, und daß sie es doppelt unschicklich fände, diesem Begehren in Abwesenheit ihres Mannes zu willfahren. Auch habe sie nichts vorräthig, und sie könne ihm bloß eine angenehme Ruhe wünschen.

Einen Weiberkenner, wie Pöllner, mußte dieses etwas unhöfliche Betragen seiner Wirthinn mehr ahnden lassen, als in ihren Worten lag. Da er's aber nicht für rathsam hielt, seinen Argwohn zu äußern, so machte er der Dame eine stumme Verbeugung, und ging mit dem Vorsatz, sie unvermerkt zu beobachten, die Treppe hinauf.

Man wies ihm ein Zimmer an, das dem Wohlstande, den das ganze übrige Haus zu verrathen schien, nicht sehr angemessen war, und wo er außer einem ziemlich schlechten Bette wenig Bequemlichkeit fand. Er machte indessen keine Umstände, und beantwortete die Frage der Magd: ob er noch etwas zu befehlen habe? mit einem kalten Nein. Er warf sich nur halb entkleidet auf das Bett, und suchte das Unangenehme seiner Empfindungen im

Lethe eines wohlthätigen Schlummers zu ertränken. Vergeblich! Das Bild seiner Wirthinn, ihr Betragen, und was er daraus folgerte, auf einer — die Bedürfnisse seines Magens auf der andern Seite, ließen ihn nicht einschlafen.

Ein Getöse, das in einem untern Zimmer die Anordnung einer Mahlzeit zu verrathen schien, machte ihn aufmerksam. Das Regen und das Gerede wurde immer bedeutender, und Pöllners Neugierde immer mehr gespannt. Er glaubte sogar eine männliche Stimme zu hören. Sachte stand er vom Lager auf, und öffnete behuthsam die Stubenthür. Er horchte, schlich endlich hinaus, und immer weiter vorwärts, bis er allmählich die Treppe herunter kam. Hier bemerkte er die Emsigkeit einer aus- und eingehenden Magd. Er nahm den Augenblick wahr, als sie eben nach der Küche ging, sich in einen hinter dem Wohnzimmer herlaufenden Gang zu stehlen, der durch einen matten Schein erleuchtet war. Zu seinem Vergnügen entdeckte er, daß die Beleuchtung von einem Fenster dieses Zimmers herrührte, das auf den Gang sah, und in einem Thürflügel angebracht war. Er nahte sich diesem Fenster, von dem man fast das ganze Zimmer übersehen konnte, und fand

ſeine Vermuthungen auf eine überraſchende Art beſtätigt.

Ein für zwey Perſonen gedeckter Tiſch, mit einem niedlichen Abendeſſen beſetzt, zog ſeine Blicke inſtinktmäßig an, denn die Bedürfniſſe ſeines Magens wurden immer lauter. Auf einem Tiſch zur Seite ſtanden nebſt einem ausgeſuchten Naſchwerk von Obſt und Gebackenem zwey kryſtallene Flaſchen, deren goldgelbe Tinktur ihm in ſeiner jetzigen Lage eine wahre Panacee ſchien, und ihn kaum die weit anziehendere Szene auf dem neben ſtehenden Sopha bemerken ließ.

In der reitzendſten Attitude, die eine üppige Phantaſie erſchaffen, und der Pinſel eines Zoffany oder Böttners ausdrucken kann, ſah er ſeine Wirthin neben einem jungen Manne ſitzen, den er der Kleidung nach für einen Civilbeamten oder Advokaten hielt. Ihre Wangen hatte die Liebe mit Karmin getuſcht; die brennenden Augen ſchwammen in wollüſtigen Thränen, wie zwey Sterne, die eine Morgenwolke durchblinken. Das dunkele Haar floß nachläſſig um die enthüllten Reitze eines blendend weißen Buſens, deſſen nie raſtendes Steigen und Fallen den innern Aufruhr nur zu deutlich aus-

druckte. Der glückliche Liebhaber hatte seinen Arm um ihren Nacken geschlungen, und sog von Zeit zu Zeit den Nektar ihrer Lippen ein.

Eine Szene dieser Art mußte jede schlummernde Begierde bey Pöllnern wecken, und alle seine Verschlagenheit auffordern, aus dem, was ihm der Zufall darboth, Vortheil zu ziehen. Die niedliche Abendmahlzeit, und das reitzende Bild seiner Wirthinn waren beyde gleich anziehend, und vermehrten mit jedem Augenblick seine Ungeduld. Unwille, Eifersucht, und die Bedürfnisse seines Magens kämpften gegen einander; ein Plan drängte den andern, nachdem diese oder jene die Oberhand hatten.

Aller Heftigkeit seiner Aufwallungen ungeachtet würde diese Unentschlossenheit vielleicht noch eine Zeitlang gedauert haben, wenn nicht auch hier wieder der Zufall Pöllners Wahl bestimmt, und seinem Talente, jede Laune des Glücks zu nutzen, einen neuen Schwung gegeben hätte. Das liebende Paar erhob sich vom Sopha, und setzte sich zu Tische. Dieser Augenblick entschied.

Berauscht von verbothenen Freuden, dachte weder die Dame noch ihr Liebhaber an etwas Arges, als ein heftiges Pochen an der Hausthüre sie in ihrem Liebestaumel störte.

Erſchrocken ſtürzte die Magd in das Zimmer, und keuchte die halblauten Worte: der Hausherr ſey vor der Thüre. Die Dame und ihr Geſellſchafter fuhren zuſammen, und verloren in der erſten Beſtürzung alle Faſſung. Gleichwohl war die Gefahr dringend, und nur ein ſchneller Entſchluß konnte die Liebenden retten.

Der Advokat raffte Hut und Stock auf, und verbarg ſich hinter den Vorhängen des im Alkoven ſtehenden Bettes. Indeſſen waren Frau und Magd beſchäftigt, den Tiſch ſchleunig abzudecken, und allen Vorrath in einen groſſen Wandſchrank zu ſchaffen. Dem Hausherrn wurde durch das Fenſter zugerufen: man ſuche den verlegten Schlüſſel, er möge ſich nur einen Augenblick gedulden.

Die Dame brachte ſodann ihre Kleider in eine ſchickliche Ordnung, und warf Rauchwerk auf das Feuer im Kamin, um allen verrätheriſchen Duft unwirkſam zu machen. Nachdem man dieſe und viele andere Vorſicht gebraucht hatte, ging endlich die Magd mit einem Licht in der Hand haſtig hinab, um ihrem Herrn, den man ziemlich lang hatte warten laſſen, die Thüre zu öffnen.

Pöllner hatte dieß Alles unvermerkt beobachtet, und ſann bereits auf Mittel, ſowohl ſeine eignen Wünſche zu befriedigen, als die ſchöne Dame aus ihrer Verlegenheit zu reißen. Seine Geiſtesgegenwart gab ihm bald einen Anſchlag ein, zu deſſen Ausführung ihm nichts nöthig ſchien, als eine vorläufige Kenntniß von der Sinnesart des Hausherrn, und dem Maße ſeiner Verſtandeskräfte. Er gewann es alſo über ſeine Ungeduld, noch eine Zeitlang den Beobachter zu machen.

Die Frau empfing ihren Mann mit einer feurigen Umarmung. "Du hätteſt," ſprach die Heuchlerinn, indem ſie den Ermüdeten nach dem Sopha führte, "mich nicht angenehmer überraſchen können. So bald, mein Schatz! Dieſe noch nicht erwartete Zurückkunft beweiſt mir Deine Liebe (hier küßte ſie ihn). Eins nur verbittert mir die Freude: Du bedarfſt Stärkung, und ich bin auf deine Ankunft nicht vorbereitet."

Das thut nichts, beſtes Weibchen! erwiederte der Mann; gib nur, was das Haus darbiethet, der Hunger würzt jedes Gericht. Haſt Du ſchon zu Nacht geſpeiſet?

"Ich?" verſetzte die Frau mit einem Blicke, der aus Lachen und verſtellter Verwunderung

zusammen gesetzt war; "glaubst Du denn, daß ich in Deiner Abwesenheit damit viele Umstände mache? Ein Butterbrod, und etwa ein gebratener Apfel ist für mich und meine Mägde die ganze Verköstigung. Willst Du, so soll gleich ein Eierkuchen gebacken, und etwas Eingemachtes aus dem Keller geholet werden."

Gut, gut, mein Kind! Mache nur hurtig, und laß einige Bouteillen von meinem Hochheimer mit herauf bringen. Aber wozu das große Feuer da im Kamin?

"Ach! mein Schatz, Du bringst mich da auf einen Punkt, den ich gleich hätte berühren sollen; aber die Freude über Deine Rückkunft ließ mich Alles, selbst meinen Unstern, vergessen."

Deinen Unstern, liebes Weibchen? wie so?

"Höre nur, ein fremder Offizier hat sich, meiner Widersetzung ungeachtet, bey uns einquartiret. Schrecken und Aergerniß, daß ich in Deiner Abwesenheit eine fremde Mannsperson aufnehmen mußte, haben mir eine Kolik zugezogen. Ich ließ also Feuer anmachen, um mir Servietten zum Ueberschlagen wärmen zu lassen."

Die schöne Ungetreue spielte ihre Rolle so gut, daß sie bey dieser Stelle hitzig zu werden anfing. Der Mann, welcher wirklich ihrer Ge-

ſundheit wegen beſorgt war, ſuchte ſie daher zu beſänftigen, und ſprach: Nu, nu, wenn es das nur iſt! Dem Kriegesſtande muß man ſchon etwas zu gut halten, und ich denke, der Offizier wird ein rechtlicher Mann ſeyn. Wirklich, es thut mir leid, daß er, wie es ſcheint, hungrig ſchlafen gehen mußte; ſo was iſt nicht zum Spaſſen, wie ich gar wohl fühle. Iſt es ſchon lange ſeit ſeiner Ankunft?

"Etwa eine gute Stunde. Er mag ſelbſt genug ſchlafen, und ich wenigſtens will ihm ſeine Ruhe nicht mißgönnen."

Bis hierher hatte ſich das Geſpräch fortgeſponnen, als Pöllner, der nicht nöthig fand, den Verfolg desſelben abzuwarten, ganz leiſ' auf ſein Zimmer zurück ſchlich. Die wenigen Züge, die er von dem Charakter des Ehemanns aufgefaßt hatte, waren ihm hinreichend, ſich daraus ein Bild des Ganzen zu entwerfen, das ihm die Ausführbarkeit ſeines Plans verbürgte. Er ſchloß aus dem, was er geſehen und gehört hatte, auf eine gutmüthige Leichtgläubigkeit ſeines Wirthes, und einen Grad von Geiſteskultur, der nicht über den Geſichtskreis gewöhnlicher Handlungsgeſchäfte hinaus ging. Dieß war es gerade, was er bedurfte.

Als ein Eingeweihter in den Geheimniſſen der Venus Volgivaga, und vielleicht gewiegt von der Hoffnung, die Stelle des Advokaten einzunehmen, hatte Pöllner nicht Luſt, ſeine Wirthinn zu verrathen, ſondern nur die Ergetzlichkeiten einer guten Abendmahlzeit mit dieſem Ehepaare zu theilen, und die Dame ſelbſt durch einen Meiſterzug von Verſchlagenheit aus ihrer mißlichen Lage zu reißen.

Er kleidete ſich, zur Ausführung ſeines Plans völlig entſchloſſen, hurtig wieder an, und nahm wohlbedächtlich einen friſch geſchälten Haſelſtock, den er von ungefähr mitgebracht hatte, zur Hand. Dann ging er die Treppe hinab, gerade nach dem Zimmer, wo weibliche Liſt, und die Furcht entdeckt zu werden, eine der ſonderbarſten Rollen ſpielten, indeſſen der argloſe Ehemann ſich der Erhohlung von dem Ungemach der Reiſe überließ.

Pöllner klopfte an. Herein! rief ihm die Dame entgegen, ſtuzte aber nicht wenig, als ſie den Offizier erblickte. Sie befürchtete mit Grund, er möchte ſie belauſcht haben; doch war ſie verſchmizt genug, ihre Unruhe nicht merken zu laſſen. Der Ankömmling bezeigte dem Hausherrn ſeine Ehrerbiethung, und entſchul-

digte sich wegen der Verlegenheit, die er seiner Gattinn verursacht habe. "Er hoffe," setzte er hinzu, "die Madam werde sich nicht über ihn beschweren können." Nein, gab die Listige darauf zur Antwort, ich kann mich über Sie nicht beschweren, und wenn ich bey Ihrer Ankunft einiges Mißvergnügen blicken ließ: so werden Sie es mit dem Zartgefühl einer Frau in meiner Lage gütig entschuldigen. Jetzt, mein Herr, sind Sie mir und meinem Manne willkommen; ich beklage nichts mehr, als daß wir Sie bey später Nacht nicht anständig bewirthen können.

"Darüber machen Sie sich keine Sorgen, Madam," sagte Pöllner mit einer gewissen geheimnißvollen Miene; "gerade diesem Umstande verdank' ich die Gelegenheit, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl Beweise meines Zutrauens zu geben." Er wandte sich alsdann gegen den Ehemann, und fuhr fort: "Sie haben, mein Herr, noch nicht zu Nacht gespeiset, ich auch nicht, und wir sind beyde hungrig. Gefällt es Ihnen, so will ich bald für uns drey eine gute Abendmahlzeit herbey schaffen."

Die Frau stand vor Schrecken wie versteinert. Der Mann aber, welcher von den Worten des Offiziers nichts begriff, sprach zu ihm:

Wie wäre das möglich, mein Herr? So spät wird man in der ganzen Stadt nichts mehr bekommen; wir müssen also vorlieb nehmen mit dem, was das Haus liefert, welches wenig genug seyn wird.

"Dieser hier," nahm Pöllner das Wort wieder, indem er den weißen Stab vorzeigte, wird das Alles möglich machen. Aber kann ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

Der Hausherr stutzte, und die Frau, welche immer das Aergste vermuthete, bath den Offizier, sie nicht in Verlegenheit zu setzen.

"Fürchten Sie nichts, Madam!" fuhr dieser fort; "ich habe zu viel Achtung gegen das schöne Geschlecht, um etwas Ihnen Mißfälliges zu thun." Er wiederhohlte hierauf gegen den Ehemann die Frage: "Kann ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

Warum nicht? antwortete derselbe langsam und nach einer Pause.

"So vernehmen Sie denn, ich bin ein Geweihter in den Geheimnissen der höhern Magie. Einer, der um mich ist, und den Sie weder sehen noch hören, wird meinen Willen ausrichten. Ich weiß, die Zahl derer, welche an die Einwirkung der Geister nicht glauben, heißt

Legion: aber ich freue mich, Ihnen den Beweis in die Hände zu geben, daß zwiſchen Himmel und Erde vieles geſchieht, was die dürftige Philoſophie der Stubengelehrten geradhin für unmöglich erklärt. Nur muß Alles unter uns bleiben, darum bitt' ich noch einmahl."

Der vorgebliche Thaumaturg nahm hierauf eine feyerliche Stellung an, und beſchrieb mit dem Stabe, den er in ſeiner Hand hielt, einen Kreis um ſich her. Alsdann zog er ſeine Briefstaſche hervor, ſchlug die Schreibtafel auf, und murmelte einige unverſtändliche Worte. Endlich nahm er eine beſtimmte Richtung gegen den Alkoven an, und ſprach ganz vernehmlich:

"Ich befehle Dir, Beel-Afroth, getreuer Ausrichter meiner Aufträge, für meinen Herrn Wirth, deſſen Gattinn und mich unverzüglich eine Abendmahlzeit herbey zu ſchaffen, wie ich ſie Dir an jenem Abend in Venedig auftrug, als mein Gondolier ſich verirret, und mich nebſt den beyden Engländern vor einem fremden Quartier ausgeſetzt hatte. Damit Du aber hier keinen Schrecken verurſacheſt, ſo will ich, daß Alles ohne ſichtbare Erſcheinung in jenen Schrank dort zur Stelle geſchafft werde. Du wirſt in demſelben zwey leere Flaſchen finden, fülle ſie

mit dem beſten Rheinwein, und entledige dich Deines Auftrags bald. Zwey Minuten ſind verfloſſen, fünf bleiben Dir noch übrig: aber Beel - Afroth iſt nicht der langſamſte unter den Geiſtern!"

Hierauf wiederhohlte Pöllner die Pantomime mit dem Stab und der Schreibtafel, zog alsdann ſeine Taſchenuhr hervor, und ſteckte ſie nach Verlauf von fünf oder ſechs Minuten wieder ein.

Der ſtaunende Ehemann und ſeine Gattinn ſahen dieß Alles mit ſehr verſchiedenen Empfindungen an. Der gealaubte Zauberer aber, nachdem er ſich dem Scheine nach geſammelt hatte, machte beyden ein verbindliches Kompliment, und bath, den Schrank öffnen zu laſſen. "Sie werden," ſetzte er lächelnd hinzu, "bald ſehen, wie weit die Kräfte und der Gehorſam meines Beel - Afroth gehen."

Wenn man Gedanken bis in ihren erſten Urſprung verfolgen und darſtellen könnte, ſo müßte das, was in dieſem Augenblick in der Seele des Mannes und ſeiner Gattinn vorging, ein ſehr unterhaltendes Gemählde für den Menſchenbeobachter ſeyn. Die geſpannte Erwartung des erſtern gönnte der betäubten Vernunft nur

kurze Augenblicke der Erhohlung; und auch in dieſen Zwiſchenräumen wurden die Eindrücke der Gegenwart durch den Nebenbegriff eines Unbekannten, der ſich ausdrücklich für einen Eingeweihten in den Myſterien der höheren Magie ausgab, ſo ſehr verſtärkt, daß kein aufſteigender Zweifel ſich bis zur Ueberzeugung läutern konnte.

Ganz anders waren dagegen die Gedanken und Empfindungen der Frau, deren peinigender Kampf ſich jetzt in einer behaglichen Stille verlor. Sie erkannte mit innerem Wohlgefallen die Verſchlagenheit des Offiziers, und daß er nicht Luſt hatte, ſie zu verrathen, ſondern nur an den Freuden dieſes Abends Theil zu nehmen. Ihr Vertrauen gegen ihn wurde ſo ſtark, daß ſie von Stund an beſchloß, die Farce ſelbſt ausſpielen zu helfen.

Sie brach alſo die bisherige Unentſchloſſenheit, und öffnete den Schrank. Keine Worte vermögen das Erſtaunen auszudrücken, womit der getäuſchte Ehemann die Speiſen anſtarrte. Die Frau ſchien ganz außer Faſſung zu ſeyn, und erklärte, daß ſie von dieſem weſenloſen Blendwerke ſchlechterdings nichts anrühren werde.

"Blendwerk, Madam?" ſprach der vermeinte Schwarzkünſtler, "nein, ich verſichere

Sie, Alles, was Sie ſehen, iſt wirkliche Natur — nur von Geiſterhänden zubereitet, deren Schnelligkeit Sie freylich in Verwunderung ſetzen muß. Laſſen Sie decken und auftragen; es wird uns allen wohlthun!"

Die Frau, welche übrigens von der natürlichen Zubereitung dieſer Speiſen ſehr überzeugt war, ſpielte die Ungläubige mit aller weiblichen Verſchlagenheit, und beharrte auf ihrer Weigerung. Die herein gerufene Magd that das nähmliche; doch ließ ſie endlich ſich überreden, den Tiſch zu decken. Der Offizier griff alsdann zu, und beſetzte die Tafel mit den vorgefundenen Gerichten, nebſt zwey großen Weinflaſchen. Er ſuchte ſodann durch Liebkoſungen ſeine ſchöne Wirthinn zur Theilnahme an der Abendmahlzeit zu bewegen, die denn nach langem Sträuben ſich endlich bequemte, und ihren Mann ein gleiches zu thun bewog.

Bey dieſem letztern waren indeſſen die Zweifel noch keinesweges ganz erſtickt; wankend nahm er ſeinen Stuhl ein, und geheimer Schauder ergriff ihn, als der Offizier ihm vorlegte. Allein der Reitz des ſtärkern Sinnes behielt doch endlich die Oberhand; man überzeugte ſich von der ſubſtanziellen Beſchaffenheit dieſer Speiſen, und überließ

ſich nun zwanglos dem Vergnügen, welches durch das Außerordentliche der ganzen Sache noch mehr gewürzt wurde.

Die wohlthätigen Wirkungen des Weins brachten unter dieſen drey Menſchen, deren jeder ein ſo verſchiedenes Intereſſe hatte, eine Art von Traulichkeit hervor, die an die Familienlage unſerer Vorfahren erinnerte, wo das Wunderbare ein Hauptſtoff der Unterhaltung, und eines gewiſſen ſchauerlichen Vergnügens war. Natürlich fiel das Geſpräch auf den beliebten Wundermann der Deutſchen, Doktor Fauſt. Pöllner erzählte viel von deſſen Künſten und Abenteuern, und verſicherte, daß er eben die Geheimniſſe beſeſſen habe, durch welche in neueren Zeiten ſein Lehrmeiſter, der Araber Ormuz-Kuli, ſo berühmt geworden ſey. Die ſchöne Wirthinn trug ihrer Seits durch Fragen und Antworten nicht wenig bey, den Glauben ihres Mannes an alle dieſe Sachen immer mehr zu befeſtigen, ohne noch die Abſicht des Offiziers zu errathen.

"Es iſt tief in der Nacht, Sie bedürfen der Ruhe," ſprach dieſer endlich und ſtand vom Stuhl auf. Der Hausherr that deßgleichen unter wiederhohlten Verſicherungen, daß er in langer Zeit nicht

ſo wohl verköſtigt worden ſey, und daß er von nun an die Allgewalt magiſcher Künſte nicht mehr bezweifle. "Sie können übrigens auf meine Verſchwiegenheit rechnen," ſetzte er ſehr naiv hinzu.

"Gut, mein Herr!" ſagte darauf Pöllner, "ich freue mich, wenn Sie mit mir und meinem Dienſtbaren zufrieden ſind. Aber noch ein Schritt iſt zu thun, bevor ich Ihre Dankſagung annehmen kann. Ich werde Ihnen jetzt denjenigen zeigen, durch deſſen Mitwirkung dieß Alles geſchehen iſt."

Die Dame fuhr bey dieſen Worten vor Schrecken zuſammen, faßte ſich aber bald, und ſprach, indem ſie dem Offizier heimlich die Hand drückte: "O, mein Herr, thun Sie das nicht!"

Pöllner, der den Grund ihrer Angſt bald begriff, erwiederte den Handdruck, und bath ſie, nichts Arges zu fürchten. "Gewiſſe Verhältniſſe des Geiſterreichs," ſetzte er hinzu, "machen in unſerm, und jedem ähnlichen Fall eine Erſcheinung nothwendig. Sie wird aber augenblicklich ſeyn, und ohne Gefahr vorüber gehen; nur bitte ich, alle Thüren öffnen zu laſſen, ich kann ſonſt für keine Folgen haften."

Der Mann ſtutzte von neuen: die Frau aber, welche mit einem Mahl den Plan des Offiziers errieth, öffnete die Stubenthür, und rief mit verſtellter Aengſtlichkeit ihren Mägden zu: daß ſie die Riegel der Hausthüre zurück ſchieben, und den Ausgang frey machen möchten.

Als dieß geſchehen war, näherte ſich Völkner dem Alkoven, und ſprach mit vernehmlicher Stimme: "Du, der du uns ſehen und hören kannſt, obgleich Dich niemand ſah, Deine Zeit iſt vorüber. Ich bin mit der Ausrichtung deines Auftrags zufrieden, und entlaſſe Dich deiner Dienſte. Scheide nun in der Geſtalt eines Advokaten von hinnen!"

Kaum hatte der hinter dem Bette verſteckte Liebhaber (der, wie man denken kann, ſich bisher in einer ſehr unangenehmen Lage befunden hatte,) dieſe Troſtworte vernommen, als er mit dem Hut unter dem Arme haſtig, aber todtenblaß, hervorſtrich, und mit großen Schritten durch die offene Thüre, die Treppe hinunter eilte.

Das Wageſtück war kühn, aber wohl berechnet, und gelang daher vollkommen. Der auf jede Täuſchung vorbereitete Ehemann taumelte vor Entſetzen auf einen Stuhl, und hielt beyde Hände vr die Augen. Ein Zittern der Glieder

ergriff ihn, und er war der Ohnmacht nahe. Die Dame aber, die ſich nun auf einmahl aller Sorgen und aller Furcht der Entdeckung entladen ſah, verbarg ihre innere Freude unter dem Geberdenſpiel eines Schreckens, der an Wahnſinn gränzt. Ihre Nerven ſchienen abgeſpannt, ſie ſank nieder — doch ſo, daß ſie von dem galanten Zauberer, der dieſe Szene erwartet hatte, noch aufgefangen wurde. Er ſuchte ihr Riechfläſchchen, und bediente ſich deſſen mit ſo guter Wirkung, daß ſie nach einigen Minuten ſich erhohlte. Sie ſah ſtarr nach dem Alkoven, als ob ſie den Gegenſtand ihres Schreckens ſuchte. Der Thaumaturg redete ihr zu, und verſicherte, daß nun Alles vorüber, und nichts weiter zu beſorgen ſey.

Indeſſen kam auch der Mann zu ſich ſelbſt, und eilte nun gleichfalls, ſeiner Gattinn Hülfe zu leiſten. Sie reichte ihm ſprachlos die Hand, und er küßte ſie. Allmählich fanden ſich, wie es ſchien, die Lebensgeiſter wieder ein; die Dame überließ ſich ihrer vorigen Lebhaftigkeit — nachdem ſie wiederhohlt gefragt hatte: ob der Geiſt auch zur Thür hinaus gegangen ſey?

Sie ſehen, mein Herr, (ſagte der Ehemann) welchen Schrecken dieſe Erſcheinung mir und meiner Frau eingejagt hat. Ich bin wegen der

Folgen desſelben nicht außer Furcht; und ſo ſehr ich Ihnen für die herrliche Bewirthung verbunden bin, ſo iſt ſie doch durch einen Ausgang, der das Leben meiner Frau in Gefahr ſetzt, zu theuer erkauft. Ich wollte lieber drey Tage hungern, als um ſolchen Preis noch einmahl ſchwelgen.

"Darüber," verſetzte Pöllner lächelnd, "machen Sie ſich keine Sorgen. Die Geiſter ſind nicht ſo leicht zu bemühen, als Sie wohl denken; es gehören außerordentliche Veranlaſſungen, und von meiner Seite nicht geringe Aufopferungen dazu, mit denen ich Sie nicht bekannt machen darf. So lang ich noch bey Ihnen bin, wird Beel-Afroth ſich weder ſehen laſſen, noch wirkſam ſeyn. Von nun an betrachten Sie mich als einen ganz gewöhnlichen Menſchen, aber auch als einen warmen Freund Ihres Hauſes!"

Hiermit empfahl ſich der Thaumaturg dem beyderſeits ſehr zufriedenen Ehepaar, und begab ſich zur Ruhe — nicht wenig geſchmeichelt durch die gelungene Liſt, und durch die Hoffnungen einer gewiſſen Art, die er darauf baute.

Am nächſten Morgen nahm Pöllner die Gelegenheit wahr, ſeiner ſchönen Wirthinn beym Theetiſche den Hof zu machen. Eine aufſteigende

Röthe verrieth ihre Schuld, und hob ihren Liebreiz, als ſie den Offizier erblickte. Dieſer aber, welcher mit ihrem Charakter ſchon hinlänglich bekannt war, vergaß nicht, durch einen immer raſchern Stuffengang der Unterhaltung um ihre Gunſt zu werben. Nach dem wichtigen Dienſte, den er ihr geleiſtet hatte, konnte es ihm auch nicht leicht fehlſchlagen. In wenig Tagen ſah er ſich im Beſitz aller Gunſtbezeugungen, womit die Dame bisher den Advokaten beglückt hatte. Oft hat man nachher aus ſeinem Munde gehöret: daß er die Tage ſeines zweymonathlichen Aufenthalts in dieſem Haus unter die vergnügteſten ſeines Lebens zähle.

Das Freykorps bekam Befehl zum Aufbruch, und Pöllner wurde zurück berufen. Er ſchied mit inniger Rührung von ſeiner ſchönen Freundinn, die ihm zum Andenken ihr in Gold eingefaßtes Miniaturbildniß mitgab. Der Ehemann ſelbſt verſicherte ihn beym Abſchiede ſeiner fortwährenden Freundſchaft, und — Erkenntlichkeit.

Von nun an betrat Pöllner eine ganz neue Laufbahn. Die ſtrenge Subordination, und die Pünktlichkeit, welche der Kriegesdienſt erfordert, brachten ihn bald zu einem zweckmäßigern Ge-

brauche seiner Anstelligkeit, indem sie ihn gleich seine Zeit eintheilen, und die wissenschaftlichen Ideen, die er von der Universität mitgebracht hatte, ordnen und in vorkommenden Fällen anwenden lehrte. Die Gelegenheit, sich zu zeigen, blieb nicht lange aus; der neue Krieger that Wunder in solchen Vorfällen, wo die Gegenwart des Geistes, und eine augenblickliche Anwendung mathematischer und taktischer Grundsäze entscheidet.

Der Rittmeister von Moorfeld hatte Pöllnern sehr richtig beurtheilt. Der große Mann, und der unternehmende Abenteurer sind vielleicht nur durch die Art ihrer Kraftäußerungen verschieden, die durch Erziehung und den Zusammenfluß äußerer Verhältnisse bestimmt wird. Was der liebleſe Tadel Ausschweifungen schilt, sind meist Ausbrüche mißgeleiteter Talente, die, weil es ihnen an einem bestimmten Wirkungskreise fehlt, in das Abenteuerliche übergehen, und in zwecklosen oder selbst strafbaren Unternehmungen glänzen. In jeder Lage, die veredelnde Gesinnungen einflößt, konnten sie vielleicht für den Staat und die Menschheit wohlthätig werden.

Der Ruf von Pöllners Wohlverhalten drang bis in seine Vaterstadt. Man unterhielt sich

einſt in einer gemiſchten Geſellſchaft von ſeinen Thaten; ein junger Philoſoph, der erſt kürzlich von der Univerſität zurück gekommen war, erhob ſich ſehr gravitätiſch, und warf die Frage auf: "Ob nicht dieſe ſchönen Thaten durch eine zweckmäßigere Entwickelung der Geiſtesanlagen hätten gefrühzeitigt, und von den Schlacken, aus denen ſie nachher hervorgingen, gereinigt werden können? *)"

*) Dieſe Erzählung ſteht, mit vielen Veränderungen und einem ganz anders motivirten Ausgange, im 6 Stücke des von Hrn A. Hennings herausgegebenen Muſageten (Altona 1799.) und iſt nachher auch beſonders, "als Geſpenſter-Geſchichte und Ritter-Roman," vom Verleger ausgegeben worden. Ohne indeſſen den zum Theil ſinnreichen Veränderungen des Hrn. H. zu nahe zu treten, glaubte ich doch, es den Leſern dieſer Sammlung ſchuldig zu ſeyn, ihnen den ganzen Aufſatz gerade ſo zu geben, wie ihn der ſeel. Engelſchall für den Druck beſtimmt hatte.

d. H.

## XI.

# Geschichte der Kunst.

## Ein Fragment.

### Kunstgeschichte des Jahres 1794.

Unter einem nördlichen Klima, und unter einem Volk, welches lange Zeit mit den Waffen in der Hand seine Unabhängigkeit gegen die Römer behaupten mußte, welches sogar von diesen seinen Feinden die ersten Begriffe eines feineren Lebensgenusses empfing, konnte natürlicherweise die Morgenröthe der eigentlichen Kunst erst spät anbrechen. Fast auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse eingeschränkt, fern von allen Vorbildern des Schönen, sah der Deutsche nichts um sich her, was den geschäftigen Trieb, erhaltene Eindrücke zu versinnlichen, für die Kunst hätte veredeln können.

Eine Art von Kunsttrieb war indessen wirklich vorhanden, — selbst unter den ältesten Bewohnern Deutschlands, wie so manche Ge-

bräuche unſerer Vorfahren, beſonders ihre gemahlten Schilde, beweiſen.

Als in der Folge die Kultur ihre wohlthätigen Strahlen verbreitete, als mit einer milderen Natur ſich auch die Sitten humaniſirten, wurde der ſchlummernde Sinn für die Kunſt immer mehr geweckt und ausgebildet. Nach einer freylich oft unterbrochenen Pflege von mehrern Jahrhunderten, war zu erwarten, daß in neueren Zeiten die Kunſt in dem gebildeten Deutſchland den Gipfel ihrer Höhe erreichen würde. Bis jezt aber fehlt noch viel, daß ſie Alles das geleiſtet hätte, was ſie, nach dem Geiſt und den Anlagen des Volks zu urtheilen, hätte leiſten können. Es war nicht Mangel an Energie, ſondern Druck von außen, der ſie bey allem ihrem Aufſtreben niederhielt.

Der dem Deutſchen ſo eigne Sinn für die Schönheiten der Natur, ſein inniges Gefühl, ſeine Wahrheitsliebe, und ſeine Stimmung für das Erhabene, müſſen nothwendig in einer glücklichen Miſchung die Liebe zur Kunſt nähren, und ſelbſt groſſe Künſtler hervorbringen. Allein nur zu oft wird dieſe Miſchung durch eine fehlerhafte Erziehung, durch früh eingeſogene Meinungen, und durch den Druck äußerer

Verhältniſſe geſtört. Die Folge dieſer Trennung iſt entweder Empfindeley, oder Ueberſpannung, in den meiſten Fällen aber Trockenheit und ein gewiſſer Hang am Kleinlichen.

Was die Erziehung bey dem Deutſchen verdorben hat, wird durch die politiſche Lage ſeines Vaterlandes, die den Gemeinſinn erſchweret, nicht verbeſſert. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß bey ſo vorzüglichen Anlagen des Volks die Kunſt dennoch lange Zeit in einer Art von Mittelmäßigkeit blieb.

Die Hinderniſſe des Weiterkommens in jeder Art von Kultur liegen faſt immer entweder im Nichtgebrauche, oder in einer falſchen Richtung vorhandener Kräfte. Trügt mich nicht Alles, ſo iſt hauptſächlich die erſte dieſer Urſachen auf die Kunſtgeſchichte der Deutſchen anwendbar.

Der Nichtgebrauch vorhandener Kräfte iſt die nächſte Folge von der Vereinzelung der Zwecke, und dem daher entſtehenden Mangel an Gemeingeiſte. Soll irgend ein Produkt der ſchönen Kunſt einen allgemeinen Eindruck machen, ſo muß die Ideenverbindung, d. i. die Art, wie wir einen Gegenſtand des Denkens und Empfindens aufnehmen, nicht nur eine vorzügliche Stärke und Beſtimmtheit, ſondern auch

eine gewiſſe Allgemeinheit der Form haben, wodurch ſie für jeden ſich dieſer Form nähernden Eindruck empfänglich wird. Dieſe Allgemeinheit der Form der Ideenverbindung wird aber durch nichts mehr geſchwächt, als durch ein getrenntes Intereſſe der verſchiedenen Provinzen, welche den ganzen Volksſtamm ausmachen. Gerade dieß iſt die Lage der Völkerſchaften deutſcher Nation; von je her wurden die edelſten Kräfte derſelben durch den Druck widerſtreitender Abſichten gelähmt.

Da der Deutſche in dem engen Bezirk ſeiner Provinz die geahndete Größe einer Kunſt oder Wiſſenſchaft nicht findet, und bey ſeinen unter einer andern Landeshoheit lebenden Mitbürgern aus Neid nicht finden will: ſo iſt er mehr als jeder andre geneigt, ſie im Auslande zu ſuchen.

Vergeblich beruft man ſich auf den Gemeingeiſt der älteren Bewohner Germaniens zur Zeit der Römer. Dieſer edle Zug im Charakter unſrer Vorfahren iſt im gegenwärtigen Falle nicht anwendbar. Die Verbindung zu einem gemeinſchaftlichen Intereſſe lag größten Theils in der drohenden Gefahr bey Annäherung eines Alles zermalmenden Feindes. Außerdem muß man bedenken, daß der Krieg durch Erregung

und Befriedigung herrischer Leidenschaften die diesen entgegen gesetzten Empfindungen niederhält, und daß er überhaupt eben so sehr bindet, als er trennt.

Ganz anders verhält es sich, wenn von den Künsten des Friedens und ihrer Anwendung zu Weckung patriotischer Tugenden die Rede ist. Der ruhigere Gang verfeinerter Ideen läßt den Leidenschaften der Eifersucht, des Neides, der Schadenfreude mehr Spielraum; und nirgends äußern sich die Folgen dieser kleinlichen Aufwallungen mehr, als wo ein getrenntes politisches Interesse die Gemüther entzweyt, und eben dadurch den Blick von dem allgemeinen Anliegen der Nation ablenkt.

Bey den besten Anlagen, und der wärmsten Empfänglichkeit für das Schöne kann daher die Kunst nie zu jener Höhe steigen, wo sie Angelegenheit der Nation wird, so lange Denkungsart und Geschmack sich nicht in einer allgemeinen Form sammeln.

Hindernisse dieser Art können nur durch die Zeit und eine überwiegende Geisteskultur — wo nicht ganz hinweg geräumet, doch gemildert werden. Diese wohlthätige Sonne wird auch über Deutschland leuchten; fast scheinen ihre

Strahlen anzubrechen. Der Kunſtfleiß unſerer Nation liefert wenigſtens ſehr ſprechende Beweiſe, was er zu leiſten vermag, wenn die genannten Hinderniſſe glücklicher Weiſe entfernt, die Anlagen zu einem großen Wirkungskreiſe gebildet werden.

Schon in den erſten Jahren nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften haben wir eine Kunſtſchule gehabt, deren Stifter der i. J. 1528. verſtorbene Albrecht Dürer war, von dem ſelbſt Vaſari urtheilte: daß, wenn er in Rom durch das Anſchauen der Antiken ſeinen Geſchmack hätte bilden können, er alle Mahler ſeiner Zeit würde übertroffen haben.

Der durch Handlung erworbene Wohlſtand einiger Reichsſtädte war es hauptſächlich, dem die Kunſt ihr Aufkommen in Deutſchland verdankt. Augsburg und Nürnberg ſtehen unter dieſen oben an; ſie waren es, aus deren Schooß unſere erſten Künſtler ausgingen, und von denen alle übrigen Gegenden Deutſchlands den Geſchmack an Kunſtwerken annahmen.

Allein die ſchon berührte Zertrennung des Deutſchen Reichs in viele kleine Staaten, ſo wie die innern Spaltungen und entnervenden Kriege mit ſeinen Nachbarn, wirkten frühzeitig auf die Kunſt. Ihr fehlte nicht nur ein Mit-

telpunkt, wo ihre Kraftäußerungen sich sammeln, und von da aus ihre wohlthätigen Strahlen verbreiten können; sondern was sie von Anfang her nicht hatte, und was ihr leider! noch immer fehlt, war ein großes mit allgemeiner Theilnahme sie umfassendes Publikum.

Die Quelle selbst, aus welcher die deutsche Kunst ihre erste Nahrung schöpfte, war nicht lauter. Der Reichthum einiger Patrizier in den Handelsstädten konnte sie schützen und belohnen, aber nicht ihr den Geist des Schönen einflößen, der sich an die höhere Kultur schmiegt, und mit freyer Selbstthätigkeit wirkt. Der Reichthum und sein Kind, der Luxus, sucht eigentlich in den schönen Künsten nicht Nahrung für ein geistiges Bedürfniß; er will nur eine gewisse Leerheit in dem, was er für Lebensgenuß hält, ausfüllen — vielleicht auch sich das Ansehen von Kenntnissen geben, auf die er im Herzen nicht einmahl Anspruch macht.

Durch eine Liebhaberey dieser Art wird nun freylich der Fleiß der Künstler ermuntert, aber nicht ihr Sinn für das Schöne entwickelt. Der Funke des Genie's liegt tiefer, ein aufgeklärtes Zeitalter und begünstigende Umstände müssen

vereint wirken, wenn er in helle Flammen auflodern soll.

Die erste Kunst der Deutschen trug das Gepräge ihres Zeitalters. Die zahlreichen Bildnisse lebender oder verstorbener Personen abgerechnet, schränkten sich Malerey und Bildhauerkunst fast bloß auf Verzierungen der Kirchen und Klöster ein. Selbst die Reformation machte in späteren Zeiten hierin keine merkliche Aenderung, wenn man nicht dahin rechnen will, daß bey aufgehellten Begriffen das Unschickliche mancher mahlerischen Vorstellungen mehr in die Augen fiel. Dadurch aber wurde der Kunst nicht aufgeholfen; indem man ihre Mißbräuche fühlte, verlor man zugleich den Sinn für ihre Schönheiten.

Zwey Uebel entstanden daraus, die den Geschmack niederhalten, und das Talent für bildende Kunst im Keim ersticken mußten. Diese waren: Anhänglichkeit an schlechte Bilder, welche der Aberglaube geweihet hatte, und Bilderstürmerey, welche die Kunst verbannen wollte, damit sie nicht schade — so wie einige Obscuranten neuerer Zeit das Licht, damit sich Niemand daran verbrenne.

Allmählich verlor ſich an den Höfen Deutſchlands der Geiſt der alten Ritterſchaft; an ſeine Stelle trat ein Ton der Galanterie, der die Kunſt in einer ganz andern Rückſicht zum Bedürfniſſe machte. Man hatte ſie bisher faſt bloß als Hülfsmittel religiöſer Gebräuche betrachtet; jetzt wurde ſie ein Gegenſtand des Luxus und der Ueppigkeit. Dadurch wurde nun freylich der Kunſttrieb geweckt und genähret, aber auf eine Art, die ihn herabwürdigte. Der Künſtler, deſſen Beruf es iſt, das Schöne und Pathetiſche mit der ganzen Stärke des Genie's darzuſtellen, verlor ſich im Söldner der reichen Unwiſſenheit. Das Talent eigner Schöpfungen im Geiſte der Alten konnte bey den meiſt geſchmackloſen Aufträgen der Reichen und Großen nicht emporkommen. Bildniſſe in einer Tracht, die alle mahleriſche Wirkung ausſchließt, Vorſtellungen fremder Völker und Thiere, Familienſzenen, Jagdpartien, und Feſte, die der Hof gegeben hatte — dieß waren gemeiniglich die Gegenſtände, woran Mahler und Bildhauer ihre Kunſt erſchöpften, und die eben nicht geeignet waren, ihnen die Auszeichnung zu geben, welche die Künſtler in dem früher gebildeten Italien genoſſen.

Wir wollen indeſſen gegen den freylich mißgeleiteten Kunſtfleiß unſerer Vorfahren nicht undankbar ſeyn. Mitten aus einer dem echten Mahlergenie ſo wenig günſtigen Periode leuchten, außer dem oben ſchon erwähnten Albrecht Dürer, die Nahmen eines Lukas Kranach, Johann Holbein, Chriſtoph Schwarz, Johann Rotenhammer, Adam Elzheimer, und andere mehr, wie Sterne in dunkler Nacht hervor. So große Vorzüge aber auch die Werke dieſer Meiſter in einem und dem andern Stücke haben, ſo vermißt man doch bey ihnen den edlen Reiz und die leichte Grazie, welche der Kunſt gleichſam ihre Vollendung geben. Selbſt Dürer konnte durch ſein feuriges Genie und ſeine koſtbare Behandlung weder das Steife ſeiner Zeichnung, noch den Mangel des Edlen im Ausdruck ganz verbergen. Holbein verderb das Wahre und Kräftige ſeiner Karnation durch die wulſtigen, geſchmackloſen Gewänder.

Wahrſcheinlich iſt es dieſer Vernachläſſigung einzelner Theile der Mahlerey ſowohl, als dem getrennten Intereſſe deutſcher Höfe und ihrer damit verknüpften Vorliebe für das Ausländiſche, beyzumeſſen, daß die Kunſt der Deutſchen

von je her so auffallend verkannt wurde, bis sie endlich durch eigne Kräfte sich auf eine Höhe schwang, die dem fremden Stolz Achtung und Neid einflößt.

Dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, die bildende Kunst in Deutschland auf den Grad von Vollkommenheit zu bringen, wo ihr, um das Höchstmögliche zu leisten, nichts fehlet, als jene lebhafte Theilnahme der Nation, die immer eine Folge des Gemeingeistes ist.

Das steigende Bedürfniß, vorzügliche Kunstwerke zu besitzen, vervielfältigte die Muster zu Bildung junger Künstler. Außer den größern, von regierenden Fürsten angelegten Gallerien, entstanden jetzt Privatsammlungen von Gemählden, in denen man nicht selten Werke der berühmtesten Meister findet, und welche mächtig auf die Verbesserung des Geschmacks wirkten, indem das aufkeimende Genie dadurch mit dem, was die Kunst Vollendetes hat, näher bekannt wurde. Eine Folge davon war die Errichtung mehrerer Kunstakademien, und das Reisen der Zöglinge nach Italien, um die Kunst der Alten an Ort und Stelle zu studiren.

Dieses rege Aufstreben hatte gleichwohl noch immer mit den schon mehrmahls berührten Nach-

theilen der Vereinzelung zu kämpfen. Aus Mangel eines gemeinschaftlichen, ins Große gehenden Zwecks blieben die meisten der zum Aufkommen der Kunst errichteten Institute hinter ihrer Erwartung zurück. Zwar fehlte es nie in Deutschland an edlen Männern, die mit einem patriotischen Aufwande die Kunst mächtig unterstützten; aber was vermochten ihre Bemühungen über den Geschmack der ganzen Nation, da sie nicht einmahl hinlänglich bekannt wurden?

Endlich lenkte die zunehmende Kultur den Geist der Deutschen auf die Philosophie des Schönen. Baumgarten führte diese wohlthätige Wissenschaft unter dem Nahmen der Aesthetik bey uns ein; ein Hagedorn, ein Winkelmann, ein Lessing traten unter uns auf. Mit ihnen beginnt eine ganz neue Epoche der Kunst in Deutschland; sie bildeten den Geschmack, und führten ihn in der Wahl des Schönen auf untrügliche Grundsätze zurück.

Der Same, den diese Männer ausgestreuet hatten, trieb Blätter und Blüthen. Außerdem daß ihre Schriften auf den Geist der Zöglinge der Kunst wirkten, wurde durch sie Kenntniß des Alterthums verbreitet, und das Auge an die lieblichen Umrisse griechischer Formen gewöhnt.

Man war jetzt auf dem richtigen Wege des Schönen: aber man suchte auf demselben ein Ziel, das nur einmahl, und nur von Griechen der Vorzeit gefunden werden konnte. Ein solcher Zusammenfluß mitwirkender Umstände, der jene Kunstwerke des Alterthums hervorbrachte, wird nie wieder kommen. Hätte man dieß bedacht, so würde man das Undankbare der unmittelbaren Uebertragung griechischer Formen auf die neuere Kunst eingesehen, und diese vielmehr, nach dem Beyspiele der Griechen, durch sich selbst zu vervollkommnen gesucht haben. Nur in so weit ist der Gebrauch der Antiken von allgemeinem Nutzen, als sie der reine Abdruck vollendeter und zum Ideale geläuterter Natur sind.

In dieser Rücksicht nun war das Studium der Antiken von dem wohlthätigsten Einfluß auf die Kunst. Besonders haben die Gypsabgüsse von Statuen, und die Abdrucke von alten Gemmen, wozu Lippert durch seine Daktyliothek den Grund legte, viel zur Besserung des Geschmacks beygetragen.

Die Kunst der Deutschen nahm jetzt einen veränderten Charakter an, und was man ehedem deutsche Schule nannte, ist nur auf die ältern Künstler dieser Nation, und auch auf diese

nicht unbedingt, anwendbar. Nur in so fern ist die deutsche Kunst sich selbst treu geblieben, als bedeutungsvolle Wahrheit ein Hauptzug derselben ist. Mit dieser Eigenthümlichkeit verbindet sie eine richtige Zeichnung, ein die Natur nachahmendes Kolorit, und eine fast mathematische Genauigkeit in der Wirkung des Lichts. Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß ich hier bloß von unsern vorzüglichern Künstlern rede, und daß selbst bey diesen in einem und dem andern Stück Ausnahmen Statt finden. Allein im Ganzen genommen geben jene Eigenschaften der deutschen Kunst eine sichtbare Ueberlegenheit.

Nur daß diese Ueberlegenheit sich meist dann erst äußert, wenn sie von dem Druck äußerer Verhältnisse sich loswindet, welche gemeiniglich den Wirkungskreis deutscher Künstler einengen. Daher in neuern Zeiten die Auswanderungen einiger unserer Künstler vom ersten Range! Mengs ging nach Spanien; Wille nach Frankreich; Angelika Kaufmann, Meyer und Zoffany fanden in England; Tischbein und Hackert in Italien Glück und Achtung. Doch wir wollen nicht ungerecht seyn. Auch in Deutschland blieb die wahre Kunst nicht immer unbelohnt. Als Beyspiele darf ich nur den ä-

kern Tischbein in Cassel, Rode und Chodowiecki in Berlin, und Graff in Dresden nennen.

In dieser schwebenden Lage zwischen Kraft und Widerstand erhielt sich die Kunst eine geraume Zeit, und lieferte mitunter Werke, die zu den größten Hoffnungen berechtigten. Allein sie hat gleichwohl das Ziel noch nicht erreicht, welches sie, nach dem Stufengang unserer Kultur und den damit verknüpften strengeren Forderungen des Geschmacks, hätte erreichen sollen. Man vermißt in ihr den Geist von Größe und Bedeutsamkeit, wodurch die Werke des Alterthums so einzig sind. Zwar wird die neuere Kunst nie erreichen, was man seit Jahrhunderten als unerreichbar anerkannt hat? nie eigentlich griechische Kunst werden; aber was man mit Recht von ihr verlangen kann, ist, daß sie in ihrer Natur, im Geist ihrer Zeit den hohen Grad von Vollkommenheit aufsuche, den die griechische in dem ihrigen fand. Daß sie das könne, wird niemand läugnen, der dem Gange der Entwickelung menschlicher Seelenkräfte nachgespürt hat.

So wäre denn der Grund, warum die neuere Kunst die Höhe der alten noch nicht erstiegen

hat, minder in dem Druck von außen, als in dem Nichtgebrauch ihrer eignen Kräfte zu ſuchen? Faſt möchte man glauben, daß dieß wirklich der Fall ſey, wenn nicht der Zweifel ſelbſt ganz natürlich auf die Antwort führte: daß eben dieſer Nichtgebrauch der Kräfte ſeinen Grund faſt immer in äußeren Verhältniſſen habe.

So groß indeſſen die Hinderniſſe ſind, welche dem Aufkommen der Kunſt von außen im Wege ſtehen, ſo können ſie doch durch die Macht des Genie's, und durch Weckung des Gemeingeiſtes größten Theils hinweggeräumt werden. Dazu gehört aber freylich ein Zuſammenfluß günſtiger Umſtände, der, indem er das ſchlummernde Genie weckt, die öffentliche Meinung nicht nur höher ſtimmt, ſondern auch auf einen gewiſſen Punkt lenkt, wohin alle Kräfte des Denkens und Handelns ſtreben.

Sollte nicht die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die durch eine beyſpielloſe Erſchütterung Alles fürchten und hoffen läßt, einen ſolchen Zuſammenfluß günſtiger Umſtände für die Kunſt — ich ſage nicht darſtellen, ſondern nur vorbereiten?

Auf einer Seite iſt der Kampf der Wahrheit und Menſchenwürde gegen Trug und Vor-

urtheil unverkennbar; auf der andern aber ſind es gerade die öffentlichen Uebel, welche wahrſcheinlich den Keim einer neuen Thätigkeit entwickeln werden. Auch die Verheerungen des Kriegs ſind in ihren Folgen wohlthätig; die durch ſie verſcheuchten Künſte kehren in verjüngter Schöne zurück — wie das Bild der Hoffnung in den mannigfaltigen Stürmen des Lebens.

Man vergebe daher dem Wunſche, daß diejenigen, denen Genie oder mittelbarer Einfluß die Macht gab auf den Geſchmack der Nation zu wirken, den gegenwärtigen Zeitpunkt benutzen möchten, auch der bildenden Kunſt, durch Veredlung ihrer Zwecke, eine neue Richtung zu Belebung des Gemeingeiſtes zu geben. Das Außerordentliche der Begebenheiten um uns her müßte ſeine Natur verläugnen, wenn es nicht auch im Gebiethe der Wiſſenſchaften und Künſte mehr als gewöhnliche Folgen haben ſollte.

Dieſe kurze Ueberſicht der Geſchichte der Kunſt unſers Vaterlandes wird uns in den Stand ſetzen, ihre gegenwärtige Beſchaffenheit, und was ſie beſonders im Jahr 1794. geleiſtet hat, nach einem beſtimmtern Maßſtabe zu würdigen.

Die Bemühungen, der bildenden Kunſt mehr Leben, und ſelbſt mehr Einfluß auf Geiſt und

Herz zu geben, waren in dieſem Jahre zahlreicher, als man bey der für Gegenſtände ganz anderer Art geſtimmten öffentlichen Meinung hätte erwarten ſollen. Wenn der Erfolg nicht immer den Wünſchen der Unternehmer entſprach, ſo lag die Urſache ſowohl in dem öffentlichen Ungemache, welches die verſchönernden Künſte nieder hielt, als in dem verkannten eigentlichen Zwecke der Kunſt, der unter dem Druck artiſtiſcher Spielerey erlag. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches dieſer beyden Hinderniſſe der Spannung der Geiſteskräfte zu Verbreitung ihres Reichthums am nachtheiligſten ſey.

Nur wenige Kunſtprodukte, die ſich durch Größe und Bedeutſamkeit auszeichnen, erhielten in dieſem Jahre ihr Daſeyn. Dagegen keimten im Laufe desſelben Unternehmungen, die einen männlichern Kunſtgeſchmack, und mehr Theilnahme von Seiten des Publikums hoffen laſſen, wann der wiederkehrende Friede die Gemüther für das Schöne empfänglicher macht, und das Kommerz belebt.

Man wird nicht erwarten, daß die Kunſt in dieſem Jahre an den verſchiedenen Höfen Deutſchlands große Fortſchritte gemacht haben werde, da eine erſchütternde Umwälzung der

Dinge jede Aufmerksamkeit verschlang, die man ihr sonst wohl schenkte. Dieß war auch der Fall in den Handelsstädten, und wo man ihr sonst ein beständiges oder momentanes Asyl gestattete.

Sie ist gleichwohl nicht unthätig geblieben. Leipzig, Berlin, Stuttgard, Cassel und andere Städte mehr sahen mitten unter dem Geräusche der Waffen Kunstwerke entstehen, deren Werth sich nicht bloß auf den wenig entscheidenden Beyfall des ersten Eindrucks einschränkt.

Unter den Werken der Bildhauerkunst zeichnet sich vorzüglich die vom Professor und Hofbildhauer Scheffauer in Stuttgard verfertigte Statue der Göttin der Dichtkunst aus. Sie ist zwar schon im vorhergehenden Jahre meist ausgeführt, allein seit Kurzen erst recht bekannt geworden. Das Interessante der Vorstellung an sich, und die Wärme, womit der Künstler seinen Stoff bearbeitet hat, machen dieses Kunstwerk zu einer anziehenden Geistesbeschäftigung für jeden Kenner.

Die Statue ist sechs Fuß hoch. Im Angesicht sowohl als im Gliederbau der Göttinn sind die Ausmessungen einer jugendlichen Venus mit dem stolzen Anstand einer Minerva vereint. Mit einer Wendung voll Leben und Ausdruck

beugt sie sich vorwärts nach der Tafel hin, welche sie mit der linken Hand hält, und worauf sie mit dem Griffel einen Gedanken zu entwerfen im Begriff ist, dessen Unsterblichkeit man zu ahnden glaubt. Der Blick, denkend in sich gekehrt, irrt gleichsam seitwärts auf die Tafel hin. Ihre Miene ist Ausdruck wohlthätigen Geistesgenusses; die Stellung, schwebend zwischen Anmuth und Würde, läßt bey dem schönen Faltenwurfe des Gewandes die Gliederbewegungen durchscheinen.

Gleich starken Eindruck macht eine über der Asche ihres Gemahls weinende Artemisia, in halb erhobener Arbeit von Cararischem Marmor, welche eben dieser Künstler kürzlich vollendet hat. Mit einem Ausdruck inniger Wehmuth schmiegt die Trauernde sich an den Säulenfuß, welcher die Urne trägt. Schmachtend lehnt sie ihr Haupt an den Aschenkrug; ihre Linke umwindet denselben mit dem losgerissenen Schleyer, die Rechte hängt nachläßig herab. Diese glückliche Idee des Künstlers thut eine Wirkung, wovon man sich nur durch Anschauen überzeugen kann.

Modellirt hat derselbe eine schlafende Venus, die er in Marmor ausführen wird. Brust und Kopf ruhen auf einer Rasenbank; ein leichtes

Gewand umſchattet den ſchönen Körper. Amor in der unnachahmlichſten Attitude hebt das Gewand der Göttinn lüſtern auf, und iſt ganz Blick nach ihrem wallenden Buſen. Die Erfindung ſowohl, als die ſchönen Formen der weiblichen Glieder, zeigen, daß der Künſtler ſich nach griechiſchen Muſtern gebildet hat.

Noch verdienen die Büſten des Raths und Profeſſors Oberthür zu Würzburg, und des letztverſtorbenen Herzogs von Würtenberg Erwähnung, womit Scheffauer im Laufe dieſes Jahrs ſich beſchäftigte.

Ein modellirter Engel bey den Grabſteinen zweyer Kinder, und eine Kindergruppe, beyde vom Rath Nahl in Caſſel, verdienen Aufmerkſamkeit.

Der Bildhauer Haid der ältere daſelbſt lieferte ein Modell des Herkules und der Omphale in ihren vertauſchten Kleidern.

Unter den zahlreichen Arbeiten, welche die Zöglinge der Kunſtakademie zu Wien in dieſem Jahre geliefert haben, und die ſowohl ihren Fleiß als den blühenden Zuſtand dieſer ausgebreiteten Kunſtſchule beweiſen, bemerkte man beſonders die ſehr ähnliche Büſte des regierenden Kaiſers in Lebensgröße, von Franz Tha-

ler, einem jungen Künſtler aus Tyrol, in Gyps geformt. Durch den Faltenwurf des Gewandes auf der Bruſt iſt die Silhouette der Kaiſerinn künſtlich angebracht.

Vom Bildhauer Böttcrich zu Dresden erſchien eine ſchöne freyſtehende Gruppe aus Thon geformt. Theſeus hebt, auf Befehl ſeiner Mutter, einen großen Stein empor, um die darunter liegende Schuhe und Waffen ſeines Vaters heraus zu nehmen, und ihm zu überbringen. Dieſer junge Künſtler erregt große Erwartung.

Der Medailleur Bärendt daſelbſt hatte die Bildniſſe des Amors und der Pſyche, nach der Antike, und den mit einem Engel ringenden Jakob, nach eigener Erfindung, halb erhoben in Wachs boſſiret. Er iſt durch mehrere Werke ſchon vortheilhaft bekannt.

Von öffentlich bekannt gewordenen Mahlereyen muß vor andern das vom Direktor Füger in Wien verfertigte Bildniß des Prinzen Friederich Wilhelm von Hohenlohe, K. k. General-Feldzeugmeiſters, in Lebensgröße, genannt werden. Kenner bewundern an dieſem Stücke das Intereſſe der Darſtellung in Benutzung jedes kleinen Nebenumſtandes, verknüpft

mit einer freyen, und doch wohl überdachten Zeichnung und Farbengebung.

Der Direktor und Professor Casanowa in Dresden lieferte ein Oehlgemählde mit lebensgroßen Figuren den Theseus vorstellend, wie er seine Gemahlinn Antiope, die durch einen Pfeilschuß an seiner Seite streitend getödtet wurde, vom Schlachtfeld aufhebt. Bey der schön gedachten Komposition, und der richtigen Zeichnung des Ganzen, vermißt man am Kopfe des Theseus das ihm in antiken Abbildungen eigene Edle, und in seinem Angesichte den Ausdruck von Schmerz, der ihn in diesem Augenblick durchdringen mußte. Eben so hätte man dem Bilde der Antiope, deren Lage übrigens sehr natürlich ist, mehr weiblichen Reitz, und mehr Feinheit der Formen einzelner Theile gewünscht.

Der zweyte Direktor, Professer Schenau daselbst, hatte die Verklärung Christi nach Raphael gemahlet. Kenner, welche mit dem Eigenthümlichen beyder Mahler vertraut waren, urtheilten darüber, daß Raphael nicht der Mann sey, den Hr. Schenau sich zum Vorbilde nehmen müsse.

Der Hofmahler Anton Graff vermehrte die Anzahl seiner vortrefflichen Gemählde durch

ſechs Bildniſſe. Das erſte ſtellt einen ruſſiſchen General, und das zweyte deſſen Gemahlinn in Kniestücken vor. Die übrigen ſind: zwey polniſche Herren, der Oberhofprediger Dr. Reinhard, und eine junge Dame, bey welcher beſonders die edle Stellung gerühmt wird.

Durch eine Kopie der Madonna von Raphael in der kurfürſtlichen Galerie zu Dresden, vom Profeſſor Seidelmann daſelbſt, wurden Kenner nicht ganz befriedigt. Dieſer Fall, ſo wie der obige, ſcheint ein warnender Wink für junge Künſtler zu ſeyn, das Kopieren der Werke Raphaels nicht für ſo leicht zu halten, da es ſelbſt Männern von entſchiedenen Talenten nicht immer glückt, ſeinen Geiſt zu erreichen.

Vom Mahler Klengel, auch zu Dresden, rühmt man eine Anſicht von Tharant im Planiſchen Grunde, nebſt mehrern Landſchaften.

Vorzüglichen Beyfall aber fand ein Oehlgemählde von Pochmann daſelbſt, welches in Figuren etwas unter Lebensgröße die drey Grazien in einer waldigen Gegend im Waſſer badend vorſtellt. Kupido in der Höhe ſchwebend entführt die abgelegten Kleider derſelben. Eine durchaus richtige Zeichnung wird in dieſem Gemählde durch das wärmſte Kolorit beſeelet.

Indeſſen haben Kenner an den Köpfen der Grazien den Ausdruck von Reitz und liebenswürdiger Schüchternheit vermißt, die bey einem ſolchen Vorfalle ſo natürlich war. Der Herzog von Sachſen Weimar hat dieſes Gemählde für 300 Rthl. gekauft.

Vom Profeſſor und Hofmahler Böttner zu Caſſel erſchien in dieſem Jahr ein Staffeleygemählde, die Freude oder Fröhlichkeit in einer allegoriſchen Figur vorſtellend. Es iſt die reitzendſte weibliche Geſtalt neben einem antiken Opferheerde. Geſundheit und Liebe röthen ihr Angeſicht, und glänzen im ſeelenvollen Auge; mit dem Ruder in der Hand ſcheint ſie zum frohen, aber mäßigen Lebensgenuß einzuladen.

Bald nachher führte eben dieſer Künſtler eine ſeiner glücklichſten Ideen in einem andern Gemählde aus, welches den Pygmalion und ſeine Statüe im Augenblick ihrer Verwandlung vorſtellt. Dieſer von Künſtlern und Dichtern ſo oft bearbeitete Gegenſtand ſchien kaum eine neue Art der Darſtellung zu geſtatten, und doch wußte Böttner eine noch nicht genutzte Seite daran zu entdecken.

Zur Rechten des Gemähldes kniet Pygmalion in zurückgelehnter Stellung, und halb im Begriffe ſich zu erheben. Seine Arme ſind aus-

gebreitet, doch gleichſam kraftlos niederſinkend. Stellung und Mienen zeigen einen Zuſtand an, der aus Staunen, Freude, und Mißtrauen gemiſcht iſt. Wonnetrunken heftet er den Blick auf die zur Linken des Gemähldes befindliche Statue, und das Wunder, welches in dieſem Augenblicke mit ihr vorgeht. Oben etwas hinterwärts erſcheint Venus auf einer Wolke, mit beſonderer Kunſt duftig, und in kühnen Verkürzungen gemahlet. Sie berührt mit ihrer Fackel das Haupt der auf einem Säulenfuße ſtehenden Statue Eliſens, ſo, daß man die Flamme darüber empor lodern ſieht. Die von dieſer Berührung ausgehende Lebenskraft ſcheint das ganze Bild von oben herab zu durchdringen. Roſen verbreiten ſich über Wangen und Lippen, die Augen werden Gluth, und das dunkle Haar ſcheint auf den athmenden Buſen herab zu wallen; ſelbſt das weiße Gewand nimmt von der durchſcheinenden Karnation einen gelblichen Ton an. Dieſe Wirkung verliert ſich allmählich bis in die Mitte der Statue, deren unterer Theil noch ganz Marmor, oder, wenn man will, Elfenbein iſt.

Dieſes vorzügliche Gemählde beſitzt der Erbprinz von Heſſen-Caſſel, der als Kenner und

ſelbſt geübter Zeichner den Werth desſelben zu ſchätzen wußte, und es dem Künſtler abkaufte.

Die Kupferſtecherkunſt, gereizt durch die Fortſchritte ihrer brittiſchen Nebenbuhlerinn, ſchien neues Leben zu erhalten, und lieferte unter einer Menge mittelmäßiger und verunglückter Produkte von Zeit zu Zeit Werke, die ihr in der Folge eine Art von Ueberlegenheit verſprechen, und die man den Arbeiten eines Bartolozzi, Byron, Sharp, Ryland und Woollet an die Seite ſetzen kann.

Bolt in Berlin hat das Bildniß Kants nach einer Zeichnung von Vernet geſtochen. Das Blatt iſt des Künſtlers würdig, aber doch nur ein ſtiller Aufruf an die Nation, die dieſem ihrem Landsmanne faſt in allen Fächern des Denkens ſo große Verbindlichkeiten hat.

Die Bildniſſe zweyer andern berühmten Philoſophen — Reinhold und Jakobi — lieferten Lips in Weimar, und Thelot in Düſſeldorf.

Noch gehören hierher folgende Bildniſſe berühmter Gelehrten, die des Aufbewahrens würdig ſind:

1) Der Geheime Rath und Kanzler von Springer zu Rinteln, von Haid in Augsburg.

2) Der Hofrath Mayer in Kulmbach, bekannt durch die mit großem Beyfall aufgenommene Schrift: Wie ſoll ein Frauenzimmer ſich würdig bilden?

3) Der Schaffer Panzer in Nürnberg, von P. W. Schwarz nach Heſſel.

4) Der Superintendent Schnizer zu Neuſtadt an der Aiſch, von Heſſel.

Pichler in Wien lieferte in ſchwarzer Kunſt das Bildniß des jetzigen Königs in Polen, nach einem Oehlgemählde des berühmten Profeſſors J. B. Lampi daſelbſt.

Der Hofkupferſtecher Schröder in Braunſchweig vollendete in dieſem Jahre 1) das Bildniß der verwittweten Herzoginn, nach einem Paſtellgemählde; 2) ein Blatt nach Kaſpar Netſcher mit der Unterſchrift: Il réflechit. Es iſt das Bild eines jungen, durch Nachſinnen ſich zum Schreiben anſchickenden Mannes; 3) ein treffliches Gemählde Titians aus der Gallerie zu Salzdalum, mit der Unterſchrift: La conſidence ſolide.

Warum müſſen aber Kupferſtiche, die mitten in Deutſchland erſcheinen, franzöſiſche Unterſchriften haben?

Bause in Leipzig lieferte nach einem Gemählde von Graff das Bildniß des dortigen Burgermeisters Carl Wilhelm Müller. Es wird unter die besten Arbeiten dieses berühmten Künstlers gerechnet. Schon vorher hatte er seine Verdienste um die Kunst durch folgende vortreffliche Blätter vermehrt: 1) das Bildniß des jetzigen Kurfürsten von Sachsen; 2) der regierenden Herzoginn von Kurland, beyde in größerm Formate; 3) das Bild des Dr. Morus, zur Folge der vom Künstler gestochenen Gelehrten.

Von Wilhelm Kobel zu Mannheim erschienen mehrere Blätter in der Aquatinta-Manier, nach Both, Wynants, Berghem, und andern berühmten Meistern der flandrischen und holländischen Schule.

Von den Bildnissen berühmter Gelehrten von Bock und Moser erschien das XII. Heft. Das Unternehmen erhält sich in seinem Werthe.

Mehrere zu Nürnberg herausgekommene Blätter, z. B. die Allerwiese bey besagter Stadt, das Bergschloß Hohenstein, ein Theil des Steinbruchs bey Wendelstein, die Löwengrube, Ansicht des Furtenbachischen Schlosses zu Reichenschwand, das Bürgermädchen zu Nürnberg,

und viele andere mehr, beweisen nicht nur den fortwährenden Kunstfleiß dieser uralten Pflegerinn deutscher Künstler, sondern auch die freylich in manchen Stücken noch sehr nöthige Verbesserung ihres Geschmacks.

Am meisten aber gereicht es der deutschen Nation zur Ehre, daß bey ihr mitten unter den Stürmen eines in seiner Art einzigen Krieges mehrere Unternehmungen aufkeimten, die alle zu Belebung eines edlen Selbstgefühls mehr oder weniger beytragen müssen, und, indem sie den Kunstsinn schärfen, den Genuß des Lebens verschönern.

Unter diesen mit einem in Deutschland bisher ungewöhnlichen Kostenaufwand verknüpften Unternehmungen verdient hier wegen der Kupfer vorzüglich die von Göschen in Leipzig veranstaltete Prachtausgabe der Werke Wielands genannt zu werden. Es ist das erste Unternehmen dieser Art in unserm Vaterlande, und für die bildende Kunst so wichtig, als für die Geschichte der Literatur.

Auf einer andern Seite führte Hofmann zu Chemnitz mit einem bey Buchhändlern nicht sehr gewöhnlichen Enthusiasmus die Idee eines Pantheons der Deutschen aus, wovon

der erſte Theil in dieſem Jahr erſchienen iſt. Dieſer enthält die Charakterzeichnungen Luthers und Friederichs des Einzigen. Die ſechzehn dazu gehörigen Kupfer empfehlen ſich ſchon durch die Nahmen der Künſtler, Schubert, Berger, Volt, Dornheim, Geyſer, Kohl, Lips, Schulz, und Stölzel. Der ſtrengere Kunſtrichter wird freylich hier und da Flecken bemerken: allein dieſe können bey einem erſt beginnenden Werk nur durch den Stuffengang zur Veredlung vermieden werden, und es würde für den Vaterlandsfreund niederſchlagend ſeyn, wenn dieſes Unternehmen durch die Folgen des Kriegs oder die Kälte der Nation im Keim erſtickt werden ſollte.

Ein ähnliches Verdienſt hatte ſich ſchon vorher Frauenholz in Nürnberg erworben, durch die von ihm veranſtaltete Abbildung ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Gottheiten, nach den Gemmen des ehemahligen Stoſchiſchen Kabinets. Davon erſchien in dieſem Jahre der zweyte Theil, welcher die griechiſchen Gottheiten enthält.

Ueber den Werth dieſer Abbildungen hat die Stimme der Kenner ſchon entſchieden; es iſt zu hoffen, daß ſie auf mehr als eine Art zu

Veredlung des Geſchmacks mitwirken werden. Vielleicht, daß dadurch die Kunſtallegorie auf ihre urſprüngliche Einfalt zurück geführt, und dem Genie der Künſtler eine neue Ausſicht zu geiſtvollen Kompoſitionen geöffnet wird. Wenigſtens muß eine nähere Bekanntſchaft mit den Götterſyſtemen der Alten den Künſtler auch mit dem Geiſt ihrer Symbole vertrauter machen; und dazu können dieſe Abbildungen einiger der bekannteſten Gottheiten des Alterthums, vieles beytragen. Wenige neuere Werke des Grabſtichels haben Treue und Schönheit in dem Grade vereinigt, wie das Gegenwärtige. Hier hat das Auge des Kunſtliebhabers echte Antiken vor ſich.

In Leipzig erſchienen bey Voß und Kompagnie Mahleriſche Skizzen von Deutſchland, von Günther und Schenkert, des oberſächſiſchen Kreiſes erſtes Heft, welches folgende Gegenden in Abbildungen und Beſchreibungen darſtellt; das Kloſter Alt Zelle, die Bergveſte Kiſſenhauſen, das Schloß Stolpen, und die Ruinen von Frauenſtein. Es iſt ein beyfallswürdiger Gedanke, durch Abbildungen und Beſchreibungen dieſer Art die Nation mit ſich und ihrem Lande näher bekannt zu

machen. Auch fehlt es den hier gelieferten Ansichten bey dem meist gut gewählten Standpunkte nicht an Interesse, und der Grabstichel hat in Ansehung des mäßigen Preises Alles geleistet, was Billigkeit fordern kann.

Minder befriedigend für den Geschmack — wenigstens dem Endzweck einer lehrreichen Unterhaltung für Leser verschiedener Stände nicht ganz angemessen — möchten wohl die den Abbildungen beygefügten Beschreibungen und historischen Erläuterungen seyn. Dem Verfasser derselben fehlt die Gabe, seinen Gegenstand aus einem festen Gesichtspunkte ganz zu umfassen, und den Blick des Lesers darauf hin zu lenken. Der deklamatorische Ton vermag die Trockenheit der Erzählung nicht zu mildern; die zahlreichen Citate und Belege erinnern nur zu oft an das Horazische sed hic non erat locus.

Als ein Pendant zu diesen Skizzen müssen die in nähmlichen Verlage herausgekommenen Mahlerische Wanderungen durch Sachsen, von Engelhard und Veith, 1. Heft, betrachtet werden. Die Ansichten der Schlösser Lohmen und Hohenstein, des so genannten Kuhstalls, und des Städtchens Schandau an der Elbe, nebst deren Beschreibungen,

machen den Inhalt aus. Die Abbildungen ſind etwas kleiner als die vorigen; der Grabſtichel hat weniger Eigenes, aber mehr Feinheit. Die Beſchreibungen ſind minder überladen, anſchaulicher, und zur Unterhaltung geſchickter.

Noch gehören hierher die mahleriſchen Anſichten von Leipzig, ebenfalls bey Voß und Kompagnie.

In Berlin hat der berühmte Mahler Bernhard Rode die Sammlung ſeiner radirten Blätter mit einem zweyten Anhange vermehrt.

Von Köppel zu Anſpach erſchien: die Eremitage zu Sanspareil, I und II. Heft, mit acht in Aberlis Manier gemahlten Proſpekten. Dieſes dem Vaterland Ehre bringende Werk ſoll fortgeſetzt werden

Das Induſtriekomtoir zu Weimar veranſtaltete die Herausgabe eines deutſchen Obſtgärtners, welcher nebſt den Beſchreibungen die in Deutſchland einheimiſchen Obſtarten in nach der Natur ausgemahlten Abbildungen liefert. Hiermit iſt noch das Inſtitut eines pomologiſchen Kabinets von naturlich nachgeformten Wachsfrüchten verbunden.

Mit einem vermiſchten Gefühle des Beyfalls und der Mißbilligung eines nie ganz zu betän-

benden Kunſtſinns empfing das Publikum die übrigens getreuen Nachbildungen der Hogarthiſchen Kupfer von Rieyenhauſen, im Verlage Dieterich's zu Göttingen.

In ſo fern man dabey auf das Anſehen Rückſicht nimmt, in welchem dieſes originale Werk bey Kennern und Nichtkennern ſteht, ſo dürfte wohl gegen die Verpflanzung desſelben auf deutſchen Grund und Boden nichts zu erinnern ſeyn. Aber es läßt ſich auch aus einem andern Geſichtspunkte betrachten! Sollte wohl die Kunſt ſelbſt dabey gewinnen, wenn der Geſchmack der Nation für die Launen eines Hogarth empfänglich gemacht wird? Es gibt eine Art der Originalität, die wir unſern brittiſchen Nachbarn nicht beneiden dürfen; die Kunſt, welche ehedem bey den Griechen eine ſo hohe Vollkommenheit erreichte, ging von dem Grundſatz aus, daß nur das Erhabene und das Schöne ein würdiger Gegenſtand ihrer Behandlung ſey.

So entſchieden daher auch das Verdienſt der Hogarthiſchen Kupfer ſeyn mag, welche durch den Witz ihres deutſchen Erklärers einen neuen Werth erhalten haben: ſo wünſcht' ich doch nicht, daß ſie auf meine Landsleute einen zu ſtarken Eindruck machen, und Nachahmer fin-

den möchten — eben darum, weil ein Hogarth eigentlich gar nicht nachgeahmt werden kann *).

*) Hierzu kommt noch der Umſtand, daß die Hogarthiſchen Darſtellungen den ausgezeichneten Beyfall, den ſie in England erhielten, größten Theils dem lokalen Intereſſe verdanken, womit ſie Begebenheiten und Perſonen, deren nähere Kenntniß zur Geſchichte des Tags gehörte, der Schadenfreude des Publikums Preis gaben. Man weiß, daß es eine ſolche Veranlaſſung war, welche zu der Begierde, die Hogarthiſchen Blätter zu beſitzen, den erſten Grund legte. Hogarth hatte nähmlich im Stuffengange der Buleriinn (Harlots progress) den Sir John Golſon, eine Magiſtratsperſon von erprobter Rechtſchaffenheit, welcher ſich beſonders die Unterdrückung liederlicher Häuſer angelegen ſeyn ließ, mit täuſchender Aehnlichkeit dargeſtellt. Am Tage, wo dieſes Blatt erſchien, war gerade Seſſion bey der Schatzkammer. Einer der Lords kaufte es unterwegs, und nahm es mit ſich dahin. Die große Aehnlichkeit des Sir John Golſon wirkte auf die übrigen ſo ſtark, daß ſie nach geendigter Sitzung ſämmtlich nach der Wohnung des Künſtlers ſtrömten, und das Werk kauften.

Dieſe Züge gehen aber natürlich für die Nachwelt, beſonders bey den Ausländern, verloren; das Intereſſe, nicht mehr durch die Theilnahme der Zeitgenoſſen gehoben, ver-

Die Aussicht für das Aufkommen der Kunst ist nicht erheiternd, wenn der Geschmack an der Karrikatur, welcher durch die schlechten Kupfer unsrer zahllosen Taschenbücher und seichten Romane übersättigt zu seyn schien, durch die Hogarthischen Blätter wieder aufgeregt werden sollte. Das traurige Talent, den Mängeln der physischen und sittlichen Welt nachzuspüren, um der Bitterkeit seines Herzens ein Opfer zu bringen, war bey keinem Volk die Grundlage hoher Kultur für die Kunst. Hogarth lebte noch vor der eigentlichen Kunstperiode Englands, welche hauptsächlich durch Reynolds, und einige nach London gegangene deutsche und italienische Künstler gegründet wurde.

Man will gewöhnlich die Mißbildungen eines launigen Kunstgeschmacks mit den Freyheiten der Satyre entschuldigen: aber in den meisten Fällen verdient die Karrikatur diesen Nahmen nicht. Satyre findet nur da Statt, wo sie durch die Art ihrer Darstellung alles Anstößige verliert, welches in der Kunst mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Selbst aus der Dichtkunst

schwindet, und an die Stelle des Enthusiasmus tritt Gleichgültigkeit.

müßte ſie verbannt werden, wenn ſie nicht von der Hand dieſer ihrer Pflegerinn allen Reiz der Einkleidung annähme, wodurch das Empörende ihrer Bilder gemildert wird. Beobachtungsgeiſt und Kenntniß des menſchlichen Herzens entſchädigen nicht immer für die verfehlte Wirkung der Kunſt. —

Der Archivacceſſiſt Carl Lang zu Heilbronn am Neckar, durch ſeine Briefe für Mahler und andere artiſtiſche Aufſätze rühmlich bekannt, machte ſich durch folgende Werke um die Kunſt verdient:

1) Artiſtiſche Verſuche, oder Nachbildungen ſchöner Gegenden und mahleriſcher Anſichten aus den merkwürdigſten Gärten der Fürſten und Großen in Deutſchland, England, Schottland und Irland. Dieſes Werk ſoll heftweiſe fortgeſetzt werden.

2) Sammlung mahleriſch gezeichneter und nach der Natur ausgemahlter Blumen und Früchte. 1. Heft, dem noch zwey andere folgen ſollen.

In Prag trat das erſte Heft einer Folge von Nachſtichen der Kupfer und Handzeichnungen, welche ſich in der vortrefflichen Sammlung des Grafen von Kollowrath daſelbſt befinden, in groß Folio an das Licht. Es enthält eilf

Handzeichnungen von Rembrandt van Ryn, und zwey dergleichen von Hohenstraden, gestochen von Joseph Schmidt. Der abgekürzte Titel ist: Recueil d'Estampes d'après les originaux qui se trouvent á Prague dans la Collectoin de Monsgr. le Comte François Nowohratsko Kollowrath etc. Premier Cahier.

Anton Balzer der jüngere daselbst lieferte den Anfang einer Folge von vier und zwanzig großen ausgemahlten Blättern, welche Ansichten der so merkwürdigen Adersbacher- und Riesengebirge vorstellen, und mit einer kurzen Beschreibung, nebst einem allegorischen Titelkupfer, versehen sind. Bis jetzt sind zehen dieser Blätter erschienen, und an der Fortsetzung wird ununterbrochen gearbeitet. —

In der geschmackvolleren, zur Bequemlichkeit des Lebens abzweckenden Baukunst verdient der bürgerliche Baumeister von Schmitt in Gotha erwähnt zu werden, wovon in diesem Jahre wieder drey Hefte erschienen sind. Sie enthalten Entwürfe zu freystehenden Land- und Gartenhäusern, und ihren mannigfaltigen Verzierungen.

Eine nähere Anzeige dessen, was in der soliden sowohl als zierlichen Baukunst geleistet worden

iſt, würde zu weit von dem Zweck einer konzentrirten Geſchichte der Kunſt ablenken: aber ein Blick auf das, was die verſchiedenen Künſte in ihrer wohlberechneten Vereinigung Großes haben, iſt zu natürlich, als daß ihn die Betrachtung ſich verſagen könnte. Hier nun verdienen vorzüglich die Anlagen des Weißenſteins bey Caſſel erwähnt zu werden, die ſich ihrer Vollendung immer mehr nähern. Bey dieſen Rieſenwerken weidet ſich das Auge des Kenners an den mannigfaltigen Kraftäußerungen der Kunſt im Wettſtreite mit der Natur. Die Solidität und die ſchönen Verhältniſſe griechiſcher Baukunſt an dem neuen Schloſſe des Landgrafen reißen zur Bewunderung hin, indeſſen weiter oben die originale Idee der Nachahmung einer alten, halb verfallenen Felſenburg — erhöht durch die Pyramide des ſein Haupt in die Wolken erſtreckenden Herkules, und den Sturz einer römiſchen Waſſerleitung — überraſchendes Staunen erregt. Alles, was die freyere Gartenkunſt Großes hat, iſt hier vereint, aber noch nicht vollendet. Daß in dem einen Flügelgebäude des großen Schloſſes ſich eine ganze Gallerie der vorzüglichſten Mahlereyen des verſtorbenen Raths Tiſchbein befindet, iſt bekannt. Aber welchen Schatz der

Natur und der Kunſt werden dieſe Anlagen einmahl entholten, wenn der groſse Plan völlig ausgeführt ſeyn wird? —

Die Literatur der Kunſt iſt bey der allgemeinen Stockung des Handels, und bey der leidenſchaftlichen Spannung der Meinungen auf ganz andere Gegenſtände, nicht ſonderlich ergiebig geweſen. Doch ſind mehrere Werke erſchienen, oder fortgeſetzt worden, die von dem nicht erkalteten Eifer der Kunſtliebhaber zeugen.

Das ſchon im Jahre 1779. begonnene Kunſtjournal des Hofraths Meuſel zu Erlangen wurde zu Leipzig unter dem Titel: Neues Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber, fortgeſetzt. Davon ſind im Laufe dieſes Jahrs drey Stücke erſchienen, welche manchen intereſſanten Beytrag zur Geſchichte der Kunſt liefern, und mit den Bildniſſen der Angelika Kaufmann, des Raths Reifſtein, und des Mahlers Guibal gezieret ſind.

Die Roſtiſche Kunſthandlung zu Leipzig machte den Anfang einer neuen Herausgabe des Verzeichniſſes ihrer Statuen, Figuren, Büſten, Basreliefs und übrigen Kunſtſachen. Der erſte Theil davon enthält, nebſt der kurzen Beſchreibung, ein und funfzig Kupferabdrücke in Konturen.

In eben dieſer Handlung erſchien in franzöſiſcher Sprache eine Beſchreibung des großen Kupferſtich-Kabinetts des verſtorbenen geheimen Sekretairs Brandes in Hannover. Sie iſt wohl geordnet, und wegen der eingeſtreuten Anmerkungen lehrreich für den Sammler und Kunſtfreund.

Hamburgiſche Künſtlernachrichten, als Supplemente zu Fueßli's Künſtlerlexikon, kamen in Hamburg heraus, und haben einen jungen Mahler Nahmens Eckhard zum Verfaſſer, deſſen bald darauf erfolgter Tod manche ſchöne Hoffnung vereitelte; denn er war einer von den wenigen denkenden Künſtlern. Faſt um die nähmliche Zeit kündigte Joh. Heinr. Fueßli in Zürich ſelbſt an, daß er das von ſeinem verſtorbenen Vater herausgegebene Künſtlerlexikon fortſetzen werde, und erbath ſich zu dem Ende Beyträge.

Vom Profeſſor Grohmann zu Leipzig, als Herausgeber, erſchien ein kurzgefaßtes Handwörterbuch über die ſchönen Künſte, von einer Geſellſchaft von Gelehrten. 1. Band. Als Erleichterungsmittel bleiben Unternehmungen dieſer Art immer verdienſtlich, obgleich ihre

Wirkung auf das Weiterkommen der Kunst niemahls groß war.

Wichtiger ist ein neuer Band der schon bekannten Abbildungen Herkulanischer Alterthümer, welcher zu Augsburg unter folgendem Titel erschien: Gemählde aus dem königlich Neapolitanischen Museo zu Portici, welche sowohl in der verschütteten Stadt Herkulanum, als auch in Pompeji, und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden, nebst ihrer Erklärung von C. G. von Murr. mit 93 Kupfertafeln. Die Kupfer sind nach den Originalstichen in bloßen Umrissen geätzt, und ob man gleich dabey die typographische Pracht der meisten neuern Kunstwerke nicht findet, so können doch diese Abbildungen entfernten Liebhabern einen anschauenden Begriff von den Schönheiten sowohl, als den Mängeln, der altrömischen Mahlerey geben. Die Erklärungen zeugen von Fleiß und nicht gemeinen Einsichten; durch mehr Biegsamkeit des Vortrages, und eine gefälligere Einkleidung würden sie an innerm Gehalte nichts verloren haben.

Ueber den Raub der Cassandra auf einem alten Gefäße von gebrannter Erde. Zwey Abhandlungen von H. Meyer

und C. A. Böttiger. Nebſt den Kupfertafeln Weimar, 1794. Mit vieler artiſtiſchen Genauigkeit und antiquariſchen Gelehrſamkeit wird in dieſem prächtig gedruckten Werk ein altes Gefäß abgebildet und erläutert, welches die verwittwete Herzoginn von Sachſen-Weimar während ihres Aufenthalts in Italien an ſich kaufte.

Oeffentliche Anſtalten zur Belebung der verſchönernden Friedenskünſte darf man natürlich im Jahre 1794. nicht erwarten; gleichwohl iſt eine ſolche noch im vorhergehenden Jahre wirklich zu Stande gekommen. Vom regierenden Fürſten zu Rudolſtadt wurde daſelbſt eine Zeichnungsſchule errichtet, und der auch durch verſchiedene artiſtiſche Abhandlungen bekannte Mahler Kämmerer wurde dabey als Lehrer angeſtellt.

Eben ſo zeigte ſich die Liebe zur Kunſt ſowohl, als der Patriotismus in einem öffentlichen Unternehmen zum Andenken des im Jahr 1789. zu Caſſel verſtorbenen berühmten Geſchichtsmahlers Joh. Heinr. Tiſchbein. Der Rath Caſparſon und der Pfarrer Götz zu Caſſel, und der Verfaſſer dieſes Aufſatzes vereinten ſich zu dieſem Zweck, und kündigten in öffentlichen Blättern eine Lebensbeſchreibung des großen Künſtlers, nebſt einem räſonnirenden,

Verzeichniſſe ſeiner Werke, an. Mit dieſem Unternehmen war die Abſicht verbunden, den Manen Tiſchbeins in dem Verſammlungsſaale der Kunſtakademie zu Caſſel ein marmornes Denkmahl zu errichten. Die Biographie des erwähnten Künſtlers wird in kurzen erſcheinen, und die Errichtung des Monuments (welche übrigens den Patriotismus der Nation ſtillſchweigend auffordert,) hat wenigſtens durch den Beytritt mehrerer achtungswürdigen Perſonen gegründete Hoffnung eines glücklichen Erfolgs für ſich *).

Von Todesfällen merkwürdiger Künſtler in dieſem Jahre ſind folgende bekannt geworden:

*) Die treffliche Lebensbeſchreibung Tiſchbeins iſt im J. 1797. unter folgenden Titel wirklich erſchienen: J. H. Tiſchbein, als Menſch und Künſtler dargeſtellt von J. F. Engelſchall. Nürnberg in der Raspeſchen Buchhandl. Mit Tiſchbeins ähnlichem Bildniß, in gr. 8. und dieſe letzte Arbeit Engelſchalls iſt von allen Kennern den vorzüglichſten Künſtler-Biographien beygezählt worden. Die Hoffnung, dem ſeel. Tiſchbein ein Monument errichtet zu ſehen, iſt jedoch mit Engelſchalls und Caſpars ſeos Tod verſchwunden.

d. H.

Ge. Friedr. Reinhold de Liszewsky, herzoglich Meklenburgiſcher Hofporträtmahler zu Ludwigsluſt, ſtarb am 11ten Junius in 70. Jahre ſeines Alters.

Ernſt Ge. Sennin, Baumeiſter der Stadt Hamburg, ſtarb daſelbſt den 8 Julius in ſeinem achtzigſten Lebensjahre. —

Am 17. November ſtarb in Kopenhagen Joh. Martin Preisler, königlich Däniſcher Juſtizrath und Profeſſor der dortigen Kunſtakademie. Er war gebohren zu Nürnberg am 14 März 1715.

Wenn wir das bisher Angeführte in einem allgemeinen Ueberblick ſammeln, ſo läßt ſich zwar die Beſchaffenheit der Kunſt im Umfange des deutſchen Reichs, ſo wie der darin herrſchende Geſchmack, mit einiger Zuverläſſigkeit angeben; allein ſchwer wird es dem Urtheile, den Grad ihres Weiterkommens zu beſtimmen, und aus der Gegenwart die Folgen fur die Zukunft zu berechnen.

Die mannigfaltigen Erſcheinungen im Fache der Kunſt zeigen offenbar ein reges Aufſtreben, welches ſelbſt der Stoß einer allgemeinen Erſchütterung und die Verheerungen des Kriegs nicht niederdrücken können. Mitten unter der

öffentlichen Stürmen bemerkt man eine fortschreitende Verbesserung des Geschmacks in der Kunst und ihrer Anwendung. Schon ist das Publikum in diesem Stück ungleich schwerer zu befriedigen, als noch vor wenig Jahren; und mit den höheren Forderungen der Liebhaberey müßte natürlicher Weise auch die Kunst selbst weitere Fortschritte machen.

Ob wir dieses mit Grund von ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit erwarten dürfen, wird eine kurze Charakteristik derselben am besten entscheiden.

Die Kunst, so wie sie gegenwärtig von ihren Geweihten betrieben wird, unterscheidet sich hauptsächlich durch ein tieferes Studium des Alterthums, durch Entwickelung der Grundsätze jeder schönen Darstellung, welche, ewig wie die Natur, weder an Zeit, noch Klima gebunden sind. Wenn gleich dieses Studium nicht selten in eitle Ostentation ausartet, so äußert es doch im Ganzen einen wohlthätigen Einfluß auf den Geschmack unserer Künstler.

An diese Eigenheit der neueren Kunst schließt sich ein gewisser Hang für das Sentimentale, welcher überhaupt im Geiste der deutschen Nation

liegt, aber in ihrer Kunſt faſt nie merklicher war, als jetzt.

Der Geſchmack an Reiſebeſchreibungen, und die damit verknüpfte Länder- und Völkerkunde hat eine ſtrengere Beobachtung des Koſtums in die neuere Kunſt gebracht, welche, ohne die mahleriſche Wirkung ſehr zu verſtärken, wenigſtens ein Beweis von fortſchreitender Kultur iſt.

Dieſe drey Eigenſchaften ſcheinen für die gegenwärtige Beſchaffenheit der Kunſt in Deutſchland charakteriſtiſch zu ſeyn, und würden zu großen Erwartungen berechtigen, wenn nicht andere damit verknüpfte Erſcheinungen eben ſo auffallend wären. Dahin gehört z. B. eine faſt allgemeine Anglomanie, die ſich beſonders in Kupferſtichen äußert, und über der zu groſſen Schätzung alles Fremden den Werth des Einheimiſchen verkennet. Dadurch wird natürlich das Gefühl innerer Kraft eben ſo ſehr niedergedrückt, als ein tieferes Studium der Kunſt dasſelbe zu beleben ſcheint.

Vielleicht aber iſt ſelbſt dieſes tiefere Studium, dieſer Hang über die Theorie der Kunſt zu raffiniren, kein günſtiges Omen ihres Weiterkommens? Man würde Grund haben, dieß zu fürchten, wenn die bekannte Erfahrung: daß

die schöne Kunst mit Darstellung beginnet, und mit Aufsuchung der Gründe endigt, allgemein wäre. Allein was ehemahls in Griechenland geschah — muß es immer geschehen? Ein anderer Ursprung, eine andere Richtung der Kunst, verändern auch ihr Lage und ihr Verhältniß gegen die Geisteskultur. Nicht diese, sondern ihr Gegentheil, untheilnehmende Kälte, und der Geschmack am Kleinlichen, sind es, was der Kunst in Deutschland die Flügel lähmt.

Wir haben Freunde der Kunst, das ist sehr recht: aber ihre Liebhaberey ist gemeiniglich nur auf Kupferstiche der neuesten Art, auf Bilderchen und Verzierungen der Mode eingeschränkt; das ist nicht recht. Gewiß hat nichts der wahren Kunst mehr geschadet, als dieser frivole Geschmack, der durch immer neue Hülfsmittel der Spielerey genähret und unterhalten wird.

Indessen aber scheint doch der Genius der Zeit, welcher die Gedanken und Empfindungen so ganz an das Große, Welterschütternde heftet, hier und da auf die Kunst wohlthätig zu wirken. Allmählich verliert sich der Geschmack an den Kalenderkupfern, oder er verlangt wenigstens eine solidere Nahrung. Die der wahren Kunst so nachtheilige Silhouettensucht hat ihre schönste

Periode überlebt. Mehrere Verſuche im Großen, deren ich oben einige angeführt habe, ſcheinen einen männlichern Kunſtſinn anzuzeigen, oder doch vorzubereiten. Wenigſtens iſt in den patriotiſchen Bemühungen echter Kunſtfreunde eine ſolche Abſicht deutlich zu bemerken.

Dieſe Erſcheinung berechtigt zu der angenehmen Hoffnung, daß mit dem wiederkehrenden Frieden ein großer Theil jener Hinderniſſe, mit denen die Kunſt bisher zu kämpfen hatte, ſchwinden, und eine neue Energie des Denkens und Handelns die Nation durchſtrömen werde. Nur eine ſolche Geiſtesſtimmung kann die Kunſt auf die erhabene Stuffe heben, wo ſie zur Veredlung der Geſinnungen wirkt.

Der Blick in die Zukunft iſt freylich immer gewagt. Indeſſen gibt es in der ſittlichen wie in der phyſiſchen Welt Erſcheinungen, die den denkenden Beobachter von dem, was iſt, durch richtige Folgerungen auf das, was ſeyn wird, ſchließen laſſen. Dahin gehört z. B. die Verbeſſerung des Geſchmacks in mehreren Geräthſchaften, deren Gebrauch im geſellſchaftlichen Leben täglich vorkommt. Man begnügt ſich nicht mehr damit, daß die Verzierung reich ſey, nein, ſie ſoll gedacht und dem Endzweck angemeſſen

seyn. Aufmerksamkeit verdient in dieser Rücksicht die Veränderung der Siegelzeichen in den Petschaften.

Die Wappen — jene Ueberreste der Barbarey des Mittelalters — werden allmählich durch geschmackvolle Köpfe, oder durch Vorstellungen aus der lieblichen Fabellehre Griechenlands verdrängt, und dürften wohl nur da noch beybehalten werden, wo sie als Unterscheidungszeichen und als Belege hergebrachter Vorrechte gelten.

Diese beyfallswürdige Idee ist einer Erweiterung fähig, welche das Genie der Künstler auffordert. Wie, wenn ein in den Geschäften des Lebens täglich nöthiges Werkzeug dazu gebraucht würde, die merkwürdigsten Begebenheiten der Zeit, die Geschichte der Erfindungen und des menschlichen Geistes — selbst merkwürdige Vorfälle einzelner Personen — durch treffende Sinnbilder zu verewigen?

Ein Unternehmen dieser Art würde so neu, als für den Geist deutscher Nation ehrenvoll seyn. Ich darf sogar behaupten, daß es unter der Hand zur Belebung des Gemeingeistes und der Vaterlandsliebe mitwirken könnte, weil das Interesse des Briefwechsels die Siegelzeichen anziehender macht, und ihre figürliche Bedeu-

tung dem Gedächtniſſe tiefer einprägt. Auch die leichte Vervielfältigung ſolcher Abdrücke würde vielleicht auf den Geſchmack und die öffentliche Meinung mehr Einfluß haben, als man zu glauben geneigt ſeyn möchte.

Wie manchem Edlen, dem die Natur einen hellen Geiſt und ein fühlendes Herz gab, müßt' es nicht ſtille Wonne ſeyn, die Szenen der Vergangenheit in dieſen ſymboliſchen Bildern gleichſam fixirt und vergegenwärtigt zu ſehen! Welche Gedanken an patriotiſche Aufopferung, an Vaterland, und an belohntes Verdienſt könnten dadurch aufgeregt werden! — Wenn die alten Griechen mehr Gemeingeiſt hatten, und inniger fühlten, als wir, ſo lag dieß ſicherlich zum Theil in der Sorgfalt, womit ſie jeden kleinen Nebenumſtand nutzten, dieß Gefühl zu wecken und zu nähren. Ihre geſchnittenen Steine ſowohl, als ihre größeren Kunſtwerke, zweckten auf Beförderung des Gemeingeiſtes ab, und eben dieſer Umſtand war es, der bey ihnen ſo große Künſtler hervorbrachte. Ohne den ihrem Volk eigenen Enthuſiasmus würden ſie keinen Phidias, keinen Pyrgoteles und Dioskorides gehabt haben.

Auch bey uns würde die Benutzung der Petschafte zu Beförderung des Gemeingeistes in keinem Fall ein Werk gewöhnlicher Wappenstecher seyn; und die Natter oder Pichler sind selten in einer Kunst, die eine lebhafte Theilnahme der Nation voraussetzt, wenn sie gedeihen soll. Allein was vermag der Geschmack nicht, wenn er herrschend wird? Wenigglückliche Versuche würden einen neuen Zweig des Kunstfleißes beleben, und nebenher die reichen Mineralien unsers Vaterlands durch Vervielfältigung geschmackvoller Gemmen auf eine Art veredlen, die der Industrie eine neue Bahn eröffnen, und einen bisher nicht genutzten Handelszweig abgeben könnte, indem sie zugleich eine Schule der Humanität würde.

Ich fühle das Gewagte dieses Gedankens in seiner ganzen Stärke. Die erfahrensten Kunstkenner sind von der Eitelkeit des Versuchs überzeugt, der alten Kunst moderne Gegenstände unterzuschieben, oder, welches einerley ist, ihrem Geist in Versinnlichung der neuern Zeitgeschichte erreichen zu wollen. Dieß ist besonders in Ansehung der Bildnerey der Fall, wo Klima, Begriffe von Sittlichkeit, Gebräuche und Klei-

dungen dem Aufstreben der Kunst fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen dämmen.

Dessen ungeachtet aber möchte wohl die geistvolle Darstellung schöner Menschheit an kein Land und an keine Zeit ausschließend gebunden seyn; wenn anders die Natur nicht zu dürftig an schönen Formen ist, und die Kunst Muth genug hat, die Fesseln zu zerbrechen, welche Wahn und falsche Dezenz dem Genie anlegen. Der Geschmack weiß nichts von einem Gesetze, welches ihn nöthigte, die unnatürlichen Kleidertrachten neuerer Zeit in der Kunst beyzubehalten. Schon die alten Künstler setzten sich über dieß Vorurtheil hinaus, und eben dieß gab ihren Werken das Dichterisch-göttliche, welches noch keine neuere Kunst erreicht hat. Die Meister der berühmtesten antiken Statüen würden gewiß lächeln, wenn ihnen Jemand die Frage vorlegte: ob ihre Götter und Herren wirklich in dem Kostume gehandelt hätten, wie sie solche vorgestellt haben.

Nur der Eigensinn und das Gold einer geschmacklosen Ueppigkeit haben die neueren Kleidertrachten in der Kunst geheiligt. Ueber diese setze sich der Künstler hinaus, und er wird Werke der Unsterblichkeit liefern — freylich verkannt von der Menge seiner Zeitgenossen, aber

deſto mehr geeignet, auf eine beſſere Nachkommenſchaft zu wirken.

Das groſſe Geheimniß der Kunſt beſteht in Verſinnlichung erhabner Ideen, in dichteriſcher Darſtellung groſſer Begebenheiten, die mit Abſonderung alles Zufälligen ganz Einfalt und Natur iſt.

Eine ſolche Darſtellung iſt im Kleinen ſo möglich, als im Groſſen; und auch hier ſind die alten Künſtler noch unerreichte Muſter. Man kennt die unbegreifliche Zartheit, womit auf ihren geſchnittenen Steinen oft die reichhaltigſten Ideen durch wenige, aber bedeutungsvolle Züge ausgeführet ſind. In Figuren, welche das unbewaffnete Auge kaum auffaſſen kann, iſt das Göttliche ihrer Kunſt ſo gut ausgedruckt, als in jenen koloſſaliſchen Statuen, welche dem Verſtand ein anſchauliches Abſtraktum vollendeter Menſchheit darſtellen.

# XII.

# Anhang.

## Auswahl einiger ſpäteren Gedichte, welche in der Sammlung des Verfaſſers (Marburg und Leipzig 1788.) nicht vorkommen.

## I.

## Paphos.

Seyd gegrüßt, ihr heiligen Gefilde,
Wo die erste aller Freuden thront,
Wo in ungetrübter Aethermilde
Das Entzücken der Verklärten wohnt;
Wo der Schmerz, mit Wollust eng verschwistert,
In der Liebe leisen Klagen tönt;
Wo die Hoffnung, die Erhörung flüstert,
Jedes Glück der Gegenwart verschönt!

Sey gegrüßt, o Land der Huldigungen,
Süßer Sorgen trautes Labyrinth,
Wo, im schönen Wechselband verschlungen,
Sterbliche den Göttern ähnlich sind!
Hain, wo unter schattigem Gebüsche,
Von des Morgens Rosenlicht umstrahlt,
In der Bilder lieblichem Gemische
Sich des Lebens höchste Wonne mahlt!

Holder ist und geistiger das Schöne
Bey der Herzen stillem Hochverein;
Schmelzender sind Philomelens Töne
Da, wo Liebende den Bund erneun!
Seufzest du im Lispel dieser Blätter,
Geist der Sappho, die um Phaon weint?
Ihren Nektar haben gute Götter
Mit den Schmerzen, die du fühlst, vereint!

Hier erwacht zu neuen Hochgefühlen
Jede Ahndung, die im Busen glimmt,
Haß und Rache, die das Mark durchwühlen,
Werden hier zur Eintracht umgestimmt!

Selbſt der Stolz, ſein Wiſſen zu erweitern,
Ehret hier der Schönheit Allgewalt,
Und die Plane ſtrengen Eifers ſcheitern,
Wo Dionens Nahme wiederhallt!

Alle Pulſe der Natur erbeben,
Wo die Tochter der Unſterblichkeit
Jedes Leben durch ein neues Leben,
Jeden Geiſt durch Göttergiück erfreut!
Hymne wird, von ihrem Hauch durchdrungen,
Jedes Lüftchen; ihrem Blick erglänzt
Jede Blume, und von ihr umſchlungen
Prangt Athene jugendlich bekränzt!

Wer entwölkt mein Auge! Welch ein Säuſeln
Dringet aus dem tiefen Hain hervor?
Weſte, die den Blüthenregen kräuſeln,
Flüſtern lieblich in mein horchend Ohr:
Heil der Hehren, die aus blauen Augen
Hier der Tage ſchönſter ſteigen ſah!
Von den Göttern dieſes Hains umflogen,
Sey gegrüßet, Amathuſia!

Und mit ihrem milden Herrſcherblicke
Steht ſie da in ſtiller Majeſtät,
Sie, durch die den Sterblichen zum Glücke
Sich die Welt in leichtern Angeln dreht.
Wo ihr Kleid den Boden ſtreift, da keimen
Blumen, die ein ew'ger Frühling krönt;
In des Himmels ungemeßnen Räumen
Wird durch ſie die Sonne ſelbſt verſchönt!

Seht, o ſeht! zum Reiz des Idealen
Steigt der Schimmer, der ihr Bild umfließt:
Ihrer Stirn entzittern lichte Strahlen,
Wie durch Morgenwolken Phöbus ſießt;

Und die Göttinn, die den Geist erheitert,
Wenn das Herz ihr froh entgegen wallt,
Die geliebte Unerkannte läutert,
Wahrheit, sich in deiner Lichtgestalt!

Sey umfangen, Hehre! Dich erblicken
Spannt den Geist zu neuer Thätigkeit:
Aus der Liebe reinerem Entzücken
Keimt des Edelsinns Erhabenheit!
Feuer füllt den Busen, höher fliegen
Die Gedanken, wo dein Bild erscheint;
Denn hier haben Wahrheit und Vergnügen
Sich, wie Lenz und Sonnenlicht vereint!

Naher ist sie nun der Erde wieder,
Nemesis mit reinem Selbstgefühl;
Freude schwingt ihr goldenes Gefieder
Um des Zufalls wandelbares Spiel!
Sorgen, die das Leben oft verbittern,
Schlummern, weil wir nicht zu unsrer Pein
Vor des Wahnes Riesenschatten zittern,
In den Armen Sophrosynens *) ein!

Selbst des Scheidens letzte bange Stunde,
Wenn das Licht der Augen nun verglüht,
Freunde weinen, und dem blassen Munde
Der gebrochne leise Hauch entflieht,
Heißt der Täuschung lange Nacht verschwinden.
Reinrer Freuden hohes Eigenthum,
Hier in Paphos nur geahndet, finden
Schöne Seelen in Elysium! —

*) Nach den alten Griechen, die weise Nüchternheit des Geistes, und Mäßigkeit im Genusse.

## 2.

## Endymion.

Wie ſchön warſt du, o Welt, als jugendliche Freude
Noch ihren Arm um meinen Nacken wand,
Und ſchmeichleriſch, im roſenfarbnen Kleide,
Mit thatenfrohem Blick die Hoffnung vor mir ſtand!
Als ich, noch unbekannt mit allen deinen Ränken,
Von Lieb' und Ruhm, die ſchöne Seelen lenken,
Den erſten Keim in junger Bruſt empfand;
Voll ſüßen Wahns mich in dem Wunderlande
Der Liederſänger gern verlor —
Cytheren bald, im wehenden Gewande
Von leichtem Silberflor,
In Thalen und auf waldumkränzten Hügeln
Den Liebling ſuchen, bald — von dir, Diotima,
Geleitet, und auf der Begeiſtrung Flügeln —
In Amors Arm die ſchöne Pſyche ſah,
Und dann in lieblichen Geſtalten,
Was ich geſehn, der Menſchheit wiedergab,
Wenn Klio durch den goldnen Zauberſtab
Der Schönheit Blüthen ſich entfalten
Und die Natur veredlen ließ — — —
So ſtellten einſt die Dichtkunſt und Geſchichte
Das Schöne jeder Art, im mahleriſchen Lichte
Vereint, dahin, und nannten's Paradies!

Wo biſt du, ſchöne Welt? Bleibt ſchmachtendem Verlangen
Von deinem Reiz die Rückerinn'rung kaum?

Und sankst du mit den Rosen meiner Wangen
In's alte Nichts, gleich einem süßen Traum?
Sind alle Freuden, die das kurze Leben würzen,
Mit dir und ihrem Quell dahin?
Und ist — weil Menschenneid und Schicksalseigensinn
Den Knoten unauflöslich schürzen —
Und ist der leise Wunsch, den rauhen Pfad zu kürzen,
Vernunft, dein glänzender Gewinn?

Ihr lieblichen Gesichte meiner Jugend,
Als ich der bessern Menschheit Lob
In jedem Antlitz las, und unbestochne Tugend
Zur Schicksalslenkerinn erhob;
Als noch kein Wunsch nach Gütern, die mir fehlten
Den Frieden meinem Herzen stahl;
Als Neid und Reue nicht die stillen Freuden zählten,
Die schöpferisch in meinem Lindenthal
Den Tanz der Grazien beseelten,
Wann bey Selenens klarem Schein
Die Musen, Götter, und Heroen
Mich wechselsweis besuchten — ach! entflohen
Wär't ihr mit euren Freuden? Nein,
Noch sehen euch in ruhig heitrer Schöne,
Begeisterung und die Kamöne!
Im Nebelflor, den die Vergangenheit
Um eure keuschen Reitze webet,
Lebt ihr (den Sternen gleich, um die zur Abendzeit
Ein rosigts Gewölke schwebet)
Durch ein gemildert Zauberlicht
Nur um so mehr die trunknen Blicke,
Und ruft den Genius zurücke,
Der Rosen in den Kranz der Horen flicht!

Den welken Reiz des Lebens aufzufriſchen,
Mit Gütern, die ich an der Hand
Der ernſten Weisheit mühſam fand,
Der Freude Blumen zu vermiſchen,
Umſchwebtet ihr den Pfad der kühnen Eigenmacht,
Den mein Geſchick zu wallen mich beſtimmte;
Den Fünken, der in meinem Buſen glimmte,
Habt ihr zur Flamme thätig angefacht!
Daß mit der Huldgöttinnen Spielen
Der Ernſt ſich paart, geläutert und verſchönt
Des Lebenskreiz mit ſtrengen Pflichtgefühlen,
Die Wahrheit mit der Dichtung ſich verſöhnt;
Daß vor dem Lächeln weiſer Freuden
Der lang genährte Kummer flieht,
Genuß des Lebens mir auf menſchenloſen Haiden
In Stürmen ſauſet, und beſcheiden
Auf Fluren in dem Veilchen blüht:
Das alles dank' ich jezt den Bildern, die im reinen,
Entwölkten Strom, der ſpiegelnd langſam eilt,
In holden Gruppen wiederſcheinen!
Hier, wo ſo gern die Rückerinn'rung weilt,
Verbrauſen Wellen, die ſich vom Gebirge wälzen,
In einen Harmonienbach;
Wo goldne Täuſchungen mit Wirklichkeit verſchmelzen,
Da wölbet ſich, bey allem Ungemach
Des Lebens, für den frohen Weiſen,
In einem Tempe, wo die Fluren niemahls eiſen,
Ein ſchattend Amaranthendach! —

Seyd heilig mir, wohlthätige Gefährten
Der Weisheit — Dichtung und Genuß!
Wenn Unmuth, Gram, und nagender Verdruß
Mir an dem Mark des Lebens zehrten,

So fand ich Ruh in eurem Wechselband,
Das eine nahmenlose Wonne
Um manchen meiner Tage wand!

O! Muse, die, von einer andern Sonne
Umleuchtet, oft im Spiegel sieht,
Warum der Mensch sich lang vergeblich müht:
Laß noch einmahl dem Blick vorüber gleiten
Von einem solchen Tag das täuschende Gesicht,
Und allen seinen Herrlichkeiten
Gib deiner Färbung Zauberlicht!

An einem heitern Wintermorgen
Erwacht in mir der Menschheit Hochgefühl;
Von Erdenglück und Erdensorgen
Fand ich den Ursprung und das Ziel
In unsrer eignen Brust, und suchte mit den Bildern
Der sonnigen Vergangenheit
Das Nebelgrau der Gegenwart zu mildern.
Still war der Geist, und glich an Heiterkeit
Dem offnen Himmel, dessen Funken
Des Tages erstem Rosenlicht
Allmählich schwanden: wonnetrunken
Verlor ich mich in diesem Glanzgesicht!
Das Morgenroth schien mit den Schatten
Der Nacht sich in ein Dichterbild
Von meinem Lebenslauf zu gatten.
Die Schöpfung lag in Silberflor gehüllt;
Todt war die Flur, und menschenlos und, wild,
Wo Blumen einst geblühet hatten.

Indessen zog durch ein verdüstert Blau
Der Tag die ersten Purpurstreifen;
Den Berg umschwamm ein kalter Nebelthau,
Gleich dünnem Flor, und nur ein flüsternd Pfeifen

In Schilf und Bäumen unterbrach
Von Zeit zu Zeit das allgemeine Schweigen.
Des Winters ſtiller Reitz, der Reif an dürren Zweigen,
Die Ruhe der Natur belebte nach und nach
In mir den Wunſch, im Freyen mich zu letzen.
Ein Drang, der nach unnennbaren Geſetzen
Allmächtig mir im Buſen ſprach,
Trieb mich zum Hain, der oft im Sommerkleide
Mein Pindus war, und Muth und ſtille Freude
In meine wunde Seele goß.
Schon naht' ich mich mit innigem Gefühle
Der Stelle, wo ich einſt mich und die Welt genoß,
Als, wie durch Zaubermacht — in Frühlingsmorgenkühle
Die ſcharfe Winterluft zerfloß.

In ſpiegelhelles Naß zerronnen,
Schien auf der blumenvollen Au'
Der Reif gleich Perlen ſich zu ſonnen;
Mit Gold beſäumte ſich der Wolken falbes Grau,
Der Weſt begann mit lieblichem Gewühle
Im dunklen Myrtenlaub die angenehmen Spiele,
Der Bäume Wipfel wiegten ſich
In einem Meer von Balſamdüften,
Indeſſen durch den grünen Schmelz der Triften
Ein fließend Silber murmelnd ſchlich.

Denkt euch ein Attika im inſelvollen Sunde,
Des Indianermeers *), das ſeine Küſten näßt,
Wo die Natur, mit Menſchenglück im Bunde,
Was Mäßigkeit bedarf, freywillig wachſen läßt.

*) Die Meerenge zwiſchen Borneo und Zeylon, wo bekanntlich eine Menge der fruchtbarſten und anmuthigſten Inſeln anzutreffen iſt.

Der Büſche grüne Nacht, von lieblichen Gerüchen,
Umwallet! unterbricht das friſche Wieſengrün:
Wenn hier Gebirge, die in Wolken ſich verkriechen,
Den Blick des Wandrers an ſich zieh'n,
So wanket dort ein Buſch voll bluh'nder Roſen,
Im Spiegel eines Bachs, der ſeinen Lauf vergißt.

Aus weiter Ferne hallt der Wellen dumpfes Toſen
So leiſe, wie ein Weſt, wenn er die Blumen küßt.
Von jenem Baume täuſcht mit menſchengleicher Stimme
Ein bunter Papagay das Ohr,
Und ruft mit neuem Trug aus einer Felſenklimme
Horazens ſcherzend Bild *) hervor,
Wenn hier ein Pfau den ſchlanken Aſt umflügelt,
Und Gold, Smaragd, und Purpur in dem Strahl
Der Königinn des Tages ſpiegelt.

Dieß Alles — und vereint in einem Zauberthal —
Mahlt, wenn ihr könnt, mit ſchaffendem Entzücken,
Dem die Begeiſterung Geſtalt und Farben leiht,
Der trunknen Seele ver — noch ſchmeichelt euren Blicken
Ein Schatte nur von jener Lieblichkeit,
Womit — ſo ſchien es mir — ſich die Natur verſchönte.
Doch was den Reitz der neuen Schöpfung krönte,
Glich den Erſcheinungen im holden Fabelland,
Von denen an Iliſſus Blumenſtrand
Des Mäoniden Harfe tönte.

*) Das Echo. Cuius recinet iocoſa
Nomen imago,
ſagt Horaz von dem Helden, den er beſingen will.

Gewirbelt himmelwärts, wie in den Trunken-
heiten
Der Liebe beſſ'rer Art, verlor die Seele ſich
In einem Paradies, dem einſt an Seligkeiten
Kaum' jenes an dem Euphrat glich,
Als, was ich ſah und nie geſehen hatte,
Ein neuer Anblick überwog,
Der die von vielen Wundern matte
Vernunft in neue Taumel zog.

Auf weichem Raſen lag in hoher Götterſchöne
Ein Jüngling — ſchlummernd zwar, allein
nichts Schöners ſah
Selbſt die begeiſterte Kamöne
Der Kunſt, als Amathuſia
Ihr einſt den Gürtel lieh, und ihr im Zauber-
lichte
Für Böttnern Ganymed erſchien *).
"Was," rief ich aus, "gleicht dieſem Angeſichte,
Auf welchem Nireus Reitze blüh'n?
Solch eine Stirn und ſolche Lippen,
Von denen auch im Schlummer Suada ſpricht,
Sah'n die Apellen und Lyſippen
Selbſt mit verklärten Augen nicht!
Der Wolluſt nahmenloſes Schweben,
Das zwiſchen Jugend und der Mannheit wankt,
Gibt dieſem todten Bild ein Leben,
Mit dem — die Hand auf's Herz — ſich Zeno's
Weisheit zankt!"

So ſchweifte lang mit lüſternem Vergnügen
Von Reitz zu Reitz, von Bild zu Bild der Blick;

*) Dieß bezieht ſich auf ein bekanntes Gemählde des erwähnten großen Künſtlers, den Jupiter, im Begriff den Ganymed zu küſſen, vorſtellend. Der höchſt emphatiſche Ausdruck verſchmilzt in dem reitzendſten Kolorit einer idealiſchen Schönheit.

Und mein Erwachen vor dem Rauſche zu betrügen,
Verlor in immer neuen Zügen
Sich meiner Augen Taumelglück.

Ein Glanzgewölk, aus Morgenroth gewoben,
Sank aus der Luft: ein Götterwagen ſchwamm
Auf ihm herab, zwey gelbe Drachen ſchnoben
Mit hoch empor gerecktem Kamm
Voran, und eine Göttinn — — — wage,
Beſcheid'ne Muſe, ſie zu mahlen nicht,
Und heiſcht es dein Beruf, ſo trage
Nur leichte Farben auf, vor andern wenig Licht!

Und eine Göttinn, wie Dione
Liebreitzend, hohen Geiſt im dunklen Augenpaar,
Mit weißer Bruſt und nelkenbraunem Haar —
Stieg lächelnd von dem Wolkenthrone,
Und nahte ſich — den Blick voll Sympathie
Auf jenen Schläfer hingeheftet —
Der Lagerſtatt, und ſank, entkräftet
Vom Uebermaß der Regung, auf ein Knie.
Der Jüngling, dem im rückgeſtrahlten Lichte
Die Täuſchung neue Reitze lieh,
Glich einem Liebesgott; auf ſeinem Angeſichte
Schwamm ſichtbar ein geliebter Traum.
Die Göttinn — ihren Gurt wie von ſich ſelbſt
gelöſtet,
Den Alabaſterbuſen kaum
Von Nebelflor aus Kos umdüftet —
Goß (wie Unſterblichen es ziemet, raſch und kühn)
Durch Küſſe, die Gebein und Mark durchglüh'n,
Den Ichor, der in ihren Adern ſtrömte,
Dem Schläfer in die Bruſt, der — ſteinern,
wie es ſchien —
Dem Götterglück nur leidend ſich bequemte.

Ihr ſtutzt: "der Amadis, den deine Göttinn fand,
Schlief immer fort?" ſcheint euer Blick zu fragen;

"Umſchlang nicht ſeine Stirn ein myſtiſch Zauberband,
So war, die Augen aufzuſchlagen,
Hier unvermeidlich — ſelbſt für einen Götterſohn!"

Das mag es ſeyn; allein Endymion
(Der Nahme, wie ihr merkt, verſteht ſich ſchon am Rande)
Lag wirklich wie verſtrickt in einem Zauberbande,
Und ſchnarchte fort: doch glänzte durch den Mohn
Auf ſeiner Stirn ein ſtilles Hochvergnügen;
Sein leiſer Athem ſchien den trunknen Geiſt zu wiegen.
Ihn hätte ſelbſt ein Sturm im Belt,
Wann ſich die Wellen donnernd bäumen,
(Ich wette drauf) aus ſeinen Götterträumen
Nicht aufgeſchreckt. Nur in der Dichterwelt
Kann ſolch ein Schlaf den Sinnenreitz beſiegen;
Auf dieſem Erdenrund wird nie ein Scladen
In einer Göttinn Armen liegen,
Und ſchlummern, wie Endymion!

Mit glüh'nder Wang', und wild zerſtreuten Locken,
Durch deren dunkle Fluth des Nackens Marmor ſcheint,
Und einem Aug', aus dem in Perlenglocken
Die Wehmuth des Entzückens weint,
Hangt Delia an ihrem ſchönen Freund.
In reger Bruſt will ihr der Athem ſtocken,
Und ihre Seel', ſo ſehr ſie göttlich iſt,
Vermag nicht mehr in ihr das Weib zu zügeln,
Weil, den ſie liebt mit ihrem Arm umflügeln,
Den Himmel (den im Rauſche ſie vergißt)
Und ſeine Wonne übermißt.

Wohin im Taumel des Entzückens
Der regen Phantaſie wollüſtig leichter Flug

Die wonnetrunkne Göttinn trug?
Und ob, im Wechſelfall des Glückes und Beglückens,
Endymion das, was er gab, empfand?
Ob ihm ein Traum mit größern Seligkeiten
Die Neſtelſchnur um ſeine Stirne wand?
Darüber mag, wer mehr geſehn hat, ſtreiten!
Die Glückesgöttinn läßt nicht bloß auf Einer Bahn
Die Roſen des Entzückens fallen;
Sie reicht, obgleich mit Wahl, den Nektarbecher allen — — —
Du, Muſe, knüpf den Faden wieder an!

Das Morgenlied der Nachtigallen
Begann im Hain, der Himmel klärte ſich
Zum reinſten Blau, und ſeine Wolken glühten
Wie fließend Gold, und alle Blumen blühten
In voller Pracht; allein nicht eine glich
Den Roſen auf Dianens Mund und Wangen —
Mit einem Wort: der Tag war völlig aufgegangen,
Als die Erſcheinung wie in einem Nu verblich;
Denn mit der Dämm'rung letztem Sterne
Verſchwand die Göttinn und ihr Seladon.
Todt, wie vorher, war Alles nah und ferne,
Rings keine Spur von Amors Roſenthron',
Und in der Luft kein Drachenwagen.

"In welches Feenland" (entbebt' ein leiſer Ton
Den Lippen) "hat mich ein Geſicht verſchlagen?
Nie hat die Schöpferinn Natur
Ein Gruppo dieſem gleich erſonnen,
Und nie iſt, was ſie ſchuf, bis auf die letzte Spur
So ſchnell in Himmelsluft zerronnen!"

Noch ſpähte zweifelhaft mein Auge rings umher,
Als hinter mir ein ſcharfer Windſtoß rauſchte,
Und, ſchwimmend noch in einem Taumelmeer,
Ich mein Erſtaunen um ein neues tauſchte.
Aus öder Waldung trat ein liebevoller Greis,
Mit goldnem Stab, in Staunen wie verſunken,
Doch ſprühten ſeine Blicke Funken,
Und inn'res Feuer ſchmolz der Hülle ſcheinbar Eis.
Sein Purpurkleid floß bis zur Erde nieder,
Ein Blumengurt ſchlang um die Hüften ſich:
Ihm fehlte zum Saturn nur Sichel und Gefieder,
Indeſſen Aug' und Blick dem jungen Amor glich.

Von Sympathie und Vorgefühl gezogen,
Wiewohl mit furchtſam ſcheuem Tritt,
Naht' ich in einem weiten Bogen
Dem Greiſe mich. Sein blitzend Auge glitt
Bedeutend her, als ſchien es mich zu fordern.
Die Ungeduld in meiner regen Bruſt
Begann in Flammen aufzulodern;
Des Orts, der Zeit, ſelbſt meiner kaum bewußt,
Brach ich urplötzlich aus: "Du, deſſen Blick verkündet,
Du ſeyſt kein Sterblicher, vergib dem Erdenſohn,
Der niederm Staube ſich entwindet,
Und dir ſich naht! So viele Wunder ſchon
Mich mit Erſtaunen angefüllet,
So gleichen ſie doch deinem Anblick nicht!
Unwiderſtehlich, wie die Liebe, quillet
Aus deinem Aug' ein mehr als irdiſch Licht,
Vor dem, — ich weiß, mich täuſcht die Ahndung nicht —
Die dunkle Zukunft ſich enthüllet.
Drum, Vater, (denn ein Schlag mit deinem Stab zerſtreut

Die Wolken jeder Art) komm, lichte meine
Sinnen
Die wesenlose Wirklichkeit,
Dieß Glanzgesicht, das ich entstehen und zerrinne
Vor wenig Augenblicken sah!
Ein Wahnbild war nicht diese Delia,
Man sage mir nur nicht, daß mich ein Traum
betrogen;
So warm und lebend mahlt nicht unsre Phantasie
So gegenwärtig bleibt, auch wenn sie nun ver
flogen,
Die Schöpfung der Begeisterung nie!
Drum sage, edler Greis, der Ehrfurcht und
Vertrauen
Mir in die Seele gießt, woher das Götterbild
Laß seine Deutung mich durchschauen;
Wo nicht, so werde rings die Luft von neuen
mild,
Und wiederkehre das Entzücken — — —"

Der Greis, in seinen Flammenblicken
Ein liebliches Gemisch von Ernst und Freund
lichkeit,
Sprach: "Wohl dir, wenn du nicht vergeben
Gesehen hast; du sahest heut —
Dich, und das Glück des Erdelebens!"

Als ob die Decke schnell mir von den Augen fiel,
Schien der Gedankenkreis urplötzlich sich zu heitern
Ein nahmenloses Hochgefühl
Begann mir Herz und Busen zu erweitern.
Im lieblichen Gewand der schönen Sinnlichkeit
Sah ich die Weisheit sich verjüngen,
Und Dichtung, die der Wahrheit Blumen streut,
Asträens Alter wiederbringen,

Wo, weil des Wahnes Feſſeln ſpringen,
Der Menſch ſich ſeiner Würde freut.

"Iſt," ſtrömte von des Greiſes Lippen
Die Rede fort, "das Menſchenleben nicht
Ein Bach, der bald an ſchroffen Klippen
Die trüben Fluthen ſchäumend bricht,
Bald unter mildem Sonnenſcheine
Durch Blumen ſpiegelt, und zuletzt
Im ſchattigen Zypreſſenhaine
Ein Häufchen Erde ſchweigend netzt?
Von Allem, was in ſeinen ſtillen Wellen
Dem Blick des Wandrers wiederſtrahlt,
Ihn bald verdunkelt, und bald paradieſiſch mahlt,
Kann nichts ihn trüben und erhellen:
Im großen Schauſpiel der Natur
Genießt er ſich und ſeine Freuden nur!
Iſt nicht das Glück, iſt nicht der Kummer,
Aus denen, was ihr Leben nennt, ſich miſcht,
Ein Traumbild, das in einem Morgenſchlummer
Euch lächelt, oder ſchreckt, und in ſich ſelbſt verliſcht?
Was euch umgibt, und was in fremden Blicken
Euch kettet an Fortunens Thron,
Trifft ſelten euer Herz: nur ſtilles Hochentzücken,
Das aus dem Innern quillt, kann weſentlich beglücken!

In einer Göttinn Arm verſchläft Endymion
Ein Taumelglück, um das ihn deine Augen neiden.
Sprich ſelbſt, was ſind ihm alle Freuden,
Von denen er den Zauber nicht empfand,
Als, unter Küſſen von Dianens Munde,
Er fühllos ſich in ihren Armen wand?
Was wär' ihm ſelbſt in einer ſolchen Stunde
Die Nektarſchaal' aus Ganymeda's Hand? —

Indeſſen ſchafft der glückliche Getäuſchte
In goldnen Träumen ſich ein weſenloſes Glück,
Willkommen ſeinem Wahn, weil dieſer Wahn es heiſchte:
Empfindung und Genuß hängt nur am Augenblick!
Er träumt — vielleicht von einem Feenlande,
Wohin der Sinnentrug ihm Brücken baut; vielleicht
Vom Tempel, der am ſeeumſpülten Strande
Sich ſtolz erhebt, um den die Nacht dem Tage gleicht,
Auf deſſen heiligen Altären,
Was Edles hier geſchah, in Erz gegraben ſtrahlt;
Vielleicht — ſogar im Arm Dianens — von Cytheren
Und ihrem Hain, den ſein Entzücken mahlt,
Wo eurem Wink den flieh'nden Arethuſen
Ein Liebesgott die Nerven lähmt — — — vielleicht
Daß Plutus ihm den Zauberſchlüſſel reicht,
Dem alle Schlöſſer, alle Buſen
Sich öffnen, der, was nie ein Kopf gedacht,
Ein Auge nie geſehn, und nie ein Ohr gehöret,
Was, ſeit die Erde rollt, kein Trismegiſt gelehret,
Was nie geſchehen — möglich macht!

Und träumt er ſo, iſt er nicht mehr zu neiden
Um Götterluſt, die er in Zügen trinkt,
Als um ein Glück, das einem Todten winkt?
Der Geiſt des Menſchen ſchafft ſich ſeine ſchönſten Freuden,
Nicht äuß'rer Prunk, den fremde Sehnſucht ſchminkt!
Was war die ſtumme freudenloſe
Beneidete Apotheoſe
Dem Unempfindlichen in einer Göttinn Arm?

Der Nektar troff auf ſeinen Mund vergebens!
Die Seele nur macht in dem Lauf des Lebens
Zur Wonne den Genuß, zur Würze ſelbſt den Harm!

Warum denn ſucht mit ſelbſt geſchaffnen Schmerzen
Der Wahn ein Glück, das unberauſchten Herzen
Den Labetrunk freywillig beut?
Um deine Schwäche, Menſch, zu ſchonen,
Verhüllt es weislich ſeine Kronen
Im dunklen Schleier der Nothwendigkeit.
Des Himmels ſchöne Tochter, Freude,
Geſellt ſich nur zur Geiſtesnüchternheit;
Die ſuche, Freund, und weislich meide,
Was Bitterkeit in deine Seele ſtreut!" —

Er ſprach's, und ſchnell zerſtob in Silberflocken
Des Greiſes Bart und Haar;
Statt ihrer ringelten lichtbraune ſeidne Locken
Den Nacken ſtolz herab. Ein glänzend Flügelpaar
(Den Schwingen gleich, womit im Roſenlichte
Die Phantaſie zum Sitz der Götter ſtrebt,
Auf denen im unſterblichen Gedichte
Freund Wielands ſich der Schwanenwagen hebt)
Entſprang den Schultern, und dem ernſten Angeſichte
Gab ein Gemiſch von Lilien und Karmin
Der Jugend friſchen Reitz; die lange Toga ſchien
In goldne Wölkchen hin zu fließen,
Auf denen — um vielleicht in einem beſſern Land
Der Wonnen reinſte zu genießen —
Der Genius ſich hob, und meinem Blick verſchwand.

Entrückt war jede Spur der holden Zauberſzene:
Doch hatte ſich, wie man zu ſagen pflegt,

Dem Geist mit ungetrübter Schöne
Ihr holdes Abbild eingeprägt;
Denn mein Entzücken lieh jetzt den zerstreuten Bildern
Ein mahlerisches Dunkelklar,
Wo sich das Ganze setzt und seine Farben mildern —
Die Stimmung meiner Seele war
Ein Mittelton von Staunen und Vergnügen;
Ich lebte neu, und trank, wie Epikur,
Mit langen, tiefgehohlten Zügen
Aus deinem Becher, o Natur!

Sanft, wie im Morgenwind die Blüthenäste spielen,
Umschwebe mich forthin, mein Genius,
Und mische mit der Dichtung Hochgefühlen
Des Lebens innigern Genuß!
Nur im Erwachen von dem Rausche
Der Leidenschaft, die jede Lust vergällt,
Erblickt der Geist, den nichts gefangen hält,
Das schöpferische Glück mit Sklaverey im Tausche,
In ihrer Gloria die Welt!

Euch aber, Freunde, sey vor allen
Mein Frohgefühl und dieses Lied geweiht!
Wenn Freuden der Vergangenheit
In seinen Tönen wiederhallen,
Und, rückgestrahlt von reger Phantasie,
In seinen Bildern sich erneuen,
Mit Blumen mir den Lebenspfad bestreuen:
So dank' ich dieß der Seelensympathie,
Die durch den Wechselzug des Schönen
Mein stilles Glück an euch, ihr Edlen, band!
Der Zufall kann mit Gold und Ehre krönen;
Was Rosen mir um meine Stirne wand,

Genuß der unverſiegbar'n Freuden,
Das Leben dieſes Lebens, fand
Ich nur bey euch, und auf den Weiden
Des Geiſtes, wo der Frühling nie entflieht,
Wo unter Weſten, die nicht ſcheiden,
Das reine Glück des Weiſen blüht!

## 3.

## An Nannette.

Goldnes Nettchen, meine Blicke
Suchten dich drey Sommer lang;
Leider, daß mit dem Geſchicke
Meine ſtille Liebe rang,
Und die Hoffnung mit dem Glücke!

Aber länger noch zu ſchweigen,
Leiden Lieb' und Sehnſucht nicht!
Dir mein ganzes Herz zu zeigen,
Wird zur unbedingten Pflicht —
War es dir doch längſtens eigen!

Ja, ich liebe Dich! Verlangen
Pocht in meinem Buſen laut:
Du, von deren Roſenwangen
Selbſt der Liebe Nektar thaut,
Laß mich, laß mich dich umfangen!

Alles ſchweigt. O! komm' und ſtehle
Dich mit mir in Cypris Hain!
Der verklärte Mond erzähle
Zweyer Herzen Hochverein,
Und die Freuden Einer Seele!

## 4.

## An Nelly's Eichhörnchen.

Kleines Diebchen meiner Nüsse,
Du bist glücklicher, als ich!
Nelly gibt dir täglich Küsse,
Drückt an ihren Busen dich;

Streichelt dir das rothe Fellchen
Mit der sammetweichen Hand,
Und vergißt bey deinem Schellchen
Wohl gereimter Lieder Tand!

Ihre Seufzer selbst erfährest,
Ihre Wünsche zählest du,
Küssest ihren Mund, und hörest
Den verliebten Klagen zu!

O, der Wonne dieser Küsse!
Doch, wie wär's, wir tauschten? — Dir
Gäb' ich Zuckerbrot und Nüsse — —
Topp! da hast du, Kleiner, hier!

## 5.

# Sidonia,

## oder das realiſirte Traumbild.

Im Löwenſteiniſchen Grunde, am 23. September, 1789.

Du lieblich Thal, durch deſſen Luſtgefilde
Mäandriſch ſich die kleine Urſe ſchlingt,
Wie ſcheinet mir die Sonne hier ſo milde!
Wie fühl' ich mich an Kopf und Herz verjüngt!
Hier lächelt mir die Unſchuld und die Tugend,
So wie ich ſie mit Jünglingstaumel ſah
Im holden Bild der Freundinn meiner Jugend,
Sidonia!

Dort droht ein Thurm empor ins Reich der Blitze,
Sein Grund iſt Fels, und Fels iſt ſein Gebäu.
Hier ſtürzt ein Bach von ſchroffer Klippen Spitze,
Und zürnt beſchäumt an meinem Fuß vorbey.
Fern treibt die Fluth wohlthätig eine Mühle.
Natur und Kunſt ſtehn eng verſchwiſtert da —
Und, ach! dein Bild, erblickt im Hochgefühle,
Sidonia!

Der dunkle Wald umſchlingt die grüne Heide;
Aus Büſchen ragt ein friedlich Dorf hervor,
Das ſich zum Sitz die königliche Freude —
So wie der Neid die Königsſtadt — erkor!
Diogenes ging hier aus ſeiner Tonne,
(Dem Schatten gleich in Acheruſia!)
Und freute ſich mit dir in Einer Sonne,
Sidonia!

Geliebtes Bild, das sich in Jugendträumen
Die Phantasie mit holder Täuschung schuf —
Natürlich schön, gleich einem Lied von Gleimen,
Der Muse Kind, gehorsam ihrem Ruf,
Du Zauberinn, der diese Gegend lächelt,
Bist du mir heut zum ersten Mahle nah'?
Und seh' ich dich, von dieser Luft umfächelt,
Sidonia?

Ich irre nicht; in deinen Feenblicken
Verschönert sich die ländliche Natur!
Den Geist mit Licht, dieß Thal mit Reiz zu schmücken,
Bedarf die Welt dein schönes Daseyn nur!
Entschleiert ist die holde Unbekannte
Des Dichtertraums, seitdem ich Dauren sah,
Und wirklich wird, was ich nur ahndend nannte,
Sidonia!

## 6.

## Palmerin.

Kennt ihr den Quell, der im verschwiegnen Hain
Aus einer Felsenhalle rinnet,
Und dann in mildem Sonnenschein
Durch Wiesenschmelz den Silberfaden spinnet?
Den Quell, berühmt durch fromme Schwärmerey
Elisabeth's, der Fürstinn biedrer Katten,
An dem auch ich, in kühlen Buchenschatten
Mir selbst genug und sorgenfrey,

Die Wunder der vergangnen Zeiten
Vor meinem Blick vorüber gleiten,
Und Manches, was auf Phöbus Wink geſchah,
Im Taumel der Begeiſtrung ſah?

Ihr kennet ihn — zum mindſten aus der Sage!
Allein die Art, wie er entſprang,
Iſt glaublich euch verſteckt. Sie zu enthüllen wage
Der Muſe heiliger Geſang!
Nur ſie, auf deren Wink ſich Trug und Wahrheit gatten,
Durchſchaut der Vorwelt Wunder — zieht
Die Decke von dem Land der Schatten!
Von ihrem Nektar ganz durchglüht,
Erblick' ich ſelbſt im zauberiſchen Lichte
Der Sache lang' verdeckten Grund.
So höret denn aus mein- und ihrem Mund
Die warnende Geſchichte!

Zur Zeit, als noch ein rauher Muth
Die dämmernde Vernunft in ſchwere Feſſeln zwängte,
Doch auch zum Glück mit reinem Deutſchen Blut
Entartung nicht ihr feines Gift vermengte —
Lebt' einſt, da wo die Lahne ſpiegelklar
Und langſam ſich durch Waldgebirge windet,
Fürſt Manto, der, wie eine Chronik kündet,
Ein zweyter Hannibal verhaßten Römern war.
Sein Hochgefühl für Vaterland und Würde
Des Völkerſtamms, den er beherrſchte, fing
Zum Zorn den Funken leicht, und bey der ſchweren Bürde
Der Sorgen und Gefahren ging
Sein Aerger meiſt in Grimm und Blutgier über.

»Das mag er thun! Doch, Dichter, sag' uns lieber,
Wer Palmerine war, und was ihr widerfuhr?
Nach Freund Horaz — zur Lehre deiner Leier —
Beginnt vom Ey nicht Troja's Abenteuer!«

Geduld! wir sind bereits auf guter Spur,
Und folgen, wenn wir ja, den Knoten mehr zu schürzen,
Den Stoff des Stücks durch Zwischenspiele würzen,
Dem Stagiriten, und der schaffenden Natur! —
Fürst Manto, der, wie wir gehöret haben,
Den Römerhaß, vom Vater angeerbt
Und durch den Wahn zur ersten Pflicht gefärbt,
In seinem Busen trug — entbehrte, trotz den Gaben
Des äußern Glücks, den Trost, in einem Sohn
Den künft'gen Rächer zu erziehen.
Doch zum Ersatz schien ihm der Sorgen Lohn
In einer Tochter aufzublühen,
Die Palmerine hieß, und mit dem Fürstenstand,
Bey körperlichem Reitz und sanfter Mädchenmilde,
Des Vaters hohen Muth verband.

Von ihrer Mutter Izenilde
An Häuslichkeit und strenge Zucht gewöhnt,
Durchlebte sie den Frühling ihrer Tage
(Wenn das ein Frühling heißt, den Amor nie verschont)
In einer nicht gar neidenswerthen Lage —
Bis Zufall und Natur den unbekannten Trieb,
Den, wie die sieben Weisen meinten,
Ein Gott in's Herz des Menschen schrieb,
An's Licht zu fördern sich vereinten.

Ein Römer-Jüngling, den das wandelbare Glück
Des Krieges zum Gefangnen Manto's machte,
Zog magiſch Palmerine'ns Blick
Auf ſich, und — ob ſie gleich ſich einen Feind nur dachte —
Sein unverdientes Mißgeſchick.

Vom Mitleid iſt der Uebergang zur Liebe
Nicht breiter, als das kleinſte Haar.
Valickus, unſer Römer, war
Jung, wohlgebildet, und beſeelt von jedem Triebe,
Der auf die Bahn des Ruhmes lenkt,
Mit ſtiller Allgewalt ſich in verwandte Seelen
Elektriſch ſpielt, und auf nichts minder denkt,
Als auf die Kunſt — ſein Innres zu verhehlen.

Dieß Alles konnte traun auf Palmerine'ns Herz
Den ſchnellen Eindruck nicht verfehlen.
Zwar hielt ſie lang' den unbekannten Schmerz
Der Liebe bloß für Folge jener Pflichten,
Die Sympathie und Menſchlichkeit
(Was außer dem ein Licht auf ihr Entſtehen ſtreut,
Voraus geſetzt!) ſelbſt einem Feind entrichten.
Doch dieſer Schein von Unbefangenheit
Verlor ſich allgemach in ſeelenvollen Blicken;
Ein Kampf von banger Furcht mit ahndendem Entzücken
Gab wechſelsweis den Wangen Schnee und Blut,
Und ihren Augen ſtille Thränen,
Wann bald ein unterdrücktes Sehnen,
Bald angeborner Edelmuth
Des Römer-Jünglings ſtolzen Mienen
Den ſtillen Reiz verlieh, der deſto ſtärker zieht,
Je mehr er, Beyfall zu verdienen,
Das ängſtliche Beſtreben flieht.

So knüpften unvermerkt die Seelen
Der Liebenden den unsichtbaren Bund,
Noch eh' dem streng' bewachten Mund
Ein Laut entfiel! — Doch Liebe zu verhehlen,
Ist mehr, als was Natur und Kunst vermag!
Vergeblich trauet ihr dem Schattendach der Bäume,
Durchschimmert kaum von Luna's keuschem Licht!
Im Lispel reger Blätter spricht
Verrätherisch das Spiel verliebter Träume,
Und in dem Spiegel klarer Fluth
Mahlt sich dem lauschenden Verdachte,
Was die vom Mond allein bewachte
Zu sichre Liebe thut!
So wurden auch die Traulichkeiten
Der Liebenden — durch eines Dritten Mund
Verbrämt mit hundert Eigenheiten,
Die ihnen Schmähsucht lieh — dem Fürsten Manto kund.

Er ruft, indem ihm beyde Augen klotzen,
Gebietherisch die Tochter vor.
'Darfst, spricht er, du, die sich noch nie verlor,
Den Sitten deines Volks, und meinem Willen trotzen?
Winkt deiner Wahl nicht Liebe, Glück, und Ruhm
In einem weit gedehnten Kreise
Der Edeln unsers Lands? O! kehre zeitig um
Von deiner Neigung irrem Gleise!
Ist's möglich, Kind? Kann Palmerine'ns Herz
Des Vaters Schmach in einem Römer lieben?
Erspare mir die Pflicht, das Rächeramt zu üben,
Und dir der Reue bittern Schmerz!'

So sprach er, und ein Blick, von Grimm und Vaterliebe
Im Wechselkampf beseelt,

Blitzt' auf die Tochter, die, nachdem sie lang' gewählt,
Sich sammelt, und im Drang des edelsten der Triebe,
Des Selbstgefühls, ihr Herz zur Treue stählt.
Erröthend stürzt sie nieder und bekennet
Mit auf die Brust gelegter Hand
Die Flamme, die in ihrem Busen brennet.
'Ist, schluchzet sie, was ich noch nie empfand,
Verrath an der Natur, so büße Palmerine
Für einen Trieb, der ihre Pflicht entweiht!
Doch wenn, das Liebende entzweit — —'

Hier unterbrach mit eines Tiegers Miene
Der Vater den Erguß schuldloser Zärtlichkeit.
'Wirst du, entbebte seinen blassen,
Verzuckten Lippen das Gebeth,
Nicht unbedingt den Romer hassen,
So stirbst du peinlicher — in des Geliebten Tod!'

Auf dieses Wort erhebt mit einem stillen Zürnen
Der Tugend sich die schöne Dulderinn.
Ein Strahl von Freude, wie sie nur Beglückter Stirnen
Entschimmert, goß sein Licht in ihren Sinn.
'Auch selbst der Tod verbindet, was er trennet!'
Denkt sie und stärkt zu neuer Kraft den Geist,
Der, weil er sich und was, er liebet kennet,
Dem Scheinglück äußern Prunks großmuthig sich entreißt.
Mag ein Schar von Fürstensohnen,
Laut flehend um der Liebe Glück,
Den Reitzen selbst auch ihrer Feindinn fröhnen;
Hat Palmerine'n doch ein günstiges Geschick
Den Einzigen gezeigt! Nur Ein Mahl kann sie lieben;

Mag Erd' und Himmel untergehn,
Und sich die Welt in neuen Angeln drehn;
Es wird sie nicht erfreuen, noch betrüben,
Wenn nur ihr Arm den letzten Sieg erringt,
Und da, wo sich verklärte Geister lieben,
Den Einzigen umschlingt!
Indessen gab, die Drohung mehr zu schärfen,
Durch einen Wink mit seiner rechten Hand
Der Fürst Befehl, das Opferloos zu werfen.

Im weißen, blau gegürteten Gewand,
Umlaubt mit einem Eichenkranze,
Und in der Hand die kriegerische Lanze,
Trat ein Druide vor, und warf durch einen Ring
Die Stäbchen dunkler Weih', an denen Tod und Leben
Von manchem edeln Römer hing,
Auf ein gespanntes Tuch. Sie wieder aufzuheben,
Ertönte bald das Zeichen von dem Huf
Des Rosses, das laut wiehernd, Flug die Mähne,
Den Berg erklimmte. Schon erschuf
Die Furcht des Ausgangs manche Thräne,
Als der Druide drey Mahl tief
Sich vor dem Fürsten neigte,
Und laut, indem er eins der heilgen Stäbchen zeigte,
Das Donnerwort: Valiskus! rief.

Hell flammte nun im tiefen Haine
Die Opfergluth: von ihrem Wiederscheine
Geröthet, und gebunden stand
Valiskus, edeln Stolz in seiner Römer-Miene,
Der alle Furcht des Todes überwand!
Man führt ihn nach der Trauerbühne:
Der Popa zuckt — als Manto, den der Muth
Des Römers wüthend macht, ihm einzuhalten winket.

'Nein! ruft er, eh' der Sand das Blut
Von dieſem ſtolzen Feinde trinket,
Führt die Verrätherinn herbey,
Damit ſie (röchelt er, und ſeine Blicke ſprühen
Des Grimmes Funken) Zeuginn ſey!
Sie ſehe ſelbſt die Flamme glühen,
Und fühl', indem vermehrte Qual
Den Rattenfeind mit langem Tode täuſchet,
In ihrer eignen Bruſt den Stahl,
Der des Verworfnen Herz zerfleiſchet!'

Jetzt naht ein Zug von Kriegern, ernſt und ſtill;
Aus ſeiner Mitte tritt, mit eines Engels Miene
Und einem Blick, der, ſcheint es, ſagen will,
Was ſie verhehlt — die ſchöne Palmerine.
Ihr ſchlichtes Kleid, vom blonden Haar umwallt,
Die offne Stirn, der Wangen Roſenſchimmer,
Ihr blaues Auge — kurz, die reitzende Geſtalt,
Entlaſtet von dem Flimmer
Des äußern Prunks, zog Aller Augen an,
Und ſchien den Blick nur deſto mehr zu feſſeln,
Je näher jetzt, auf einer Bahn,
Beſät für ihren Fuß mit Neſſeln,
Die Liebende dem grauſen Orte kam,
Wo ihrer Seele Freund, den Odin zu verſöhnen,
Jetzt bluten ſoll. Ein Wink: der Popa nahm
Das Meſſer — kaum mit einem leiſen Stöhnen,
Und einem Blick auf Palmerine'n, ſank
Der Römer. Edler Trotz ſprach ſtill aus ſeinen Zügen
Auch noch im Tod; der dürre Boden trank
Sein Blut, das rieſelnd von den Stiegen
Des Opferherdes rann. Geſtillter Rache Luſt
Begann auf Manto's Stirn die Furchen auszuglätten,
Und allgemach in ſeiner Bruſt
Den ſüßen Wahn zerbrochner Ketten

Zu nähren — als ein tösendes Gewühl
Im Volk entstand, und auf ein Trauerspiel
Von neuer Art die starren Blicke spannte.

Die Flamme, die mit lautem Prasseln brannte,
Vermehrte durch den rothen Wiederstrahl
Den Schauder, und die Schrecken ohne Zahl
Des Anblicks, den ich jetzt beschreiben werde.

Zehn Schritte kaum vom blutgen Opferherde
Lag Palmerine, bleich wie eine Marmorwand,
Auf offner Brust mit einem Purpursterne,
Der sich im grünlich blauen Rand
Verlor. In einer kleinen Ferne
Erblickte man den blutgetränkten Stift,
Der, wie sich schließen ließ, in Palmerine's Wunde
Zwiefachen Tod gedrückt, und dessen scharfes Gift
Bereits auf ihrem blauen Munde
Sich schauderhaft in Zuckungen verrieth.

Fürst Manto, den beym Anblick dieser Scene
Empfindung und Bewußtseyn flieht,
Erstarrt zum Bild: sein Auge, wie verglüht,
Hat selbst nicht eine Vaterthräne,
Die seinem nahmenlosen Schmerz
Den schwachen Trost des Ausbruchs gönnte.

Doch neues Leben strömt urplötzlich ihm in's Herz,
Und schnell, als ob der Boden brennte,
Stürzt er, die Blicke himmelwärts
Gekehrt, in wildem Taumel nieder,
Umarmt mit halb ersticktem Ach!
Der Tochter schon entseelte Glieder,
Und — wird zum Fels, aus dem ein klarer Bach
Mild, wie der Liebe Thränen, quillet;

Ein Bild dem Enkel noch, das Härte, Wahn der Zeit,
Und Liebender Unſterblichkeit
In ein geweihtes Dunkel hüllet!

Oft, wann Selenens Silberlicht
Durch dieſes Hains verſchränkte Zweige
Mit ſchauerlicher Wehmuth bricht,
Gehn an des Waldgebirges Reige
Die Liebenden als Schatten Hand in Hand,
Von meiner Muſe ſtill belauſchet;
Allein ſo bald ein Fußtritt rauſchet,
Verſchwinden ſie: die klare Quelle nur,
Verſteckt in dunkler Buchengrüne,
Lallt dem geweihten Ohr den Nahmen Palmerine,
Und weinet durch die Flur!

---

## 7.

## An Leukon.

Auf ſeinen Bogen hingebückt,
Ruht über Opferdüften
Gott Amor, lächelt ſanft, und nickt
Aus roſenfarbnen Luften.

In einem Myrtenwäldchen ſchlief
Der Sieger aller Herzen,
Und ſeine ſchöne Mutter rief
Ihn auf zu Kampf und Scherzen.

"Fort! ſprach ſie, rüſte dich zum Streit
Mit Männern, die mich höhnen;
Ich, deine Mutter, will mich heut
Mit neuen Roſen krönen!"

Er flog empor auf Blumenduft
Mit raſcherem Gefieder.
Bald ſäuſelten, wie Sonnenluſt,
Die goldnen Pfeile nieder;

Und ſchnell, mein guter Leukon, fuhr
Der ſchärfſte dir durchs Leben.
Die andern lagen auf der Flur,
Bequemlich aufzuheben.

Doch er, — der Gott, durch ſüßen Scherz
Den Sterblichen willkommen,
Der dir, geliebter Freund, ein Herz
Gegeben und genommen, —

Verbindet nun mit Hymens Band,
In einer Taumelſtunde
Dem Knie der holden Braut entwandt,
Dir die geſchlagne Wunde.

Drum fürchte nichts, und breche ſo
Der Liebe Frühlingsblüthen,
Wie Gleim und König Salomo
Dem weiſen Jüngling' riethen;

Noch ungeborner Leiden Harm
Verſpare bis auf morgen,
Und in Eliſens weichem Arm'
Verträume Nacht und Sorgen;

Bis ſich der Schatten nicht mehr ſchiebt,
Wenn du vom Schlaf erwacheſt,
Und deiner Freundinn, die dich liebt,
In engern Armen lacheſt!

Dann ſage, wenn du redlich biſt,
Mir die gehabten Träume,
Daß ich nach neun mahl Monathsfriſt
Ein neues Liedchen reime! —

## 8.

# Seſoſtris

### Eine Skizze.

Wo unter Iſis keuſchem Lichte
Der breite Nil die Felder tränkt,
Lebt' einſt ein König, der noch in der Weltgeſchichte —
Wie Friederich — regieret, ſchlägt, und denkt.
Seſoſtris, dem von allen Pharaonen
Kein andrer glich, beſchloß am Ziel
Von hundert Thaten, die ſich ſelbſt belohnen,
Dem Einen wahren Gott (der Götter waren viel'
In ganz Aegypten) einen Tempel
Zu bauen, wo, wer ihn verehrt
Und Tugend liebt, trotz allem Sektenſtempel,
Ihm als Bekenner angehört.
"Die Gottheit (ſchloß der königliche Weiſe)
Iſt einig — einig ſey ihr Dienſt!
Die Oberprieſter murrten leiſe,
Und ſprachen laut: "Prinz, du erkühnſt
Dich deſſen, was dem Himmel nur gebühret!
(Und ſeinen Dienern! raunts dem Dichter in das Ohr)
Oſiris, der den Kreis der Welt regieret,
Schrieb uns den Dienſt des Apis vor,
Der mit dem großen Jahr *) begonnen!
Was ſuchſt du? — Wahrheit? — Unter allen Sonnen

*) Die ägyptiſchen Weiſen, und mit ihnen Plato, lehrten, daß nach einem Zeitraum von 40000, oder wie andere ſagen 25000, Jahren die Welt und alle himmliſchen Körper wieder in ihr erſtes Weſen zurück kehren würden. Dieſer Zeitraum hieß bey ihnen das große Jahr.

Ist sie durch diesen Dienst geweiht.
Erzürne, Prinz, nicht deiner Väter Götter,
Erspare deinem Reich' ein Wetter,
Und Dir die Pein, die spät bereut!"
So färbten ihren Groll die weiland Loioliten
Aegyptenlands. Der König schwieg,
Und horchte dem, was bess're Gründe riethen.
Einst sah er früh — die Sonne stieg
Gleich einem Gott aus Flammenwellen
Des rothen Meers — sein Memphis sich erhellen,
Und fühlte Drang, den er noch nie empfand.
Er ging, so leicht, wie eine Seele
Zum Himmel, jenen Pfad, der sich, an mancher Höhle
Vorbey, durch heil'ge Dornen wand,
Bis, wo im tiefsten Hain (ihr merkt wohl, in Gedanken
Des Königs bloß) mit seinen weiten Schranken
Der allgemeine Tempel stand.
Sesostris hatte schon den krummen Pfad verloren,
Und irrt im Wald, wo kaum ein Sonnenstrahl
Durch dunkles Laub verschränkter Sykomoren
Sich zitternd auf die Erde stahl.
Kein leiser Laut. Es blitzt. Der König hebet
Die Augen auf, und vor ihm schwebet
Ein Jüngling schöner als der Tag,
Wenn ihm das erste Licht die Rosenwangen mahlet,
Und freundlich, wie die Hoffnung, die nicht pralet,
Nach eines herben Schicksals Schlag.
Schlank war sein Wuchs, das dunkelbraune Haar
Floß wellenhaft den Nacken nieder:
Ein langes Purpurkleid erhob den Reitz der Glieder,
Und Stirn und Blick stellt' einen Halbgott dar.
"Wer bist du?" sprach Sesostris, und ermannte
Mit Würde sich. Ich bin dein Freund!
(Versetzt der schöne Unbekannte)
"Hat auch ein König einen Freund?"
Ja! wenn er werth ist, ihn zu haben,

Verwilligt ihm der Himmel — ſo wie dir —
Mit einem Diadem die erſten ſeiner Gaben.
Allein blick' auf, und folge mir!
Der König ſah, und traute kaum den Blicken,
Dicht vor ſich einen Tempel ſtehn.
Der Jüngling winkt, ihm nachzugehn,
Und zwiſchen Schauder und Entzücken
Folgt ihm Seſoſtris, als mit einem Blitz
Des Thores Flügel von einander flogen,
Und zwey Göttinnen, hoch auf Einem Stuffenſitz,
Des Königs Augen an ſich zogen.
Sie ſtanden, Bruſt an Bruſt geſchmiegt,
Im ſchönſten Gruppo da. Ernſt, wie ein Donnerwetter,
Das ſich auf fernen Wolken wiegt,
War dieſe hier; doch Freundlichkeit der Götter
Umfloß ihr Antlitz, und im Blick
Vermiſchte ſich mit ſchmachtendem Verlangen
Ein Vorgefühl von höh'rer Geiſter Glück.
Die andre, mit Karmin auf ihren holden Wangen,
Mit goldnem Ringelhaar, wie Böttner Engel mahlt,
Ihr Aug' — dem Morgen gleich, nach nebelvollen Nächten
Von klaren Bächen rückgeſtrahlt —
Hing an der Freundinn Blick: ſie zeigte mit der Rechten
Bedeutend ihr der Sonne funkelnd Bild,
Das an der Decke ſchwamm — — —
Seſoſtris, furchtſamwild
Und von Verlangen hingeriſſen,
Brach ſchnell das Schweigen: "Freund, wer ſind
Die beyden, die ſich hier gleich Himmelstöchtern küſſen,
War ich mein halbes Leben blind?
Noch nie verſchonten ſich Göttinnen
In meinen Augen ſo!"